

MAX-PLANCK-INSTITUT FÜR WISSENSCHAFTSGESCHICHTE

Max Planck Institute for the History of Science

PREPRINT 23

Johannes Fehr

Saussure. Zwischen Linguistik und Semiologie

Als Preprint erscheint hier der im nebenstehenden Vorwort als *Einleitender Kommentar* bezeichnete erste Teil einer fertiggestellten deutschen Ausgabe von Texten aus dem Nachlass von Ferdinand de Saussure.

Für den Zweck dieses Vorabdrucks erscheinen die bibliographischen Angaben in den Fussnoten in einer Form, welche das Auffinden der Texte auch ohne Literaturverzeichnis erlaubt.

J.F.

Derart muss man sich an eine Art Lehre halten, wie gegen seinen Willen, und wie wenn das vielleicht noch die beste Art und Weise wäre, die Zweifel selbst darzulegen.

F. d. S.

Vorwort

Ein Buch mit dem Titel *Linguistik und Semiologie* hat Ferdinand de Saussure nie geschrieben. In den gut dreissig Jahren nach dem Erscheinen seiner Dissertation, dem zweiten und letzten Buch, das er zu seinen Lebzeiten veröffentlichte, bis zu seinem Tod am 22. Februar 1913 hat er allerdings unablässig geforscht und geschrieben: Wenig davon hat er in Aufsätzen und kleinen Artikeln publiziert, aber gut 9'000 Blätter – Notizen, Entwürfe, Briefe und Dokumente – sind in seinem Nachlass erhalten. Doch nicht nur dessen Umfang überrascht: Denn nur ein knappes Drittel der Manuskripte ist dem gewidmet, was man landläufig als Linguistik bezeichnet. Daneben finden sich zahlreiche Notizen zur Verslehre, zu Lautwiederholungsgesetzen der indoeuropäischen Dichtung (die sogenannten *Anagramm-Studien*) sowie detailreiche Nachforschungen zur Entstehungsgeschichte des *Nibelungenlieds*.

War die Veröffentlichung von Auszügen aus Saussures *Anagramm-Studien* im Frankreich der sechziger und siebziger Jahre noch ein Ereignis, das auch in deutschsprachigen Publikationen seinen Niederschlag fand, so sind, seltsamerweise, Saussures Arbeiten zum *Nibelungenlied*, die 1986 in einer repräsentativen Auswahl in Italien erschienen, hierzulande nahezu unbemerkt geblieben. Im deutschen Sprachraum vollkommen in Vergessenheit geraten sind schliesslich jene Untersuchungen Saussures, die wohl als erste überhaupt auf deutsch zu lesen waren: seine Beiträge zu Théodore Flournoys 1914 bei Meiner in Leipzig erschienener Monographie *Die Seherin von Genf. Experimentaluntersuchungen zur Religions-, Unterbewusstseins- und Sprachpsychologie*. — Je für sich allein genommen sind diese Arbeiten wissenschaftsgeschichtlich bedeutsame Dokumente. Im Zusammenhang betrachtet zeigen sie Saussures Versuch, die Grundlagenproblematik der Linguistik im Rahmen einer Semiologie zu fassen, in ungewohnter, sprachtheoretisch aufschlussreicher Perspektive.

Ziel des vorliegenden Buches ist es, Saussures Nachlass in seiner faszinierenden Vielschichtigkeit zugänglich zu machen und damit zur vertieften Auseinandersetzung mit dem Denken eines der bedeutendsten Sprachtheoretiker dieses Jahrhunderts beizutragen. Umrahmt von einem einleitenden Kommentar, in welchem eine sorgfältige Lektüre der Texte vorgelegt wird, und einem reichhaltigen bio- bibliographischen Anhang, findet sich im Hauptteil des Buches eine breit angelegte Auswahl sprachwissenschaftlicher und anderer Manuskripte und Dokumente Saussures. — Mit einer Ausnahme sind zwar die übersetzten Texte alle bereits auf französisch publiziert, doch eröffnet dieses Buch einen Zugang zu Saussures Nachlass, wie es ihn bisher noch nirgends gab: Statt wie üblich die sprachwissenschaftlichen von den übrigen Texten getrennt und verschieden zu behandeln, zielt es darauf, den *inneren Kontext*, das inhaltliche und zeitliche Nebeneinander der verschiedenen Arbeiten sichtbar zu machen. Und vor allem: Die einzelnen Manuskripte werden in der Übersetzung (meist) vollständig und in fortlaufender Fassung wiedergegeben, so dass ihr Aufbau und ihre thematische Entwicklung untersucht werden kann.

Aus Gründen, denen es im folgenden nachzugehen gilt, haben die Manuskripte aus Saussures Nachlass einen stark fragmentarischen Charakter: Es sind Entwürfe zu nie vollendeten Büchern, vorbereitende Notizen zu Vorlesungen, Notate zu Vorträgen, Artikeln und anderem. Oftmals brechen sie mitten im Satz ab oder sind mit Ergänzungen und Korrekturen überschrieben. Nicht zuletzt deshalb ist die Lektüre (wie das Übersetzen) dieser Texte spannend, zugleich aber auch schwierig. In der folgenden Übersetzung habe ich mich bemüht, die für Saussures Schreiben konstitutive Unabgeschlossenheit zu respektieren.

Im Gegenzug schien es sinnvoll, den Texten einen Kommentar voranzustellen, welcher die systematischen Zusammenhänge zwischen den Fragmenten herausarbeitet und diese sowohl in Bezug auf den *Cours de linguistique générale* und die daran anschliessenden linguistischen Lehren als auch auf den wissenschaftsgeschichtlichen Kontext situiert. — Im Anhang werden die chronologischen Bezüge zwischen den Manuskripten und Briefen, zwischen den veröffentlichten Arbeiten und den Vorlesungen Saussures aufgezeigt. Im weiteren wird eine Zusammenstellung seiner zu Lebzeiten veröffentlichten sowie der postum erschienenen Texte und einschlägiger Dokumente gegeben. Schliesslich findet sich ein umfangreiches Verzeichnis der Literatur, welche für das Verständnis der im folgenden behandelten Themen hilfreich ist.

Den vielen, die durch ihr Interesse, durch Rat und Hilfe, aber auch durch finanzielle Unterstützung zur Entstehung dieses Buches beigetragen haben, danke ich namentlich am Schluss dieses Buches. — Ich widme es Charlotte Jakob, meiner Frau, ohne deren Geduld und liebevoll-kritische Aufmerksamkeit es nie zustande gekommen wäre.

Erlenbach, im März 1995
Johannes Fehr

INHALT

<i>VORWORT</i>	III
<i>INHALT</i>	V

ERSTER TEIL

SAUSSURE: ZWISCHEN LINGUISTIK UND SEMIOLOGIE EIN EINLEITENDER KOMMENTAR

A.) <i>ANSÄTZE</i>	1
I. »DIE ABSOLUTE BELANGLOSIGKEIT DER GELÄUFIGEN TERMINOLOGIE« – SAUSSURES ZWEIFEL	3
II. »NACH DEM TOD DES MEISTERS« – DAS VORGEHEN DER HERAUSGEBER	10
III. »EIN SCHLEIER DES GEHEIMNISVOLLEN« – NOTWENDIGKEIT DES LESENS UND GRENZEN DER LEKTÜRE	18
B.) <i>SPRACHEN</i>	29
IV. SPRACHE UND SPRACHE	31
V. DIE EINE UND DIE VIELEN	44
VI. DIE ZIRKULATION DER SPRACHE(N)	57
C.) <i>ZEICHEN</i>	73
VII. EIN BESONDERER FALL DER THEORIE DER ZEICHEN	75
VIII. EINE GANZ NEUE SEITE DES ZEICHENS	90
IX. DIE FARBEN DER VOKALE	107
D.) <i>UMRISSE</i>	133
X. VERÖFFENTLICHTES UND UNVERÖFFENTLICHTES	135
XI. WER SPRICHT ?	143
<i>ABKÜRZUNGEN</i>	153

A.)
ANSÄTZE

*Sie haben
wohl
gesehen,
mehr noch,
als ich es
Ihnen sagen
konnte,
dass es
zunächst vor
allem darum
geht,
sich mit
irgendeiner
Art von
Glauben zu
versehen,
sei es zum
Beispiel der
an die
Wahrscheinlichkeit
des Ganzen
oder der,
dass
«irgend etwas»
sicher ist.*

*29. Oktober 1908,
Aus einem Brief
an Léopold Gautier*

I. »DIE ABSOLUTE BELANGLOSIGKEIT DER GELÄUFIGEN TERMINOLOGIE« — SAUSSURES ZWEIFEL

In einem Brief vom 4. Januar 1894 an Antoine Meillet, seinen ehemaligen Schüler und Nachfolger an der *Ecole des Hautes Etudes* in Paris, schreibt Saussure die folgenden, aufwühlenden Zeilen:

Aber ich bin ziemlich angeekelt von all dem, und von der allgemeinen Schwierigkeit, was sprachliche Tatsachen anbelangt, auch nur zehn Zeilen zu schreiben, die verständlich sind. Seit langem vor allem mit der logischen Klassifikation dieser Tatsachen beschäftigt, mit der Klassifikation der Gesichtspunkte, unter denen wir sie betrachten, sehe ich mehr und mehr die unermessliche Arbeit, die es brauchen würde, um dem Linguisten zu zeigen, was er macht; indem man jede Operation auf die für sie vorgesehene Kategorie zurückführt; und gleichzeitig sehe ich auch die ziemlich grosse Vergeblichkeit von allem, was man schliesslich in der Linguistik machen kann.

Letztlich hat nur die pittoreske Seite einer Sprache, das, worin sie sich von allen andern unterscheidet, weil sie zu einem bestimmten Volk mit bestimmten Ursprüngen gehört, dieser beinahe ethnographische Aspekt für mich ein Interesse bewahrt: Und genau das Vergnügen, mich diesen Studien ohne Hintergedanken hinzugeben und einen einzigartigen Fall zu geniessen, der zu einem bestimmten Milieu gehört, ausgerechnet dieses Vergnügen ist mir nicht mehr möglich.

Die absolute Belanglosigkeit der geläufigen Terminologie, die Notwendigkeit einer Reform, zu zeigen, was für ein Gegenstand die Sprache im allgemeinen ist, verdirbt mir ständig mein historisches Vergnügen, obwohl ich keinen grösseren Wunsch habe, als mich nicht mehr mit der Sprache im allgemeinen auseinandersetzen zu müssen.

Wider meinen Willen wird das mit einem Buch enden, in dem ich ohne Enthusiasmus und Leidenschaft erkläre, weshalb es in der Linguistik nicht einen einzigen Begriff gibt, dem ich irgendeine Bedeutung zuschreibe. Und erst danach, ich gestehe es ein, werde ich meine Arbeit dort wieder aufnehmen können, wo ich sie unterbrochen habe.¹

Es ist bekannt: Saussure hat dieses Buch nie geschrieben. Und dennoch erschien zweiundzwanzig Jahre nach diesem Brief, drei Jahre nach seinem Tod, ein Buch, das seinen Namen trägt, der *Cours de linguistique générale*²; ein Buch, das versucht, 'dem

¹ Cf. Saussure: "Lettres à Antoine Meillet", hrsg. v. E. Benveniste, in: *Cahiers Ferdinand de Saussure* [CFS] 21, 1964 [hinfert zitiert: LAM; Passagen fremdsprachiger Texte, die von mir ins Deutsche übersetzt wurden, sind durch den der Stellenangabe vorangehenden Hinweis 'Cf.' gekennzeichnet.], S. 95. Verzeichnis der Abkürzungen siehe S. 155.

² Publié par Charles Bally et Albert Sechehaye, avec la collaboration de Albert Riedlinger, Lausanne und Paris, 1916.

Linguisten zu zeigen, was er macht¹; ein Buch, das sich genau mit dem befasst, wovon in diesem Brief die Rede ist: mit der 'Sprache im allgemeinen'.

Der *Cours*, man weiss es, ist eine Rekonstruktion der Saussureschen Lehre, in erster Linie basierend auf Vorlesungsmitschriften von Studenten der drei Genfer Vorlesungen über allgemeine Sprachwissenschaft², sowie, wo sie sich in diesen Rahmen einfügten, auf persönlichen Notizen aus Saussures Nachlass. Die Herausgeber, wenn nicht die Verfasser des *Cours*³, Charles Bally und Albert Sechehaye, welche selbst diese Vorlesungen nicht gehört hatten, weisen in ihrem Vorwort darauf hin, dass sie sich dessen bewusst sind, dass "der Autor, [...] vielleicht der Veröffentlichung dieser Seiten nicht zugestimmt hätte"⁴.

Aber all diesen tatsächlichen und vermuteten Vorbehalten seines widerwilligen Autors zum Trotz, wurde das Buch zum "wahrscheinlich meist zitierten linguistischen Werk des zwanzigsten Jahrhunderts"⁵. Auf Grund des *Cours* begann Saussure, der für seine Zeitgenossen "ein hervorragender Indogermanist [war], der schon mit 21 Jahren sein Hauptwerk, eine Abhandlung über das ursprüngliche indogermanische Vokalsystem vorgelegt hatte"⁶, in seinem Nachleben eine erstaunliche Rolle zu spielen:

Wenn irgendeine Einzelpersonlichkeit der Begründer der modernen Linguistik genannt werden soll, so ist dies der grosse Schweizer Gelehrte Ferdinand de Saussure, [...] Heute können viele verschiedene linguistische Schulen unterschieden werden, sie alle sind jedoch direkt oder indirekt (in verschiedenem Ausmass) von de Saussures *Cours* beeinflusst worden.⁷

Saussure, der nach dem 1878 erschienenen *Mémoire* kein einziges überragendes wissenschaftliches Werk mehr veröffentlicht hatte⁸, wird postum zum Begründer oder Vater einer wissenschaftlichen Bewegung, wenn nicht einer neuen Wissenschaft:

Ferdinand de Saussure ist der Vater der modernen Linguistik, der Mann, welcher die Wissenschaft der Sprache und der Sprachen in einer Art und Weise reorganisierte,

¹ Die durch Apostroph gekennzeichneten Worte und Wortgruppen entstammen den zitierten Texten, erscheinen hier aber zum Teil in veränderter syntaktischer Stellung.

² Nämlich: 1906–1907: *Linguistique générale, Cours I*; 1908–1909: *Linguistique générale, Cours II*, 1910–1911: *Linguistique générale, Cours III*.

³ Vgl. R. Engler: "Die Verfasser des CLG", in: P. Schmitter (Hrsg.): *Zur Theorie und Methode der Geschichtsschreibung der Linguistik. Analysen und Reflexionen*, Tübingen 1987, S. 141-161.

⁴ Ch. Bally und A. Sechehaye: Vorwort zur 1. Auflage des *Cours de linguistique générale*, 1916, in: GRF, S. XI; CLG/D, S. 11 [hinfert zitiert: Vorwort 1916]. Vgl. dazu auch den Brief von C. Bally an A. Meillet vom 29. Mai 1913, in: R. Amacker/S. Bouquet (Hrsg.): "Correspondance Bally-Meillet (1906-1932)", in: CFS 43, 1989 (1990), S. 102-103.

⁵ Cf. W. Manczak: "Critique du structuralisme", in *Folia linguistica* 3, 1969, S. 176/77. In seinem Aufsatz "La théorie saussurienne en rétrospection" schreibt R. Jakobson:

"Der *Cours* von Saussure ist ein geniales Werk und selbst seine Irrtümer und Widersprüche sind bedeutsam. Kein anderes Buch unseres Jahrhunderts hat einen so breiten und tiefgreifenden Einfluss auf die internationale Linguistik gehabt." (Cf. *Linguistics* 22, 1984, S. 165).

⁶ T. M. Scheerer: *Ferdinand de Saussure*, Darmstadt 1980, S. IX; Scheerer bezieht sich auf Saussures *Mémoire sur le système primitif des voyelles dans les langues indo-européennes*, Leipzig 1879 [1878], in: REC, S. 1-268.

⁷ J. Lyons: *Einführung in die moderne Linguistik*, München 1971, S. 39.

⁸ Vgl. dazu *Umriss*, S. 135 ff.

dass die Errungenschaften der Linguistik des zwanzigsten Jahrhunderts möglich wurden.¹

Aber damit nicht genug: Seit Mitte der fünfziger Jahre beriefen sich, vor allem in Frankreich, auch Vertreter anderer Human- oder Geisteswissenschaften auf Saussure, um ihrer jeweiligen Disziplin einen neuen wissenschaftlichen Status zu geben:

Wir empfinden überhaupt keine Verlegenheit, die Präsenz Ferdinand de Saussures in einer Übersicht über die grossen Philosophen zu rechtfertigen. Wenn es sich tatsächlich darum handelt, in dieser Übersicht jene zu situieren, deren Denken, auch wenn es anfänglich sehr spezialisiert war, die Geschichte des Geistes geprägt hat, dann ist darin ein Mann am rechten Platz, der, wenn auch spät, das Vorgehen von Denkern wie Merleau-Ponty, Lévi-Strauss, Henri Lefebvre, Roland Barthes, Lacan, Michel Foucault beeinflusst und bereichert hat, und, durch sie, alle heutigen Geisteswissenschaften [*sciences humaines*].²

Die Einschätzung der Bedeutung Saussures durch G. Mounin wird von den Autoren, die er erwähnt, bestätigt. So hält zum Beispiel Claude Lévi-Strauss in seiner Antrittsvorlesung am *Collège de France* fest:

Was ist also die Sozialanthropologie?

Keiner, so scheint mir, war näher daran, sie, wenn auch nur im Vorübergehen, zu definieren, als Ferdinand de Saussure, der, als er die Linguistik als Teil einer noch zu entstehenden Wissenschaft vorstellte, dieser Wissenschaft den Namen *Semiologie* vorbehielt und ihr als Gegenstand, die Untersuchung des Lebens der Zeichen im Schosse des sozialen Lebens zuschrieb.³

Und im Werk des Psychoanalytikers Jacques Lacan, um hier nur noch diesen zu erwähnen, wimmelt es geradezu von Hinweisen auf die Bedeutung Saussures⁴. Mehr noch: In seinem Versuch einer Neubegründung der psychoanalytischen Theorie spielen Begriffe, die dem *Cours* entlehnt sind, eine zentrale Rolle. So lesen wir zum Beispiel in Lacans Seminar über die Psychosen:

Ohne die grundlegende Duplizität von *signifiant* und *signifié* ist kein psychoanalytischer Determinismus erfassbar.⁵

Auf Grund der Verbreitung des *Cours* wurde Saussure somit nicht nur zum 'Vater der modernen Linguistik', sondern zum 'Begründer' einer verschiedene Human- oder Geisteswissenschaften erfassenden Bewegung: des sogenannten *Strukturalismus*⁶.

¹ Cf. J. Culler: *Saussure*, 1976, S. 7.

² Cf. G. Mounin: *Saussure ou le structuralisme sans le savoir*, Paris 1968, S. 9. Vgl. dazu auch J.-C. Milner: "Retour à Saussure" (in: *Lettres sur tous les sujets* 12, 1994, S. 3-19), der den *Cours* als "un classique de la culture" (S. 3) bezeichnet.

³ Cf. Cl. Lévi-Strauss: "Le champ de l'anthropologie", in: ders., *Anthropologie structurale deux*, Paris 1973, S. 18. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang noch der Aufsatz von A. J. Greimas, "L'actualité du saussurisme", in welchem er darauf hinweist, dass Lévi-Strauss' Arbeiten bei einer Reihe französischer Linguisten zu einer Wiederentdeckung Saussures den Anstoss gaben. Vgl. *Le français moderne* 24, 1956, S. 191 ff.

⁴ Siehe etwa J. Lacan: *Écrits*, Paris 1966, S. 446/47, 467, 497, 502/3, 594, 623; oder: Lacan: "Radiophonie", in: *Scilicet* 2/3, Paris 1970, S. 55 ff.

⁵ Cf. Lacan: *Les psychoses. Le séminaire III*, Paris 1981, S. 136.

⁶ Freilich gibt diese pauschale Bezeichnung eine Einheit vor, die historisch differenziert werden müsste. Hier und im folgenden beziehen wir uns ausschliesslich auf den französischen Strukturalismus. Zu den

In der Geschichtsschreibung der Linguistik wurde bezüglich der Rolle Saussures das Bild einer "kopernikanischen Revolution" herangezogen¹, seine Bedeutung für die Geisteswissenschaften wurde mit jener Galileos für die exakten Wissenschaften verglichen².

So verständlich dieses Pathos ist, wenn man zum Beispiel an die Äusserung eines Lévi-Strauss denkt, der in der nachsaussureschen Linguistik das Modell und den Höhepunkt jeder sozialwissenschaftlichen Arbeit sah³, so erstaunlich ist diese Begeisterung doch, denkt man an die eingangs erwähnten Vorbehalte und Zweifel, mit welchen Saussure selbst seinen Versuchen einer Neubegründung der Sprachwissenschaft gegenüberstand. Zweifel, die vielleicht darin ihr Echo finden, dass heute, dreissig Jahre nach der Blüte des (französischen) Strukturalismus, die Tauglichkeit der strukturalen Linguistik als Modell für andere Geisteswissenschaften gründlich in Frage gestellt wird⁴; dass – statt vom *linguistic turn* – vom "linguistischen Trugbild" oder von "linguistischer

Besonderheiten von Saussures postumer Vaterschaft gehört, dass er selbst die Bezeichnung *Strukturalismus* nirgends verwendet hat. Dieser Terminus wurde vielmehr erst 1929 von R. Jakobson eingeführt und durch den *Cercle linguistique de Prague* verbreitet. Vgl. dazu und zur Ergänzung E. Holenstein: *Roman Jakobsons phänomenologischer Strukturalismus*, Frankfurt 1975, und darin insbes. S. 22 ff., "Strukturalistische Strömungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts"; zur Situation in Frankreich: Milner 1994, S. 3 ff., sowie F. Dosse, *Histoire du structuralisme, I. le champ du signe, 1945-1966; II. le chant du cygne, 1967 à nos jours*, Paris 1991 und 1992. Bezeichnend ist, dass sich Dosse unter diesem Titel ausschliesslich mit der Geschichte des französischen Strukturalismus befasst.

¹ So zum Beispiel von G.C. Lepschy in seinem Aufsatz "Sintagmatica e linearità":

"Auch wenn manches an Saussures Ideen unbefriedigend sein mag, ist jedenfalls nicht daran zu denken, zu vorsaussureschen Positionen zurückzukehren. In diesem Sinne von einer kopernikanischen Revolution zu sprechen, ist inzwischen ein Gemeinplatz." (Cf. *Studi e saggi linguistici* V, Pisa 1965, S. 21).

Und H. Arens schreibt in seinem Buch *Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart*:

"Es wäre eine Geschichte der Auswirkung Saussures in der Sprachwissenschaft des 20. Jahrhunderts zu schreiben; denn man könnte die Entwicklung dieser Disziplin sehr wohl in eine Periode vor und eine Periode nach Saussure einteilen, so weitreichend und tiefgreifend war die Wirkung seiner Lehre."

(Frankfurt/M 1969, Bd 2, S. 573).

² Culler 1976, S. 117.

³ In Lévi-Strauss' programmatischem Aufsatz "Die Strukturanalyse in der Sprachwissenschaft und in der Anthropologie" ist etwa zu lesen:

"Die Sprachwissenschaft nimmt im Gesamtzusammenhang der Sozialwissenschaften, zu denen sie unbestreitbar gehört, einen besonderen Platz ein: sie ist nicht eine Sozialwissenschaft wie die anderen, sondern diejenige, die bei weitem die grössten Fortschritte erzielt hat; die einzige zweifellos, die den Namen Wissenschaft verdient, die gleichzeitig eine positive Methode formuliert hat und das Wesen der ihrer Analyse unterzogenen Tatsachen kennt. Diese bevorzugte Situation bringt einige Verpflichtungen mit sich: der Sprachwissenschaftler wird oft erleben, wie Forscher benachbarter, aber verschiedener Fachwissenschaften sich nach seinem Beispiel richten und seinen Weg zu gehen versuchen."

(Zuerst erschienen in: *Word. Journal of the Linguistic Circle of New York*, 1945; hier zitiert nach: Lévi-Strauss: *Strukturelle Anthropologie I*, Frankfurt 1967, S. 43).

⁴ Die Literatur, welche sich mit einer kritischen Aufarbeitung der Bewegung des französischen Strukturalismus befasst, ist sehr umfangreich. Wir begnügen uns hier damit, auf ein paar Werke hinzuweisen, in welchen insbesondere der Rolle der Saussureschen Linguistik Rechnung getragen wird, nämlich: V. Descombes: *Grammaire d'objets en tous genres*, Paris 1983; Th. Pavel: *Le mirage linguistique*, Paris 1988; M. Gauchet: "Changement de paradigme en sciences sociales?" und "Discours, structure", in: *Le débat* 50, 1988, S. 165-170, resp. S. 178-181.

Inflation" die Rede ist¹. In diesem Zusammenhang soll auch nicht unerwähnt bleiben, dass von linguistischer Seite, zum Beispiel von G. Mounin, bereits Ende der sechziger Jahre die Anwendung linguistischer Begriffe in anderen Geisteswissenschaften einer harschen Kritik unterzogen wurde². Aber auch die Bedeutung Saussures für die Linguistik wird heute zum Teil wesentlich nüchterner eingeschätzt³. Und man wird plötzlich auch der kritischen Stimmen gewahr, welche sich bereits bei der Veröffentlichung des *Cours* gemeldet hatten und diesen bis heute begleiten⁴.



Im folgenden soll nun aber nicht beurteilt werden, ob und inwiefern bezüglich der Bedeutung Saussures Begeisterung gerechtfertigt oder Ernüchterung am Platz ist. Weder ist hier der Ort noch liegt uns daran, die Bedeutung Saussures für die Sprachwissenschaft, bzw. für die Geisteswissenschaften endgültig zu beurteilen. Was die von Mounin etwas polemisch gestellte Frage nach der Korrektheit der Anwendung linguistischer und insbesondere Saussurescher Termini durch Lévi-Strauss, Lacan und andere betrifft⁵, so liegen mittlerweile verschiedene, aufschlussreiche Studien vor, welche diese Problematik ausführlich beleuchten⁶. Eine nochmalige Diskussion dieser Frage drängt sich deshalb hier nicht auf.

Es wird aber auch nicht darum gehen, einem strukturalistischen Saussure, der sich auf Grund des jetzt vorliegenden Quellenmaterials z. T. als Produkt und nachträgliches Konstrukt der Rezeption des *Cours* erwiesen hat, einen anderen, etwa hermeneutischen

-
- ¹ Vgl. Pavel 1988; oder: G. Hottos: *L'inflation du langage dans la philosophie contemporaine*, Bruxelles 1979.
- ² G. Mounin: "Lévi-Strauss et la linguistique", in: ders., *Introduction à la sémiologie*, Paris 1970, S. 199-214; und: "Quelques remarques sur le style de Jacques Lacan", *ibid.*, S. 181-188.
- ³ Siehe etwa: L.-J. Calvet: *Pour et contre Saussure. Vers une linguistique sociale*, Paris 1975; und: "Lire Saussure aujourd'hui", =Postface zu CLG/D, S. 507-513; oder: J. E. Schmidt: "Saussures Originalität – eine Legende. Der Einfluss der Junggrammatiker auf die Entstehung des Strukturalismus", in: FAZ, 2.11.1988, Nr. 256, S. N3. — Dass sich an Programm und Ideologie der *cognitive science* orientierte Linguisten mit Saussure schwertun und dass die äusserst sporadischen Bezugnahmen auf Saussure, die sich nach Chomsky in neueren Veröffentlichungen amerikanischer Linguisten noch finden, in der Regel nicht gerade auf eine vertiefte Auseinandersetzung mit seiner Theorie schliessen lassen, sei hier nur am Rande vermerkt.
- ⁴ Siehe z. B.: *Hugo Schuchardt-Brevier. Ein Vademecum der allgemeinen Sprachwissenschaft*, zusammengestellt und eingeleitet von L. Spitzer, Halle 1928, S. 329-331 und S. 411-412 oder Manczak 1969; einen inhaltsreichen Abriss der Rezeptionsgeschichte des *Cours* gibt De Mauro in seinen "Notes biographiques et critiques sur F. de Saussure"; siehe insbesondere: CLG/D, S. 366 ff.
- ⁵ In bezug auf Lacan schreibt Mounin etwa:
 "Das lehrreichste Beispiel sind vielleicht die terminologischen Röteln, die wiederholt einen derart originellen Geist befallen haben. Wenn Lacan einer der letzten war, der davon angesteckt wurde, so wurde er es umso heftiger. Sein Beispiel [...] erlaubt es Schritt für Schritt zu verfolgen, wie sich diese (der französischen Kultur eigene) linguistische Ignoranz zum klassischen Heisshunger der Zuspätkekommenen wandelt." (Cf. Mounin 1970, S. 188).
- ⁶ Nämlich, und um hier nur die beiden wichtigsten zu nennen:
 - R. Gasché: "Das wilde Denken und die Ökonomie der Repräsentation. Zum Verhältnis von Ferdinand de Saussure und Claude Lévi-Strauss", in: W. Lepenies und H.H. Ritter (Hrsg.): *Orte des wilden Denkens. Zur Anthropologie von Claude Lévi-Strauss*, Frankfurt/M 1970, S. 306-384.
 - Ph. Lacoue-Labarthe/J.-L. Nancy: *Le titre de la lettre (une lecture de Lacan)*, Paris 1973.

Saussure gegenüberzustellen, wie das von L. Jäger und anderen neuerdings versucht worden ist¹. Was uns in diesem Kommentar der Texte und Dokumente aus seinem Nachlass beschäftigen wird, ist vielmehr die Frage, wovon die hartnäckigen Zweifel herrühren, die Saussure von einer Veröffentlichung seiner sprachtheoretischen Überlegungen abhielten. Handelt es sich dabei um eine persönliche Eigenart Saussures, erklärbar etwa durch biographische Umstände? Oder geht es um etwas theoretisch Grundlegenderes, Inhaltliches, was seinem Denkansatz, seiner Arbeitsweise inhärent ist?

Wir werden in unserem Streifzug durch seinen Nachlass der Frage nachgehen, ob Saussures Zweifel nicht als Grösse verstanden werden können, die zu seinen Einsichten in die Natur der Sprache und die damit zusammenhängenden Probleme der Sprachwissenschaft wesensmässig gehören. Ob darin, statt einer zu korrigierenden Schwäche, nicht eine Stärke seines Denkens, eine ihn auszeichnende Radikalität des Fragens zum Ausdruck kommt. Falls sich ein solcher Sachverhalt nachweisen lässt, erweise sich das Ausblenden der Zweifel mit dem Ziel, Saussures Lehre als ein abgeschlossenes System darzustellen, als fragwürdige Vereinfachung. Die Begeisterung der einen, die Ernüchterung der andern erschienen dann plötzlich in einem andern Licht: nämlich als Auswirkungen eben dieser Vereinfachung, als eine Art positives, respektive negatives Echo auf die ausgeblendeten Zweifel.

Unser Ziel ist also nicht eine abermalige, (einfach) auf die nachgelassenen Notizen ausgeweitete, systematische Darstellung der Saussureschen Linguistik, bzw. dessen, was man sich auf Grund der im *Cours* erstellten Synthese, darunter vorstellen kann². Es wird vielmehr darum gehen, aus dem im *Cours* als abgeschlossene Lehre dargestellten System jene Elemente herauszuschälen, die sich der Abgeschlossenheit dieses Systems gerade widersetzen und die den Zugang zu grundlegenden Fragestellungen bezüglich jeder reflexiven Auseinandersetzung mit Sprache eröffnen. Dabei werden wir neben dem sogenannten Quellenmaterial des *Cours*³ auch jene Texte Saussures konsequent in die Lektüre miteinbeziehen, welche nicht ins unmittelbare Umfeld seiner drei Vorlesungen über allgemeine Sprachwissenschaft gehören — oder, vorsichtiger und genauer, welche bisher nicht in diesem Umfeld behandelt wurden: die Notizen zu den germanischen

¹ Vgl. L. Jäger: *Zu einer historischen Rekonstruktion der authentischen Sprach-Idee F. de Saussures*, Inaugural-Dissertation, Düsseldorf 1975 und dessen neuere Arbeiten zu diesem Thema.

Sicher kann die Rechtmässigkeit der Vaterschaft Saussures für den Strukturalismus in Zweifel gezogen werden. Für einen Zugang zu Saussures "authentischer Sprach-Idee" (Jäger) scheint uns aber wenig gewonnen, wenn bloss die eine Etiketete durch die andere ersetzt wird, um aus Saussure, statt einen Vater des Strukturalismus, einen Paten oder gar ein Patenkind der Hermeneutik zu machen. Diese Versuche erwecken auch deshalb unseren Argwohn, weil sie sich ausschliesslich auf das Quellenmaterial des *Cours* stützen und die anderen, inzwischen zugänglich gewordenen Arbeiten Saussures konsequent ausklammern.

² Vgl. dazu etwa die Darstellung von R. Amacker: *Linguistique saussurienne*, Genf 1975.

³ Diese Bezeichnung geht auf R. Godel – und dessen bedenkenswertes Hauptwerk, *Les sources manuscrites du Cours de linguistique générale de F. de Saussure*, Genf 1957, 1969² [hinfort zitiert SM/G] zurück, – der, Mitte der fünfziger Jahre, die Publikation von Texten und Dokumenten aus Saussures Nachlass initiierte. Mit dem Namen Godels, der Saussures Nachlass ordnete und katalogisierte, ist aber auch der in verschiedener Hinsicht problematische Versuch verknüpft, in Saussures Notizen nur das zu berücksichtigen, was, vom retrospektiven Horizont des *Cours* her betrachtet, als relevant erschien, bzw. all das auszublenden, was sich dem *Cours*, als dem impliziten Telos von Saussures Denken, anscheinend nicht unterordnen liess.

Legenden¹, seine Beiträge zu Veröffentlichungen des Genfer Psychologen Théodore Flournoy² und seine Anagramm-Studien³.

Damit soll der Wert der Saussureschen Linguistik keineswegs in Frage gestellt werden. Aber indem wir diese fragmentarischen Notizen, diese Entwürfe – zu anderen, ebenfalls nie zustande gekommenen Büchern –, deren Niederschrift teilweise in die Zeit seiner drei berühmt gewordenen Vorlesungen fällt, mit Saussures im engen und strengen Sinne linguistischen Studien zusammenbringen, soll eine Dynamik in Saussures Denken, eine Dimension seiner Texte sichtbar und zugänglich gemacht werden, in der Probleme berührt werden, die über den Rahmen der Linguistik hinausweisen; Probleme, die von sprachphilosophischer und erkenntnistheoretischer Bedeutung sind und die in jeder geisteswissenschaftlichen Arbeit zu berücksichtigen sind.

Der Versuch, von der Textfassung des *Cours* abzulassen und, im Nebeneinander seiner diversen Notate, Saussures Denken ausgerechnet von der Frage her anzugehen, woher seine Zweifel und Vorbehalte gegenüber seiner eigenen sprachwissenschaftlichen Lehre rühren, mag vielleicht befremden. Aber Saussures bis ins sprachliche Detail spürbare Zweifel verleihen seinen Notizen – insbesondere im Kontrast zur systembildenden Rezeption des *Cours* – eine einzigartige Relevanz, welche es in der folgenden Lektüre herauszuarbeiten gilt. — Vorgängig und als nächstes scheint uns allerdings noch ein genauerer Blick auf die Arbeit der Herausgeber des *Cours* angezeigt, aus dessen stark redigiertem Wortlaut Saussures Zweifel nur noch am Rande bzw. da und dort zwischen den Zeilen ablesbar sind.

¹ Sie sind bis zum heutigen Zeitpunkt am umfangreichsten in einer italienischen, von A. Marinetti und M. Meli besorgten Ausgabe (Saussure: *Le leggende germaniche*, Este 1986 [hinfort zitiert: LEG]), sowie in weiteren, verstreut veröffentlichten Notizen und Dokumenten zugänglich.

² Dazu Näheres in *Zeichen*, S. 117 ff.

³ Siehe *Umriss*, S. 143 ff.

II. »NACH DEM TOD DES MEISTERS« — DAS VORGEHEN DER HERAUSGEBER

Im Vorwort zum *Cours* beschreiben Bally und Sechehaye ausführlich die Probleme, vor die sie sich bei der Herausgabe des Buches gestellt sahen:

Alle diejenigen, welche den Vorzug hatten, diese so inhaltsreichen Vorlesungen zu hören, bedauerten, dass daraus kein Buch hervorgegangen war. Nach dem Tod des Meisters hofften wir, in seinen Manuskripten [...] diese hochbedeutsamen Vorlesungen ausgearbeitet zu finden oder doch wenigstens soweit skizziert, dass auf Grund seiner eigenen Entwürfe unter Zuhilfenahme der Aufzeichnungen von Studenten eine Veröffentlichung möglich wäre. Aber wir wurden gar sehr enttäuscht: es fand sich nichts, oder fast nichts, was den Nachschriften seiner Schüler entsprach. F. de Saussure pflegte sich nur für die jeweils bevorstehende Vorlesung Notizen zu machen und vernichtete dann diese schnell hingeworfenen Skizzen seiner Vorträge jedesmal wieder. Die Fächer seines Schreibtisches lieferten uns nur ziemlich alte Entwürfe, die zwar gewiss nicht ohne Wert, aber doch nicht ohne weiteres verwendbar und mit dem Gegenstand der Vorlesungen in Beziehung zu setzen waren.¹

Wie sollte man angesichts dieser schwierigen Ausgangslage vorgehen? Bally und Sechehaye erwähnen die verschiedenen Möglichkeiten, die sie erwogen und verworfen haben und die sie schliesslich zur Wahl einer 'kühneren, aber auch sinnvolleren Lösung' geführt haben:

Hätten wir uns auf eine einzige Vorlesung – und zwar auf welche von den dreien? – beschränken wollen, so hätten wir das Buch um kostbare Dinge gebracht, die in den beiden andern Vorlesungen reichlich enthalten waren. Auch die dritte Vorlesungsreihe, die einer endgültigen Fassung am nächsten kam, hätte für sich allein keinen vollständigen Eindruck von den Theorien und Methoden F. de Saussures gegeben.

Man hat uns auch vorgeschlagen, einzelne Abschnitte von besonderer Eigenart unverändert zu geben; dieser Gedanke schien zuerst sehr bestechend, aber es zeigte sich bald, dass damit der Lehre unseres Meisters unrecht geschähe, indem nur Bruchstücke eines Gedankengebäudes gegeben würden, deren besonderer Wert nur im zusammenhängenden Ganzen zur Geltung kommt.

Wir haben uns zu einer Lösung entschlossen, die zwar kühner, aber wie wir glauben, auch sinnvoller ist: nämlich eine Wiederherstellung anzustreben, eine Synthese auf Grund der dritten Vorlesung unter Benutzung aller Materialien, die uns zur Verfügung standen, einschliesslich der eigenen Notizen von F. de Saussure. Es handelte sich also um eine Nachschaffung, die um so schwieriger war, als sie vollkommen objektiv sein musste. Es galt, Punkt für Punkt jedem einzelnen Gedanken auf den Grund zu gehen und zu versuchen, ihn vom Gesichtspunkt des ganzen Systems aus in seiner endgültigen Form zu sehen und von den

¹ Vorwort 1916, in: GRF, S. VII/VIII; CLG/D, S. 7/8.

Abwandlungen und Schwankungen zu befreien, die sich beim mündlichen Vortrag ergeben; ferner musste jeder Gedanke in seine natürliche Umgebung eingegliedert und alle Teile in einer Ordnung dargeboten werden, die der Absicht des Autors entsprach, auch da, wo diese Absicht mehr zu ahnen als klar zu erkennen war.¹

Der Tenor dieser Überlegungen ist klar: In den Augen Ballys und Sechehayes ging es darum 'eine endgültige Fassung' zu erarbeiten, die einen 'vollständigen Eindruck' der Theorie Saussures gab. Ihr Ziel ist eine 'Synthese' der Lehre, die 'vollkommen objektiv' sein musste. Was ihnen vorschwebt, ist das 'ganze System in seiner endgültigen Form', eine 'Ordnung, die der Absicht des Autors entsprach, auch da, wo diese Absicht mehr zu ahnen als klar zu erkennen war'.

R. Godel, der sich in den fünfziger Jahren als erster mit der Problematik der Textgestalt des *Cours* und seiner Quellen befasste, pflichtet den Herausgebern zu ihrem Entschluss bei:

Diese Gründe sind von einer unbestreitbaren Stichhaltigkeit, und ein vertieftes Studium der Studentenhefte und der persönlichen Notizen überzeugt mich, dass der Entschluss, den die Herausgeber zu jener Zeit, nicht ohne Zögern und Skrupel, getroffen haben, in seiner Gewagtheit, der weiseste war, den sie treffen konnten.²

Und auch R. Engler scheint sich dieser allgemein doch positiven Einschätzung der Arbeit von Bally und Secheyaye anzuschließen, wenn er das Vorwort seiner kritischen Ausgabe des *Cours* mit den Worten eröffnet: "Diese kritische Ausgabe ist die Synthese, nicht die Antithese des *Cours de linguistique générale* und seiner Quellen."³

Es ist sicher richtig, dass der *Cours* seine bereits erwähnte, ausserordentliche Verbreitung und Wirkung dieser Wahl Ballys und Secheyayes verdankt. Wenn Saussure als 'Begründer' oder 'Vater' der modernen Linguistik bezeichnet werden konnte, dann nicht in erster Linie auf Grund seiner eigenen Veröffentlichungen⁴ und nicht auf Grund seiner Vorlesungen oder persönlichen Notizen, sondern dank dem von Bally und Secheyaye veröffentlichten *Cours*. Ohne den *Cours* würde heute wohl kaum jemand ausserhalb des Fachgebiets der Indogermanistik sich mit dem Werk Saussures befassen. Deshalb ist auch die grosse philologische, historische und theoretische Aufmerksamkeit, die der *Cours* genießt, gerechtfertigt⁵.

Und dennoch bringt das Vorgehen Ballys und Secheyayes, was die Auseinandersetzung mit Saussure betrifft, kaum zu unterschätzende Schwierigkeiten mit sich; Schwierigkeiten, die sich aus den eingangs zitierten Zeilen des Vorworts von Bally und Secheyaye ablesen lassen⁶.

¹ Vorwort 1916, in: GRF, S. IX; CLG/D, S. 9.

² Cf. SM/G, S. 9.

³ Cf. R. Engler: "Préface", in: Saussure: *Cours de linguistique générale*, édition critique par Rudolf Engler, Wiesbaden 1967 ff [hinfort zitiert: CLG/E], S. IX.

⁴ Näheres dazu siehe *Umriss*, S. 135 ff.

⁵ Vgl. dazu R. Harris: *Reading Saussure. A critical commentary on the Cours de linguistique générale*, La Salle/Illinois 1987.

⁶ So schreibt etwa L. Jäger in "Der saussuresche Begriff des Aposème als Grundlagenbegriff einer hermeneutischen Semiologie":

"Dass Secheyaye und Bally diese Notizen, die sie - wie handschriftliche Anmerkungen aus den Blättern ausweisen - mit Sicherheit kannten, bei der Edition des *Cours* gänzlich ignorierten, deutet nun m.E. auf tiefgreifendere Ursachen hin, als auf den von Engler gemutmassten Grund, die Herausgeber hätten die Theoriefragmente Saussures zu schnell geprüft und so in ihnen keine

Den Vorschlag, 'einzelne Abschnitte von besonderer Eigenart unverändert zu geben', weisen die Herausgeber mit der Begründung zurück, dass 'damit der Lehre unseres Meisters unrecht geschähe, indem nur Bruchstücke eines Gedankengebäudes gegeben würden'. Von 'Abwandlungen' und 'Schwankungen' galt es nach ihrer Ansicht den Text zu befreien, da diese von der besonderen Form des 'mündlichen Vortrags' herrührten. Allerdings weisen Bally und Sechehaye daraufhin, dass "gerade F. de Saussure ein Mann [war], der sich ständig wandelte"¹:

Seine Anschauungen waren stets im Fluss begriffen, ohne dass er dabei in Widerspruch mit sich selbst geraten wäre.²

Diese Charakterisierung des Unterrichts und der Denkweise Saussures stimmt mit der Schilderung überein, die A. Meillet in seinem Nachruf auf Saussure gegeben hat:

Sein dichterisches Denken ['pensée de poète'] gab dem Vortrag oft eine bildhafte Form, die man nicht mehr vergessen konnte. Hinter dem Detail, das er angab, erriet man eine ganze Welt von allgemeinen Ideen und Eindrücken; übrigens schien er nie mit einer schon gemachten Wahrheit zur Vorlesung zu kommen; er hatte alles, was er zu sagen hatte, sorgfältig vorbereitet, aber er gab seinen Ideen erst eine endgültige Gestalt, indem er sprach; und er gewann seine Formulierungen im Moment, in dem er sich ausdrückte; der Zuhörer hing an diesem sich im Formen befindlichen Denken, das sich vor ihm erschuf und das selbst im Moment, in dem es sich in der aller genauesten und packendsten Weise ausdrückte, eine noch genauere und noch packendere Formulierung erwarten liess.³

Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass von Leuten, welche Saussures Genfer Vorlesungen über allgemeine Sprachwissenschaft selbst gehört hatten, Einwände gegenüber der Textgestalt des *Cours* vorgebracht worden sind:

Hätte eine Veröffentlichung der Vorlesungsmitschriften, um den Preis von ein paar Wiederholungen, nicht den Vorteil gehabt, das Denken Ferdinand de Saussures in seiner Stärke und seiner Originalität zu bewahren? Und die Abwandlungen und Schwankungen ['variations'] selbst, welche stehen zu lassen die Herausgeber offenbar gefürchtet haben, wären sie nicht von ganz besonderem Interesse?⁴

direkten Vorarbeit zu den Vorlesungen über allgemeine Sprachwissenschaft erkannt. Auch schiene mir die Bedeutsamkeit dieser – wie man sie ja wohl nennen muss – Verdrängung nicht angemessen gewürdigt, wenn man mit Godel annehmen wollte, die Herausgeber hätten die *Notes inédites* deshalb nicht beachtet, weil sie 'vielleicht davon entmutigt worden seien, dass es sich hier um Fragmente handelte, die sich jeder chronologischen Klassifizierung entzögen.'

(in: *Zeichen und Verstehen. Akten des Aachener Saussure-Kolloquiums 1983*, hrsg. v. L. Jäger und C. Stetter, Aachen 1986, S. 8/9); vgl. dazu aber auch F. Gadets prägnante Einführung *Saussure. Une science de la langue*, Paris 1987, und darin insbes. S. 16-28 das Kapitel "Comment le «CLG» est fait".

¹ Vorwort 1916, in: GRF, S. IX; CLG/D, S. 9.

² Ibid.

³ Cf. A. Meillet: "Notice", in: *Ferdinand de Saussure (1857-1913)*, Genf 1915 [hinfort zitiert: *F.d.S.*], S. 77.

⁴ Cf. P. F. Regard: *Contribution à l'étude des prépositions dans la langue du Nouveau Testament*, Paris 1919, S.11-12; siehe dazu auch SM/G, S. 95. Wir übersetzen 'variations' mit 'Abwandlungen und Schwankungen' gemäss der von H. Lommel in seiner Übersetzung des *Cours* vorgeschlagenen Lösung; vgl. GRF, S. IX. Wie der mittlerweile veröffentlichte Briefwechsel zwischen Bally und Meillet zeigt, hatte sich Regard zunächst mit dem Projekt getragen, anhand seiner eigenen Vorlesungsmitschriften selbst eine Darstellung der Saussureschen Lehre zu geben. Dieses Projekt scheint, trotz der anfänglichen Unterstützung Meillets, nicht zuletzt am harschen Widerstand Ballys

Ein erster Problemkreis liesse sich also wie folgt abstecken: Was für eine Bewandnis hat es mit den für Saussures 'stets im Fluss begriffene' Denken offenbar charakteristischen 'Schwankungen' und 'Abwandlungen', welche von den Herausgebern des *Cours*, bei ihrem Vorhaben, 'das ganze System in seiner endgültigen Form' darzustellen, als störender Mangel aus dem Text beseitigt wurden? Geht es dabei bloss um eine vernachlässigbare, weil oberflächliche, stilistische Eigenart Saussures? Oder gehören diese 'Schwankungen' und 'Abwandlungen' auch inhaltlich mit zu dem, was Saussure über die 'Sprache im allgemeinen' zu sagen hat?¹



Für die Beantwortung dieser Fragen geben die wenigen überlieferten Äusserungen Saussures darüber, wie er selbst seine Vorlesungen über allgemeine Sprachwissenschaft einschätzte, erste, aufschlussreiche Hinweise.

In A. Riedlingers Aufzeichnungen eines Gesprächs, das er mit Saussure zur Zeit der zweiten Vorlesung, im Januar 1909, geführt hat, ist unter anderem folgendes zu lesen:

Die Einführung, die Monsieur de Saussure bis jetzt in seine Vorlesung über allgemeine Sprachwissenschaft (1908-1909) gegeben hat, ist nur eine *Plauderei*. Wenn die Vorlesung gefolgt wäre, hätte sie ganz anders sein müssen. Monsieur de Saussure wird dieses Jahr die indoeuropäischen Sprachen und die *Probleme*, die sie stellen, behandeln. Es wird die Vorbereitung sein für eine philosophische Vorlesung über Sprachwissenschaft. Monsieur de Saussure lehnt es nicht kategorisch ab, sich in zwei Jahren daran zu machen; ich glaube, es wird an seinen Schülern sein, ihn dafür zu gewinnen. Was ein Buch über dieses Thema betrifft, so ist nicht daran zu denken: Es muss, sagt Monsieur de Saussure, das endgültige Denken [*la pensée définitive*] seines Autors wiedergeben.²

Auf den ersten Blick kann das, was Saussure hier sagt, als Bestätigung der Absicht der Herausgeber verstanden werden. Nicht weniger als diese war er offenbar vom Gedanken einer 'endgültigen Form' seines Denkens oder, wie es ein paar Zeilen weiter oben heisst, von der Vision eines 'geschlossenen Systems' bestimmt:

Was die Schwierigkeit des Themas ausmacht, ist, dass man es, wie gewisse geometrische Theoreme, von verschiedenen Seiten angehen kann: Alles ist unmittelbare Folge des andern in der statischen Sprachwissenschaft: ob man von

gescheitert zu sein (vgl. Amacker & Bouquet 1990, S. 102 f.). Unzufrieden mit der Darstellung des *Cours* versuchte dann Regard später, und zwar im Vorwort zum erwähnten, 1919 erschienenen Buch, doch noch einen Abriss dessen zu geben, was ihn an den Vorlesungen seines verehrten Lehrers beeindruckt hatte (vgl. Regard 1919, S. 3-12).

¹ Godel ist wie folgt auf diese heiklen Fragen eingegangen:

"Die Herausgeber konnten offensichtlich nicht anders vorgehen, als sie es taten; oder sonst hätten sie darauf verzichten müssen, den *Cours de linguistique générale* zu veröffentlichen. Aber man beleidigt nicht ihr Andenken, noch jenes Saussures, wenn man das Denken des Meisters nicht «in seiner endgültigen Form» zu erfassen versucht, sondern, so weit es möglich ist, in seinem Werden, in seinem Zögern und seinen Schwankungen; und dies umso mehr, wenn sich dadurch zeigen sollte, dass gewisse Schwierigkeiten, auf die sich die Kritiker seit vierzig Jahren konzentrieren, seinem Scharfblick nicht entgangen waren." (Cf. SM/G, S. 131).

² Cf. SM/G, S. 30.

Einheiten, Differenzen, Oppositionen, etc. spricht, es kommt aufs selbe heraus. *Die Sprache ist ein geschlossenes System und die Theorie muss ein ebenso geschlossenes System sein wie die Sprache.* Hier ist der schwierige Punkt, denn es ist nichts, verschiedene Behauptungen, eine nach der andern, über die Betrachtungsweise der Sprache zu machen; *das Ganze ist in einem System zu koordinieren.*¹

Erklärtes Ziel seiner theoretischen Anstrengung ist also 'ein geschlossenes System'. Aber, und das kann nicht überhört werden, von diesem Ziel glaubt sich Saussure, im Gegensatz zu Bally und Sechehaye, zum Zeitpunkt der zweiten Vorlesung offensichtlich noch weit entfernt. 'Was ein Buch über dieses Thema betrifft, so ist nicht daran zu denken'. In Saussures Augen ist das, was er bis anhin vorgetragen hat 'nur eine *Plauderei*'. 'Wenn die Vorlesung gefolgt wäre, hätte sie ganz anders sein müssen'. Eine 'philosophische Vorlesung über Sprachwissenschaft' wird aber immerhin in Aussicht gestellt. 'Monsieur de Saussure lehnt es nicht kategorisch ab, sich in zwei Jahren daran zu machen'.

Aus der Zeit gegen das Ende der dritten Vorlesung stammen die Aufzeichnungen eines Gesprächs, das L. Gautier mit Saussure geführt hat. Wenn Saussure zum Zeitpunkt dieses Gesprächs seine Ankündigung 'einer philosophischen Vorlesung über Sprachwissenschaft' zum Teil zwar eingelöst hat – er las über die Unterscheidung von *langage*, *langue(s)* und *parole*, über die Natur des *sprachlichen Zeichens*, skizzierte das Projekt einer *Semiologie* – so ist er doch nach wie vor mit der Darstellungsform seines Denkens höchst unzufrieden. Und auch seine Zuhörer warten immer noch gespannt auf die Enthüllung seines Systems:

– Ich bin immer noch sehr geplagt von meiner Vorlesung über allgemeine Sprachwissenschaft. (Ich sage ihm, dass man sehr begierig ist, wenigstens ein Element seines Systems der Philosophie der Sprache zu kennen.) – Ich glaube nicht. All das ist nicht genug ausgearbeitet. (Ich frage ihn, ob er sich vor dem Tod Wertheimers nicht mit diesen Themen befasst habe.) – Im Gegenteil, ich glaube nicht, dass ich seit damals etwas zugefügt habe. Es sind Themen, die mich vor allem vor 1900 beschäftigt haben. Ich habe dieses Jahr viel von Fragen ausserhalb der Sprache gesprochen, ich habe damit im Winter begonnen; aber das kann nicht genügen. Ich stehe vor einem Dilemma: entweder das Thema in seiner ganzen Komplexität ausbreiten und alle meine Zweifel zugeben, was nicht angehen kann für eine Vorlesung, welche als Examensstoff dienen soll. Oder etwas Vereinfachtes machen, was einer Zuhörerschaft von Nichtlinguisten besser angemessen ist. Aber bei jedem Schritt sehe ich mich von Skrupeln gebremst. Um zu einem Abschluss zu kommen, bräuchte ich Monate ausschliesslichen Nachdenkens.²

Verschiedenes ist hier bemerkenswert: Zum einen erscheint Saussure auch jetzt noch, kurz vor dem Ende der dritten – und, wie sich herausstellen sollte, letzten – Vorlesung über allgemeine Sprachwissenschaft sein 'System der Philosophie der Sprache' 'nicht genug ausgearbeitet'. Zum anderen aber erfahren wir, dass sich Saussure schon seit langem, und das heisst lange bevor er seine Vorlesungen über allgemeine Sprachwissenschaft begann, 'mit diesem Thema befasst hat', und dass er nicht glaubt, 'seit damals – vor 1900 – etwas zugefügt zu haben'. Und wir erfahren auch von einem Dilemma, vor das sich Saussure gestellt sieht: Sollte er 'das Thema in seiner ganzen

¹ Cf. SM/G, S. 29, Hervorhebungen hinzugefügt.

² Cf. SM/G, S. 30.

Komplexität ausbreiten', 'alle seine Zweifel zugeben', oder sollte er 'etwas Vereinfachtes machen', was 'als Examensstoff dienen' konnte und 'einer Zuhörerschaft von Nichtlinguisten besser angemessen' war?

Folgt man also Saussures eigener Einschätzung, erscheinen seine Genfer Vorlesungen über allgemeine Sprachwissenschaft, auf welchen der *Cours* beruht, in einem anderen Licht: Der Anspruch, auf der Basis der studentischen Mitschriften dieser Vorlesungen, Saussures 'ganzes System in seiner endgültigen Form' herzustellen, wirkt problematisch¹. Es kommen auch Zweifel auf, ob Saussures sprachtheoretische Anstrengungen wirklich in diesen Vorlesungen, die 'als Examensstoff dienen sollten' kulminiert haben. —

Ebenfalls erwähnenswert in diesem Zusammenhang ist eine Art historische Verfälschung von Seiten der Herausgeber des *Cours*, auf die R. Godel aufmerksam gemacht hat.

In ihrem Vorwort suggerieren Bally und Sechehaye, dass Saussure beinahe ungeduldig darauf gewartet habe, seine Ansichten über allgemeine Sprachwissenschaft endlich in einer Vorlesung kund zu tun, und dass er daran sozusagen durch äussere Umstände lange gehindert worden sei:

Oft genug haben wir Ferdinand de Saussure sein Bedauern darüber aussprechen hören, dass die Sprachwissenschaft ihre Prinzipien und Methoden nur so ungenügend ausgebildet habe. Er, dessen glänzende Begabung sich an der Sprachwissenschaft entwickelt hatte, war zeitlebens unermüdlich bestrebt, die leitenden Gesetze aufzusuchen, die den rechten Weg durch dieses Chaos zeigen konnten. Jedoch erst 1906, als er die Nachfolge von Josph Wertheimer an der Universität antrat, konnte er seine eigenen Anschauungen darüber, die im Lauf langer Jahre im stillen gereift waren, aussprechen; dreimal, nämlich 1906 bis 1907, 1908-1909 und 1910-1911 hielt er Vorlesungen über allgemeine Sprachwissenschaft. Dabei zwangen ihn allerdings Erfordernisse des Lehrplans, die Hälfte jeder dieser Vorlesungen der Geschichte und Darstellung der indogermanischen Sprachwissenschaft zu widmen; der wesentlichste Teil seines Gegenstandes wurde dadurch beträchtlich verkürzt.²

Godel hält demgegenüber fest:

Wenn man im Lichte des Vorgegangenen nochmals den Anfang des Vorworts des *Cours de linguistique générale* liest, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass Bally und Sechehaye in ihrem Schülereifer ein Bild der Laufbahn ihres Meisters gezeichnet haben, das überarbeitet werden muss: "Jedoch erst 1906, [...] konnte er seine eigenen Anschauungen darüber, die im Lauf langer Jahre im stillen gereift waren, aussprechen". Lag ihm wirklich daran? Und hatte er mit Ungeduld darauf

-
- ¹ Bally und Sechehaye sind sich dieser Problematik in gewisser Hinsicht bewusst gewesen: "Unser Leitgedanke war, einen organischen Zusammenhang aufzustellen und nichts zu versäumen, was zum Eindruck eines in sich geschlossenen Ganzen beitragen könnte. Aber gerade dadurch setzen wir uns allenfalls einer zwiefachen Kritik aus. Zunächst kann man uns entgegenhalten, dass dieses «Ganze» unvollständig ist. F. de Saussure hat nie den Anspruch erhoben, in seiner Lehrtätigkeit alle Teile der Sprachwissenschaft zu behandeln oder gleichermassen aufzuhellen; dazu war er auch materiell gar nicht in der Lage." (GRF, S. X; CLG/D, S 9/10).
- ² Vorwort 1916, in: GRF, S. VII; CLG/D, S. 7. Siehe dazu auch R. Zwanziger "Joseph Wertheimer. Saussures einziger Amtsvorgänger", Anhang zu M. Mayrhofer: "Nach hundert Jahren. Ferdinand de Saussures Frühwerk und seine Rezeption durch die heutige Indogermanistik", = *Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse*, 1981, 8, S. 39-43.

gewartet, bis ihm die Gelegenheit gegeben wurde? Auf jeden Fall ist das, was im folgenden über die "Erfordernisse des Lehrplans" gesagt wird, ungenau: Gewiss, die Ernennung vom 8. Dezember 1906 übertrug, Saussure einen Lehrauftrag in *allgemeiner Linguistik und in vergleichender indoeuropäischer Sprachwissenschaft*, aber sie fügte zu seinen vier Wochenstunden in vergleichender Grammatik und Sanskrit zwei neue Stunden für den neuen Unterricht hinzu. Es lag demnach an ihm, "den wesentlichen Teil seines Themas" zu entwickeln ohne ihn zu vermindern.

Tatsächlich scheint er eher darum besorgt gewesen zu sein, seinen Ideen eine für unvorbereitete Studenten zugängliche Form zu geben, als neues hinzuzufügen oder sie in einem System gemäss seinem geometrischen Ideal zu erarbeiten[...]

Wiederholen wir es: Es lag kein äusserer Zwang auf ihm. Wenn er nur alle zwei Jahre seine Vorlesung in allgemeiner Sprachwissenschaft hielt, wenn er der Sprachtheorie nicht die gesamte Zeit widmete, über die er verfügte, dann war es auf Grund von Skrupeln, teils pädagogischer Natur, teils aber auch ganz persönlicher Art[...].¹

Godel schliesst diese Berichtigungen mit den Worten:

Je mehr man danach trachtet, Spuren der Tätigkeit und der Beschäftigungen F. de Saussures zu finden, desto mehr wird seine Person von einem Schleier des Geheimnisvollen umhüllt.²



Versuchen wir eine erste Zwischenbilanz. Unzufrieden mit den Methoden und Prinzipien der – damals dominierenden historischen – Sprachwissenschaft, enttäuscht von der 'absoluten Belanglosigkeit der geläufigen Terminologie', beschäftigt sich Saussure seit Anfang der neunziger Jahre mit dem Projekt einer Neubegündung der Linguistik, sucht nach den Prinzipien, die ihre Wissenschaftlichkeit garantieren sollen.

Was ihm dabei vorschwebt ist eine Art 'geometrisches System', ein System von Theoremen, die sich alle gegenseitig bedingen und die es "zu beweisen gilt"³. Aber seine Versuche in diese Richtung befriedigen ihn nicht, sind von hartnäckigen, aufreibenden Zweifeln begleitet. R. Godel schreibt dazu:

Es scheint, dass um 1894 die Probleme der Natur der Sprache und der Grundlegung der Linguistik für Saussure einen zwangshaften ['obsédant'] Charakter annahmen, und dass er sich, wie um sich davon zu befreien, dazu gedrängt fühlte, die von ihm erarbeiteten Ideen, die Termini und Definitionen, welche er als brauchbar erachtete, in einem Buch festzuhalten. Dann scheint er zum Schluss gekommen zu sein, dass das Unternehmen noch nicht reif sei, und scheint davon abgekommen zu sein, daran zu denken.⁴

Jahre später, mit dem Antritt der Nachfolge Wertheimers, wird Saussure durch äussere Umstände dazu gebracht, auf dieses Thema zurückzukommen. In seinen

¹ Cf. SM/G, S. 34-35.

² Cf. SM/G, S. 35.

³ In Gautiers Aufzeichnung seines Gesprächs mit Saussure heisst es:

"Im Moment erscheint mir die allgemeine Sprachwissenschaft wie ein geometrisches System. Man kommt zu Theoremen, die es zu beweisen gilt. Nun stellt man aber fest, dass das Theorem 12, in einer anderen Form, dasselbe ist wie das Theorem 33." (Cf. SM/G, S. 30).

⁴ Cf. SM/G, S. 32-33.

Vorlesungen greift er die Überlegungen wieder auf, die ihn früher einmal derart verfolgt hatten, dass sie ihn um das Vergnügen seiner philologischen Arbeiten zu bringen drohten¹. Aber wenn Saussure selbst auch jetzt noch von den gleichen Skrupeln und Zweifeln geplagt ist, unbefriedigt von dem, was er vorbringt, so sind, in auffälligem Kontrast dazu, die wenigen, welche seine Vorlesungen über allgemeine Sprachwissenschaft hören, von deren Inhalt begeistert.

Hier wehte ganz offensichtlich ein frischer Wind. Da war die Rede von einer neuen Wissenschaft, der *Semiologie*, in deren Rahmen die Linguistik endlich ihren rechtmässigen Platz im Gebäude der Wissenschaften fand². Neue Begriffe und Unterscheidungen – *langage, langue* und *parole, Synchronie* und *Diachronie, signifiant* und *signifié, etc.* – wurden eingeführt, die es einem erlaubten, unter ganz neuen Gesichtspunkten ans Studium der Sprachen und der Sprache heranzugehen. Saussures Schüler waren 'sehr begierig', mehr von seinem 'System der Philosophie der Sprache' zu erfahren und konnten seine Zurückhaltung, sein Zögern und Zaudern kaum verstehen.

Sie drängen ihn dazu, das, was er in den Vorlesungen entwirft, in Buchform zu veröffentlichen, um der Lehre eine feste, verfügbare Form zu geben. Doch es kommt anders. Nach der dritten Vorlesung erkrankt Saussure und stirbt ein Jahr später, am 22. Februar 1913. —

Folgt man einmal dieser Skizze der Entstehungsgeschichte des *Cours*, liegt es auf der Hand, dass Bally und Sechehaye mit ihrem unter dem Zeichen des Endgültigen stehenden Buch nicht in erster Linie dem Willen Saussures gerecht werden konnten. Sie entsprachen vielmehr – worauf sie ja in ihrem Vorwort auch ausdrücklich hingewiesen haben – dem Wunsch der Zuhörer und Schüler Saussures nach einer verfügbaren Form seiner Lehre.

Dass ihnen dies in ganz hervorragender Weise gelungen ist, braucht hier nicht nochmals betont zu werden. Die Wirkungsgeschichte ihres Buches spricht für sich. Was dabei aber nicht nur offen bleibt, sondern vielleicht sogar verdeckt wird, ist die Frage, weshalb Saussure selbst sich nie dazu entschliessen konnte, seine Überlegungen in der Form eines Buchs zu veröffentlichen. Es bleibt die Frage, worin seine Vorbehalte, seine Zweifel, ja seine Verzweiflung begründet sind.

Die hier versammelten Notizen und Dokumente aus Saussures Nachlass erlauben es nun, dieser Frage nachzugehen. Mehr noch: Der Umstand, dass es sich bei der Mehrzahl dieser Texte um Entwürfe zu nie zustande gekommenen Büchern und Abhandlungen handelt, verlangt danach, das mitzureflektieren, was zu ihrem Abbruch geführt hat. Dies bedeutet allerdings auch, dass sich hier die Frage nach Saussures biographischem Umfeld und – nicht weniger dringlich – nach dem wissenschaftsgeschichtlichen Kontext seiner Arbeit stellt.

¹ Vgl. Saussures bereits zitierten Brief an Meillet vom 4. Januar 1894, S. 3.

² Näheres dazu weiter unten (*Zeichen*, S. 75 ff.).

III. »EIN SCHLEIER DES GEHEIMNISVOLLEN« — NOTWENDIGKEIT DES LESENS UND GRENZEN DER LEKTÜRE

In seinem Nachruf auf Saussure, in dem er das Bild eines grossen Lehrers und ausserordentlichen Menschen zeichnet, kommt Ch. Bally auch auf das Thema von Saussures Vorbehalten und Widerwillen gegenüber Veröffentlichungen seiner Arbeit zu sprechen. Ein anklagender Unterton ist dabei nicht zu überhören:

Ach! Weshalb hat er die Schätze seines Genies dem beschränkten Kreis seiner Schüler vorbehalten! So viele seiner Vorlesungen hätten ohne weiteres gedruckt werden können; wie viele in Studentenheften vergrabene Ideen; welche in persönlichen, zu ängstlich gehüteten Manuskripten begrabene Reichtümer! Wird das alles nie zu Tage kommen? Werden wir uns damit abfinden müssen, so viele versprühte Funken dieses einmaligen Geistes verlöschen zu sehen?

Vor der Veröffentlichung hielt ihn ein beinahe religiöser Skrupel zurück; sein wissenschaftliches Gewissen träumte vom Absoluten, sein künstlerisches Temperament wurde von den kleinsten Unstimmigkeiten alarmiert, die Weite seiner Ansichten wurde durch die starre Form der Abhandlung oder des Buchs gehemmt. 1897, anlässlich des *Cours de vacances* unserer Universität, hielt er drei Vorträge über die Theorie der Silben; alles, was er erläuterte, war neu, aber nichts wurde veröffentlicht; ich zeigte ihm ein ziemlich getreues Stenogramm, das ich sorgfältig erstellt hatte, und bat ihn, etwas daraus zu machen; er willigte ein, und dann kamen ihm Skrupel, wegen ein paar Details, und... die Vorträge wurden nicht veröffentlicht.¹

Bally liefert hier, neben der Anekdote, auch einige Stichworte darüber, woher diese 'Skrupel' seiner Ansicht nach rührten: ein 'wissenschaftliches Gewissen, das vom Absoluten träumte', ein 'künstlerisches Temperament, das von kleinsten Unstimmigkeiten alarmiert wurde', Vorbehalte gegenüber der 'starren Form von Abhandlung oder Buch'.

Ganz ähnlich lautet die Schilderung, die E. Muret von Saussures Haltung gegenüber der Veröffentlichung seiner Arbeiten gibt:

Man kann es nicht genug bedauern, dass er so wenig geschrieben hat; seine Bewunderer und seine Freunde bedauerten es und er selbst hat es sich oft vorgeworfen. Diesem ständig an der Arbeit begriffenen Geist widerstrebte es, seine Gedanken in einer endgültigen Niederschrift festzulegen. Ganz besessen von Perfektion, misstrauisch gegenüber sich selbst, war er von den erhaltenen Resultaten nie befriedigt und zielte nach Weiterem und Höherem. Ohne Unterlass richteten sich seine unruhigen Träumereien, seine unersättliche Neugier auf neue Probleme und

¹ Cf. Ch. Bally: Vorlesung vom 28. Februar 1913, in: *F.d.S.*, S. 56.

führten ihn zu neuen Horizonten. Wieviele angefangene, lange verfolgte und nie vollendete Arbeiten! ¹

Saussures Zeitgenossen, seinen Schülern und Kollegen blieb wohl nicht viel anderes übrig: Mit Bedauern, aber auch mit einer Art fasziniertem Staunen nehmen sie "Saussures Schweigen"² zur Kenntnis. Ein Gelehrter, dessen überragendes Wissen sie bewunderten, dessen Fähigkeiten über jedem Zweifel standen, konnte sich kaum mehr dazu entschliessen, auch nur kleinere Arbeiten aus dem Gebiet seiner umfangreichen Forschungen zu veröffentlichen, geschweige denn ein grösseres, systematisches Werk.

Woher rührte dieses Schweigen? Die Antworten der Zeitgenossen Saussures sind ziemlich einhellig³, wirken in ihrer Bildhaftigkeit aber auch irgendwie unbeholfen: Saussure war 'besessen von Perfektion', ein 'beinahe religiöser Skrupel hielt in zurück'. —

In einem Vortrag, den E. Benveniste zu Saussures fünfzigstem Todestag, 1963 in Genf gehalten hat, tönt es dann aber merklich anders. Saussures Schweigen erscheint in einem neuen Licht:

Ein Geheimnis umgibt sein menschliches Leben, in welchem er sich früh ins Schweigen zurückgezogen hatte. [...] Nach Genf zurückgekehrt, um an der Universität einen Lehrstuhl zu besetzen, hört er beinahe vollständig zu schreiben auf. Und dennoch hat er nie zu arbeiten aufgehört. Was hielt ihn also vom Veröffentlichen ab? Wir beginnen, es zu wissen. Dieses Schweigen verbirgt ein Drama, das schmerzhaft sein musste, das sich mit den Jahren verschlimmerte und das keinen Ausgang fand. Es hängt zum einen mit persönlichen Umständen zusammen, auf welche die Zeugnisse seiner Familienangehörigen und seiner Freunde ein Licht werfen könnten. Vor allem aber war es ein Drama des Denkens. Saussure entfernte sich von seiner Epoche in dem Masse, in dem er seine eigene Wahrheit fand, denn diese Wahrheit liess ihn alles verwerfen, was damals über das Thema der Sprache gelehrt wurde. Aber, gleichzeitig, zögerte er vor dieser radikalen Revision, von der er spürte, dass sie nötig war, er konnte sich nicht entschliessen, die geringste Notiz zu veröffentlichen, ehe er sich nicht der Grundlegung seiner Theorie vergewissert hatte.⁴

Benveniste spricht von einem Drama, einem 'Drama des Denkens', verweist aber auch auf persönliche Umstände, 'auf welche die Zeugnisse seiner Familienangehörigen

¹ Cf. E. Muret: "Ferdinand de Saussure", *Journal de Genève*, 26. Februar 1913, in: *F.d.S.*, S. 46/7.

² "Le silence de Saussure" ist der Titel eines Artikels von Léopold Gautier, erschienen im *Journal de Genève*, 22./23. April 1961, S. 18.

³ Ein weiterer Versuch einer Annäherung an 'Saussures Schweigen', findet sich in der in *F.d.S.* abgedruckten *Notice* von A. Meillet:

"Nach dem *Mémoire*, das seine Publikation ohne Zweifel der schönen Kühnheit der ersten Jugend verdankt, glaubte F. de Saussure nicht mehr, die Theorie irgendeiner sprachlichen Tatsache so weit voran getrieben zu haben, um sie der Öffentlichkeit vorzulegen. Er gehörte nicht zu denen, die sich beeilen, ihre Ideen zu veröffentlichen, bevor sie ausgereift waren, bevor er daraus nicht ein vollständiges und kohärentes System gemacht und von allen Schwierigkeiten Rechenschaft abgelegt hatte. Zu sehr darum besorgt, endgültige Werke zu liefern, brach er sein Schweigen nur noch, um ziemlich kurze Notizen zu veröffentlichen, oft einfache Fussnoten in den *Mémoires* der Société de linguistique. Seine letzten Artikel sind ohne Zweifel in der Folge von Verpflichtungen erschienen, die er mit kurzen Beiträgen zu Sammelbänden zu erfüllen müssen glaubte; die Skrupel, mit welchen er sein Wort hielt, die Beflissenheit, mit der er sich Gemeinschaftsarbeiten anschloss waren ergreifend für den, der wusste, mit welchem Widerwillen nur er sich zu irgendeiner Veröffentlichung entschliessen konnte." (Cf. *F.d.S.*, S. 78/9).

⁴ Cf. E. Benveniste: "Saussure après un demi-siècle", in ders.: *Problèmes de linguistique générale*, I, Paris 1966, S. 32 und S. 37.

und Freunde ein Licht werfen könnten'. Damit ist unmissverständlich die Frage der Biographie Saussures angesprochen.

Dass man Anhaltspunkte für Saussures Schweigen in seiner Lebensgeschichte suchen kann, liegt auf der Hand. Aber die bis heute publizierten biographischen Angaben sind punktuell oder beschränken sich weitgehend auf äussere Daten.¹ Obwohl Saussures Bedeutung für die Wissenschaft des 20. Jahrhunderts mit derjenigen Freuds oder Durkheims verglichen worden ist², liegt bis heute keine umfassende Darstellung seines Lebens vor. Dabei ist schon verschiedentlich darauf hingewiesen worden, dass diese Lebensgeschichte für das Verständnis von Saussures Werk durchaus von Bedeutung sein könnte:

Es gibt Biographien, die unnötig sind oder beinahe, um den Sinn eines Werks zu erhellen. Von Antoine Meillet zum Beispiel, dem Schüler und Freund Saussures, dem französischen Linguisten, der seine Generation während eines halben Jahrhunderts beherrscht hat, kann man sich damit begnügen, zu sagen, dass er der Sohn eines Notars war, dass er gute Studien machte, heiratete, Professor wurde, unterrichtete und veröffentlichte, überhäuft von universitären und wissenschaftlichen Ehrungen, die er nicht suchte und die er verdiente. Das Leben Saussures ist, im Gegenteil, wichtig, denn es stellt ein Problem in sich selbst dar; und zwar ein Problem, das verbunden ist mit dem genauen Verständnis seines Werks, welches sicher nur dieses Leben in seiner Tiefe erklären kann, nicht was die historischen, soziologischen oder persönlichen Motivationen anbelangt, sondern was seinen Inhalt und seine Form selbst betrifft.³

Mounin hat dieses 'Problem' auch lokalisiert: in der "Genfer Periode"⁴, in der Rückkehr Saussures in seine Heimatstadt und in der nachfolgenden Zeit seiner Professur:

Bis auf einen Punkt kennt man heute das Leben Saussures [...] gut: seine frühreife Intelligenz, seine Aufenthalte in Leipzig und Berlin (1876-1878)⁵, wo er in Kontakt ist mit den damaligen Meistern der historischen Sprachwissenschaft; sein langer Aufenthalt in Paris, als Lehrbeauftragter an der *Ecole des Hautes Etudes* (1880-1891), wo er ungefähr alle formt, die später in französischer Komparatistik zählen werden; dann seine Rückkehr nach Genf, wo er, von 1891 bis 1913, an der Universität unterrichtet. Hier ist das einzige biographische Problem: Saussure, der in Paris lebendig und produktiv war, schliesst sich in Genf mehr und mehr in einem Quasi-Mutismus ein, sagt von sich, er leide an Epistolophobie, publiziert kaum, schreibt Meillet schon 1894 einen intellektuell verzweifelten Brief. Meillet selbst versuchte diesen beinahe pathologischen Unvollendungs-Komplex, welcher die Genfer Arbeiten Saussures trifft, mit dem Perfektionszwang eines Forschers zu erklären, der darum besorgt ist, nichts zu veröffentlichen, was nicht absolut endgültig ist. Benveniste und De Mauro glauben im Gegenteil, dass Saussure entmutigt war von der Mauer des Unverständnisses, die er spürte oder entdeckte, sobald er sich daran machte, seinen besten Kollegen die revolutionären Ideen zu erläutern, welche sich

¹ Kurze biographische Abrisse finden sich unter anderem in: Mounin 1968, S. 12 ff.; Culler 1976, S. 13 ff.; Scheerer 1980, S. 1 ff. Die "Zeittafel" in P. Prechtl's jüngst erschienenem Buch *Saussure zur Einführung* (Hamburg 1994) ist leider schludrig und fehlerhaft gemacht und ist deshalb so nutzlos wie überhaupt dieses ganze Schnellprodukt. Die nach wie vor informativste Darstellung legte, 1967, De Mauro vor (vgl. CLG/D, S. 319 ff.).

² Culler 1976, S. 70 ff. Nicht nur des Geburtsdatums wegen (Freud 1856, Saussure 1857, Durkheim 1858) liesse sich diese Reihe mit Edmund Husserl (1859) fortsetzen und ergänzen.

³ Cf. Mounin 1968, S. 12/13.

⁴ Vgl. Mounin 1968, S. 17 f.

⁵ Genauer: Herbst 1876 bis Frühjahr 1880 Studium in Leipzig, unterbrochen durch einen längeren (Juli 1878 bis Ende 1879) Studienaufenthalt in Berlin (vgl. Scheerer 1980, S. 2).

dann in der Vorlesung über allgemeine Sprachwissenschaft von 1906-1911 manifestierten. Nachdem er diese Hypothesen in *Saussure* (éd. Seghers, 1968) dargelegt hatte, hat der Autor dieser Zeilen aus der Schweiz und aus Paris zwei Zeugnisse erhalten, welche andere mögliche Erklärungen nahelegen, auf welche Benveniste vielleicht schon 1963 angespielt hat, und welche sich nicht widersprechen: eine unglückliche Heirat, in einem gesellschaftlichen Milieu, das ihn wissenschaftlich nicht unterstützte, ein ohne Zweifel schwerwiegender, aber diskreter Alkoholismus, den die Genfer allgemein nicht ahnten [...].¹

Ob man 'Saussures Leben bis auf einen Punkt gut kennt' und, ebenso, ob in der 'Rückkehr nach Genf das einzige biographische Problem' liegt, bleibe hier einmal dahingestellt. Interessant ist indessen, dass die beiden von Mounin zuletzt erwähnten Punkte, 'unglückliche Heirat' und 'Alkoholismus', auffällig mit dem strahlenden Bild kontrastieren, das Saussures Zeitgenossen von seiner Person gezeichnet haben². Aber gleichzeitig dürfte auch klar sein, dass Angaben in dieser Form, 'zwei Zeugnisse aus der Schweiz und aus Paris', in ihrer Knappheit und Unbestimmtheit kaum weiter helfen können. Wenn sich etwa die Vermutung, denn etwas anderes ist diese Information wohl nicht, über Saussures 'schwerwiegenden, aber diskreten Alkoholismus' bestätigen liesse, trüge dies sicher zur Bereicherung des Bildes von Saussures Person und den Umständen seiner Arbeit bei. Eine Erklärung indessen für sein Schweigen dürfte damit wohl kaum gefunden worden sein, vielleicht aber ein Hinweis auf die Tragweite, welche Saussures 'Drama des Denkens' angenommen hat.

Angesichts der Verschiedenheit, wenn nicht Widersprüchlichkeit der bisher verfügbaren Angaben zu Saussures Leben, ihrer auffälligen Ambivalenz – zum einen ist die Rede von einem anerkannten und bewunderten Lehrer und Gelehrten, zum andern von einem 'Drama des Denkens', von intellektueller Verzweigung, von "Wahnsinn"³ –, scheint uns eine Biographie Saussures nicht nur wünschbar, sondern dringlich. Kommt hinzu, dass in den nun schon gut dreissig Jahren seit Benveniste auf ein 'Geheimnis' in Saussures Leben aufmerksam machte, die verschiedensten – in zahllosen Publikationen verstreuten – Informationen oder auch Gerüchte zu Saussures Person und Leben in

¹ Cf. G. Mounin: "Ferdinand de Saussure", in ders.: *La linguistique du XX^e siècle*, Paris 1972, S. 48/49.

² Ein Merkmal, das von denjenigen, welche ihn kannten, immer wieder hervorgehoben wurde, sein geheimnisvoller, träumerischer Blick, erscheint derart vielleicht in einem neuen Licht.

In seiner Ansprache zum Gedenken Saussures (cf. *F.d.S.*, S. 10) sagt Lucien Gautier etwa:

"Wir sehen diesen so eigenartigen Blick wieder, diesen Blick, der oft von Schatten verdunkelt war, verloren im Ungewissen, und der sich plötzlich belebte, leuchtete und aufblitzte wie ein Funke."

Und in A. Meillet's *Notice* lesen wir:

"Seine Person machte einen seine Wissenschaft lieben; man wunderte sich, diese blauen, geheimnisvollen Augen, die Realität mit einer solch rigorosen Exaktheit wahrnehmen zu sehen; [...]" (Cf. *F.d.S.*, S. 77).

³ Dieser Ausdruck ist im Zusammenhang mit Saussures Anagramm-Studien gefallen. Vgl. M. Deguy: "La folie de Saussure", in: *Critique* 25/260, 1969, S. 20-26.

Ein weiteres Steinchen wurde diesem Mosaik 1990 durch die Veröffentlichung der folgenden Passage aus einem Brief von W. Streitberg an K. Brugmann vom 28. Dezember 1889 zugefügt:

"[...] Eine Nachricht, die Sie gewiss interessieren dürfte, hab ich kürzlich von einem Schüler de Saussures empfangen, nämlich dass dieser *vor kurzem* unheilbarer Geisteskrankheit verfallen sei. Es wäre zu schade, wenn diese Nachricht sich bestätigen sollte. Sein Schwager, den ich letzthin in Genf kennen lernte, leugnete zwar eine Krankheit de Saussures; doch will ein solches Dementi nicht viel besagen."

(zitiert nach P. Villani: "Documenti saussuriani a Lipsia e a Berlino", in: *CFS* 44, 1990, S. 15).

Umlauf gekommen sind, die es, je eher desto besser, zu sichten und aufzuarbeiten gilt. Dabei dürften sich vor allem auch die Tagebücher von Guy de Pourtalès, dem französisch-schweizerischen Schriftsteller und Cousin Ferdinand de Saussures, für dessen zukünftige Biographie als fruchtbare Quelle erweisen¹. Doch, wie gesagt, eine solche liegt bis jetzt nicht vor, und viel biographisches Material ist offenbar, trotz allen bisherigen Bemühungen und Entdeckungen, noch immer unzugänglich² — als ob sich der von R. Godel erwähnte 'Schleier des Geheimnisvollen, der Saussures Person umhüllt', bis heute nicht lüften wollte.

Gerade deshalb gewinnen aber die hier vorgelegten Notizen aus Saussures Nachlass umso mehr an Bedeutung: Sie sind nicht nur wichtig, weil sie von Bally und Sechehaye zum Teil als Quellenmaterial für den *Cours* benutzt worden sind, sondern weil sie als Spuren von Saussures Arbeits- und Denkprozess gelesen werden können und damit auch ein unmittelbares Zeugnis dessen sind, was Benveniste als 'Drama des Denkens' bezeichnet hat. In seinen oft bruchstückhaften Notizen brauchte Saussure nicht auf Erwartungen eines Publikums Rücksicht zu nehmen, konnte 'alle seine Zweifel zugeben', 'das Thema in seiner ganzen Komplexität ausbreiten'. Dadurch eröffnen sie einen unschätzbaren Zugang zu einem Denken, das die Entwicklung der Geisteswissenschaften in diesem Jahrhundert massgeblich geprägt hat.

Auf den besonderen Reiz einer solchen Lektüre der Notizen Saussures hat R.-L. Wagner bereits hingewiesen, ohne dass er sie allerdings selbst entwickelt hätte. Bei seiner Diskussion der Problematik der Herausgeberarbeit von Bally und Sechehaye macht Wagner insbesondere auf den unterschiedlichen Tonfall von *Cours* und Quellen, auf den Wert der 'Abwandlungen' und 'Schwankungen' und auf die Aussagekraft von Saussures Zweifeln aufmerksam:

Saussure schöpfte also, wie R. Godel bemerkt, die Worte, die Lexis, die Bilder, denen er bedurfte, im "aller allgemeinsten Vokabular". Aber er war weit davon entfernt, dazu zu gelangen, sie der Fixiertheit und der Rigorosität einer wissenschaftlichen Terminologie zu unterwerfen. Entsprechend waren die Probleme, welche diese Abwandlungen und Schwankungen ['variations'] stellten, nicht die am wenigsten schwierigen, welche die Herausgeber des *Cours de linguistique générale* zu lösen hatten. Sollte man (was R. Godel vorzuschlagen scheint) die Erneuerungen verallgemeinern, welche Saussure im *Cours III* gewagt hatte? Oder war es nicht vielmehr angebracht, dass der *Cours de linguistique générale* die Spuren dieses Zögerns behielt? Ohne Zweifel ist es dieser zweite Weg, der sich jedem aufdrängt, der sich Saussure, so wie er war, nähern will. Denn wenn er zufällig einen *Cours IV* gehalten hätte, ist es dann sicher, dass seine Form mit dem *Cours III* übereingestimmt hätte? Es ist erlaubt, daran zu zweifeln. Diese Abwandlungen und Schwankungen, in

¹ Vor allem im 1980 unter dem Titel *Chaque mouche a son ombre* erschienenen ersten Band von Tagebuchauszügen von G. de Pourtalès finden sich nicht nur faszinierende Milieustudien der untereinander engverbundenen protestantischen Genfer Patrizierfamilien de Pourtalès, de Saussure, de Candolle, Naville etc., sondern auch eine Reihe von aufschlussreichen Hinweisen zu Person und Leben von Ferdinand de Saussure.

² P. Wunderli hat die Art der Schwierigkeiten angedeutet, auf die derjenige stösst, der sich an die Aufgabe macht, eine Biographie Saussures zu schreiben:

"Ich trage mich seit bald zehn Jahren mit einem derartigen Projekt [nämlich einer 'umfassenden und einschlägigen Saussure-Biographie']; sinnvoll realisiert werden kann es allerdings erst, wenn ein ungehinderter Zugang zu *allen* existierenden Quellen gesichert ist und wenn nicht eine Zensur von aussen die Auswertung bestimmter Dokumente verhindert."

(P. Wunderli: "Scheerer, Ferdinand de Saussure" [Rezension], in: *Kratylos* 26, 1981, S. 2).

welchen man die Zweifel, die Verwirrung Saussures lesen kann, enthüllen allzu deutlich einen unruhigen, verletzlichen Charakter, um maskiert zu werden. [...] In einem Buch zeigt sich ein Autor, und der Autor wird immer mehr oder weniger danach trachten, ein schmeichelhaftes Bild von sich zu geben. Eine "Plauderei", Notizen erlauben es, einen Menschen kennen zu lernen, was in diesem Fall bei weitem vorzuziehen ist. Die Quellen des *Cours de linguistique générale* haben den seltenen Wert, den Blick frei zu geben auf einen Forscher, der selbständig dachte und auf einen Lehrer, welcher – eingedenk der Vorsicht, welche die Qualität seiner Hörschaft verlangte – in drei verschiedenen Anläufen die Formen entworfen hat, welche sich am wenigsten unvollständig für die aufeinanderfolgenden Zustände seiner Doktrin eigneten.¹

Wagner sieht in den 'Abwandlungen' und 'Schwankungen' der Quellen zweierlei: Zum einen sind sie Spuren eines Denkprozesses – 'sie geben den Blick frei auf einen Forscher, der selbständig dachte' – zum andern versteht er sie als Ausdruck eines 'unruhigen, verletzlichen Charakters'. Damit ist ein Spannungsfeld abgesteckt, in dem sich auch unsere Lektüre von Saussures Notizen bewegen wird; ein Spannungsfeld, das zugleich den besonderen Reiz als auch eine gewisse Schwierigkeit einer solchen Lektüre ausmacht: Was es zu vermeiden gilt, ist, inhaltliche Probleme von Saussures Sprachdenken auf Eigenschaften eines (seines) supponierten Charakters zurückzuführen oder zu reduzieren. Wenn wir im folgenden der Frage nachgehen, worin Saussures Zweifel begründet sind, können wir uns aber umgekehrt auch nicht einfach damit begnügen, nur die allgemeinen sprachtheoretischen Fragen aufzuzeigen, die sich Saussure stellte. Vielmehr wird es darum gehen, *die ganz besondere Art und Weise, wie Saussure diese Probleme angegangen ist, zu erfassen und darzustellen.*

Die Art und Weise seines Vorgehens, so nehmen wir an, ist von einem nicht minderen erkenntnistheoretischen und wissenschaftsgeschichtlichen Interesse als die Antworten, die er schliesslich in seinen Vorlesungen gegeben hat. Indem wir den Weg, welche seine sprachtheoretische Reflexion genommen hat², nachzuzeichnen versuchen, erhalten wir aber nicht nur Aufschluss, über das, was an Saussures Arbeit von allgemeiner theoretischer Bedeutung ist, sondern darüber hinaus auch Einblick in einen individuellen Arbeitsprozess, der an die Existenz einer besonderen Person gebunden ist³.



¹ Cf. R.-L. Wagner: "Les désarrois du maître de Genève. Introduction à une étude critique de la langue et de la nomenclature de Saussure", in: *Mots* 1, 1980, S. 19/20.

² Wobei wir uns vor allem an die Periode seiner Lehrtätigkeit an der Universität Genf halten werden.

³ In Bezug auf die Theorie Chomskys schreibt J.-C. Milner in seiner *Introduction à une science du langage*:

"Abgesehen von ein paar anekdotischen Details illustriert sie nur die Verbindung zwischen Individuum und Forschungsprogramm, welche in diesem Feld die Regel zu sein scheint. Denn dies ist wohl zuzugeben: In den Humanwissenschaften sind die interessantesten Programme an Individuen gebunden – an Menschen, und das ist vielleicht die einzige Rechtfertigung ihres Namens. Das sollte leicht zu verstehen sein; als Wissenschaften unternehmen sie es, ihren Gegenstand zu literalisieren, aber es trifft sich genau, dass alles an diesem Gegenstand zur Vermutung Anlass gibt, er komme der Literalität nicht entgegen: weil er gesellschaftlich oder menschlich oder historisch etc. ist." (Cf. Milner, Paris 1989, S. 14/15).

Einen Hauptgrund für dessen 'Drama' vermutet Benveniste darin, dass Saussure 'sich von seiner Epoche in dem Masse entfernte, in dem er seine eigene Wahrheit fand'. In einem eingängigen Bild ist damit das Problem des wissenschaftlichen Umfelds angesprochen, in dem Saussure arbeitete, und – allgemeiner – die Frage nach seiner wissenschaftsgeschichtlichen Stellung. Von den reichlich dokumentierten Auswirkungen seines Werks und insbesondere des *Cours* war hier bereits kurz die Rede¹. Doch, welche Einflüsse haben Saussures Denken geprägt, von welchem Wissenshorizont geht er aus?

Obwohl sich die Historiographie der Linguistik schon seit längerem einer kaum abklingenden Konjunktur erfreut und auch die Masse der "saussurologischen"² Veröffentlichungen ins Uferlose wächst, ist diese elementare Frage bis zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht in befriedigender Weise beantwortet. Dabei hat sich insbesondere die Frage, wer Saussures wichtigste Vorläufer sind, als kontraproduktiv erwiesen. Was Scheerer dazu bereits 1980 feststellte, trifft auch heute noch weitgehend zu:

Einen endgültigen Abschluss der Vorläufer-Diskussion wird man nicht so bald erwarten dürfen. Die Standpunkte sind noch zu gegensätzlich, die Meinungen zu wenig abgewogen. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass das heftige Für- und-Wider bei aller Ernsthaftigkeit auch die belustigenden Seiten eines echten Gelehrtenstreits hat: Die einen sind für Gabelentz und für Durkheim (Coseriu)³, andere für Durkheim und gegen Gabelentz (Hiersche)⁴, ein dritter gegen Gabelentz wie Durkheim, aber für Whitney und Paul (Koerner)⁵, wieder andere bedingt für Gabelentz, aber vor allem für Humboldt (Christmann, Jäger)^{6,7}

Für diesen 'belustigend' bis befremdlichen Stand der sogenannten 'Vorläufer-Diskussion' – die sich selbstverständlich nicht nur auf die hier beispielhaft zitierten Autoren beschränkt⁸ – gibt es verschiedene Gründe. Zunächst fällt in der

-
- ¹ Vgl. dazu auch U. Ch. M. Thilo: *Rezeption und Wirkung des Cours de linguistique générale. Überlegungen zu Geschichte und Historiographie der Sprachwissenschaft*, Tübingen 1989.
 - ² Vgl. J.-L. Chiss & C. Puech: "F. de Saussure et la constitution d'un domaine de mémoire pour la linguistique contemporaine", in: *Langages* 114, 1994, S. 43 ff.
 - ³ Siehe E. Coseriu: "Georg von der Gabelentz et la linguistique synchronique", in: *Word* 23, 1967, S. 74-100.
 - ⁴ Siehe R. Hiersche: *Ferdinand de Saussures langue-parole Konzept und sein Verhältnis zu Durkheim und von der Gabelentz*, Innsbruck 1972. Einen Einfluss Durkheims auf Saussure hat neuerdings auch C. Bierbach wieder nachzuweisen versucht. Vgl. *Sprache als "fait social". Die linguistische Theorie F. de Saussures und ihr Verhältnis zu den positivistischen Sozialwissenschaften*, Tübingen 1978.
 - ⁵ Siehe E. F. K. Koerner: *Ferdinand de Saussure. Origin and Development of his Linguistic Thought in Western Studies of Language*, Braunschweig 1973. Neben vielem anderen diskutiert Koerner hier eingehend die auf W. Doroszewski ("Quelques remarques sur les rapports de la sociologie et de la linguistique", in: *Journal de Psychologie normale et pathologique* 30, 1933, S. 82-91) zurückgehende These eines direkten Einflusses Durkheims auf Saussure und versucht, diese zurückzuweisen.
 - ⁶ Siehe etwa H. H. Christmann: "Saussure und die Tradition der Sprachwissenschaft", in: *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen* 208, 1972, S. 241-255, sowie Jäger 1975.
 - ⁷ Scheerer 1980, S. 151; vgl. dazu auch S. 120 ff.
 - ⁸ Wiederholt aufmerksam gemacht wurde etwa auch auf den (prägenden) Einfluss des Psychologen G. Tarde (SM/G, S. 282), des Ökonomen L. Walras (vgl. Koerner 1973, S. 67), des Historikers H. Taine (H. Aarsleff: "Taine: son importance pour Saussure et le structuralisme", in: *Romantisme* 25-26, 1979, S. 35-48) etc. Der Philosoph, der in dieser illustren Reihe am häufigsten und, wie uns scheint, mit guten Gründen angeführt wird, ist kein geringerer als G. W. F. Hegel (vgl. CLG/D, S. 362 und 388 f., Scheerer 1980, S. 123 f., sowie E. Coseriu: "L'arbitraire du signe. Zur Spätgeschichte eines aristotelischen Begriffes", in: *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen* 204, 1968, S. 100). Auf linguistischer Seite schliesslich gilt es, neben den oben bereits aufgeführten Namen, zunächst A. Pictet, den geistigen Mentor der Jugendjahre Saussures

Wirkungsgeschichte von Saussures Werk etwas auf, was sich auch bei anderen wissenschaftlichen «Gründerfiguren» beobachten lässt: Nachdem in einer ersten, mythologisierenden Phase der Rezeption vor allem das Originelle und Innovative einer Theorie gesehen wird, entdeckt man in einer zweiten Phase, dass vieles, von dem man angenommen hatte, dass es erst- oder einmalig sei, früher schon oder wenigstens gleichzeitig auch von anderen in ähnlicher Weise bereits thematisiert worden war. Im besonderen Falle der Rezeption Saussures im Paris der sechziger und siebziger Jahre wurde diese allgemeine Tendenz durch das damals vorherrschende, auf L. Althusser zurückgehende Schlagwort der "coupure saussurienne"¹, also der Vorstellung eines mit dem Namen Saussures verbundenen, markanten wissenschaftsgeschichtlichen Einschnitts noch zusätzlich verstärkt. Zu dieser, wenn nicht verzerrenden, so doch verkürzenden Sichtweise hat aber nicht zuletzt auch der Umstand einiges beigetragen, dass Saussure selbst, was Autorenzitate oder explizite Verweise auf seine unmittelbaren Inspiratoren und Quellen anbelangt, äusserst diskret und zurückhaltend war.

Das in der Tat seltene Vorkommen von Verweisen auf Werke anderer Autoren – und dies, nebenbei bemerkt nicht nur im *Cours*² und den sprachwissenschaftlichen Arbeiten, die Saussure zu seinen Lebzeiten veröffentlichte, sondern auch in den Notizen aus seinem Nachlass³ – hat verschiedene Kommentatoren zu fragwürdigen und

(vgl. CLG/D, S. 358 f.) zu erwähnen, dann die beiden Romanisten G. Paris und P. Meyer (vgl. R. Engler: "Saussure und die Romanistik", Arbeitspapier 16, Institut für Sprachwissenschaft, Universität Bern 1976), weiter die Leipziger junggrammatische Schule (K. Brugmann, H. Osthoff), aus der Saussure hervorgegangen ist, und schliesslich vor allem noch die beiden polnischen Linguisten J. Baudouin de Courtenay und N. H. Kruszewski. Siehe dazu Koerner 1973, S. 72-209 und CLG/D, S. 380-394, "La question des précurseurs".

- 1 Vgl. dazu etwa Dosse 1991, S. 65-75: "La coupure saussurienne"; F. Gadet: "Après Saussure", in: *DRLAV* 40, 1989, S. 1-40; S. Auroux: "Deux hypothèses sur l'origine de la conception saussurienne de la valeur linguistique", in: *Travaux de linguistique et de littérature* 23/1, 1985, S. 295-299, sowie J.-J. Courtine: "Le discours introuvable (Marxisme et linguistique, 1965-1985)", in: *Histoire, Epistémologie, Langage* 13-II, 1991, S. 153-171.
- 2 So werden etwa im sehr summarisch gehaltenen "Überblick über die Geschichte der Sprachwissenschaft", der – als erstes Kapitel der Einleitung – den *Cours* eröffnet, nur gerade, und in dieser Reihenfolge, die folgenden Namen erwähnt: F. A. Wolf (1759-1824), F. W. Ritschl (1806-1876), F. Bopp (1791-1867), W. Jones (1746-1794), J. Grimm (1785-1863), A. F. Pott (1802-1887), A. Kuhn (1812-1881), Th. Benfey (1809-1881), Th. Aufrecht (1822-1907), M. Müller (1823-1900), G. Curtius (1820-1885), A. Schleicher (1821-1868), F. Diez (1794-1876), W. D. Whitney (1827-1894), K. Brugmann (1849-1919), H. Osthoff (1847-1909), W. Braune (1850-1926), E. Sievers (1850-1932), H. Paul (1846-1921), A. Leskien (1840-1916).
- 3 Aufschlussreich ist hier immerhin der Vergleich des in der vorangehenden Fussnote erwähnten 'Überblicks' aus dem *Cours* mit jenem, den Saussure anlässlich seiner Genfer Antrittsvorlesung im November 1891 gab. Hier erwähnt Saussure an erster Stelle A. Pictet, und hält dann, etwas weiter unten, fest:

"Es sind nicht Linguisten wie Friedrich Müller, <von der Universität Wien>, die ungefähr alle Idiome dieser Erde <überblicken>, welche die Kenntnis der Sprache ['connaissance du langage'] je einen Schritt weiter gebracht haben; die Namen, die man in diesem Sinn vielmehr zu erwähnen hätte, wären die Namen von Romanisten wie Gaston Paris, Paul Meyer, <Schuchardt>, die Namen von Germanisten wie <Hermann> Paul, Namen der russischen Schule, die sich speziell mit dem Russischen und dem Slavischen befasst, wie N. Baudouin de Courtenay, Kruszewski." (Cf. CLG/E (II), S. 4, N 1.1).

Vgl. aber auch CLG/E (II), S. 43, N 21, wo Saussure, und diesmal im Kontrast zu den "Versuchen von Wilhelm von Humboldt bis zu Hermann Paul und zum Psychologen Wundt", die wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung Baudouins und Kruszewskis noch mehr hervorhebt, sowie CLG/E (I), S. 9 f., N 10, wo zu A. Schleicher ganz anderes als in der erwähnten Passage des *Cours* nachzulesen ist.

vorschnellen Schlüssen über Saussures Arbeitsweise verleitet. Als Extrembeispiel auf der einen Seite des Spektrums ist A. Prodocimi zu erwähnen, der Saussures (philosophischen) Bildungsstand mit demjenigen eines naiven Gymnasiasten verglich und ihn kurzerhand als einen "speculatore su «tabula rasa»"¹ apostrophierte. Auf der anderen Seite wurde verschiedentlich, so etwa von J. E. Schmidt die These vertreten, "dass gerade die fruchtbarsten «strukturalistischen» Konzepte Saussures in Wirklichkeit

¹ A. Prodocimi: "Sulla genesi della semiologia in Saussure. Una nota sulla biografia intellettuale", in: *Archivio Glottologico Italiano* 69, 1984, S. 148. Alternative und besser fundierte Darstellungen zu Saussures «philosophischem Hintergrund» finden sich in CLG/D, S. 319 ff., S. 358 ff., Scheerer 1980, S. 120 ff. – doch liegt unseres Wissens bis heute noch keine umfassende Studie zu dieser wichtigen Frage vor. Ohne hier Prodocimis haltlose Behauptungen im einzelnen widerlegen zu wollen, sei deshalb nur kurz folgendes erwähnt. De Mauro weist, A. Meillet zitierend, darauf hin, dass Saussure in einem Milieu aufgewachsen ist, "in dem die höchste intellektuelle Kultur seit langem eine Tradition war" (CLG/D, S. 321). Sowohl Saussure selbst (vgl. SOU, S. 17/18) als auch mit ihm übereinstimmend G. de Pourtalès berichteten wiederholt von der Faszination, welche auf sie beide die Bibliothek des gemeinsamen Grossvaters, des Grafen Alexander-Joseph de Pourtalès ausübte. G. de Pourtalès schreibt dazu wörtlich:

"Mein Cousin, der Philologe Ferdinand de Saussure, hat mir anvertraut, dass er hier [...] seine Neigung für jene Wissenschaft entdeckte, deren Geschichte er dereinst (und dies in noch jungen Jahren) revolutionieren sollte. Dieses grosse Mansardenzimmer mit seinem breiten Arbeitstisch, den überladenen Bücherregalen, dem von Schriftstücken aller Art überbordenden Wandschrank und seinem Modergeruch, machte ihn trunken und inspirierte ihn. Zwanzig Jahre nach ihm habe ich hier meinerseits die «maladie du livre» aufgelesen, die mich seither nicht mehr losgelassen hat."

(Cf. Pourtalès: *Chaque mouche a son ombre*, Bd I, 1881-1919, Paris 1980, S. 53/54). Das Bild eines von der «maladie du livre» entzündeten Geistes deckt sich mit demjenigen, welches ein Jugendfreund Saussures nach dessen Tod von ihm zeichnete: "Kein Gegenstand, weder Poesie noch Literatur, weder Politik noch Kunst, weder Geschichte noch Naturwissenschaft war ihm fremd." (Cf. E. Favre: "Allocution", in: *F.d.S.*, S. 30). Was nun Prodocimis Bemerkung betrifft, beim späten Saussure (nach 1900) handle es sich um einen philosophischen "neofita dall'apparenza naïve" (S. 151), so ist hier wohl am besten eine Passage aus der Rezension zur zweiten Auflage von *Les origines indo-européennes ou les aryas primitifs. Essai de paléontologie linguistique* anzuführen, mit der Saussure 1878, also noch während seiner Arbeit am *Mémoire*, an den Verfasser dieses Werks, seinen 1875 verstorbenen Mentor Adolphe Pictet erinnerte:

"Im Zentrum des intellektuellen Interesses von Pictet nimmt die Theorie des Schönen eine Stelle von hervorragender Wichtigkeit ein: Bereits 1822 hatte er dazu Fragmente einer Abhandlung niedergeschrieben. Der Ästhetiker, der er ist, entflammt sich selbstverständlich auch für alle literarischen Fragen, die zu jener Zeit so heftig debattiert wurden. Er weicht sich in die Literatur anderer Sprachen ein. Auf diesem Gebiet erschliesst ihm die persönliche Bekanntschaft mit Wilhelm von Schlegel neue Perspektiven. Schlegel eröffnet ihm insbesondere den geistigen Zugang zum indischen Orient, dessen Geheimnisse der gelehrte Bonner Professor damals als fast einziger in Europa kannte. Dies ist zweifellos der Zeitpunkt, an dem Pictet mit dem Studium des Sanskrits begann, wobei seine ästhetischen und literarischen Untersuchungen als Grundlage seiner linguistischen Bildung dienten.

Anlässlich eines Aufenthalts in Deutschland machte er dann die Bekanntschaft Goethes, Hegels, Schleiermachers und Schellings, der sein bevorzugter Philosoph bleiben sollte."

(Cf. REC, S. 392). Der lebhafteste Tonfall dieser Zeilen und der ganze, ungewohnt leichtfüßig daherkommende Artikel, den Saussure mit noch nicht einundzwanzig Jahren schrieb, erwecken nicht gerade den Eindruck, als ob der Grossneffe von Albertine-Adrienne Necker-de Saussure (der Vertrauten von Mme de Staël und Verfasserin von *L'Éducation progressive*, vgl. CLG/D, S. 321) – sich seine philosophische Bildung erst ein Vierteljahrhundert später mühsam aus ein paar zweitklassigen Lehrbüchern hätte erwerben müssen, wie Prodocimi insinuiert.

Wenn es demnach kaum angezeigt scheint, Saussure Unbelesenheit zu unterstellen, stellt sich freilich nur umso mehr die Frage, weshalb Saussure den philosophischen Hintergrund jener Vorlesungen über allgemeine Sprachwissenschaft im Dunkeln liess, die er seinem Schüler A. Riedlinger gegenüber ausdrücklich als "un cours *philosophique* de linguistique" bezeichnete (vgl. SM/G, S. 29 f. [Hervorhebung hinzugefügt] sowie Regard 1919, S. 4 ff.).

junggrammatisches Gemeingut waren"¹. U. Maas zufolge, der dieselbe Ansicht teilt, ist der *Cours* eine "zusammenfassende Darstellung", in der "nichts anderes als das Selbstverständnis der damaligen Sprachwissenschaft"² artikuliert werde. Am anderen Ende dieses weitgespannten Meinungsspektrums erscheint Saussure somit als jemand, dessen Bildung zwar dem neuesten Wissensstand der damaligen Sprachwissenschaft entsprach³, der dieses 'Gemeingut' aber offenbar unlautererweise als sein eigenes ausgab.

Löst man sich von dieser weniger durch Sachkenntnis denn durch Projektionen auf eine Gründerfigur geprägten Ebene, treten indessen die sich hinter dieser Polemik verbergenden, ernsthaften wissenschaftsgeschichtlichen Schwierigkeiten hervor, welche sich dem Leser der Notizen aus Saussures Nachlass stellen: Es ist zweifellos abwegig und wenig ergiebig, Saussures theoretische Versuche so zu betrachten, als ob sie nur aus sich selbst heraus und unabhängig vom Wissensstand seiner Zeit – so wie sich uns dieser heute darstellt – entstanden wären. In diesem Sinne trägt die vor allem in den letzten beiden Jahrzehnten stark vorangetriebene Historiographie der Linguistik des 19. Jahrhunderts Nützliches zu einer sachlicheren Einschätzung der wissenschaftlichen Leistung Saussures bei⁴. Dennoch ist eine detaillierte Einordnung von Saussures Denken in den grösseren Zusammenhang der Geschichte der Linguistik hier nicht unser vorrangiges Anliegen — und dies aus triftigen Gründen: Spätestens seit Beginn seiner Lehrtätigkeit an der Universität Genf sind die Fragen, mit denen sich Saussure in seinen Notizen befasst nicht mehr nur rein linguistischer Natur. Wie bereits erwähnt, sind denn auch gut zwei Drittel seines Nachlasses der Untersuchung der germanischen Legenden bzw. der Erforschung von Lautverteilungen in der indogermanischen Dichtung, den sogenannten Anagramm-Studien gewidmet. Die Texte Saussures, die der Genfer Psychologe Théodore Flournoy bereits um die Jahrhundertwende veröffentlichte, belegen überdies, dass Saussure auch mit Denkströmungen in Kontakt gekommen ist, die aus anderen wissenschaftlichen Gebieten stammen: so, unter anderem, aus der experimentellen Psychologie oder aus dem Umfeld der zu dieser Zeit gerade erst im Entstehen begriffenen psychoanalytischen Schule Freuds. Um hier ein Beispiel aufzugreifen, mit dem wir uns gegen Ende dieses Kommentars noch eingehend beschäftigen werden: Für Saussures Konzeption des «Mechanismus der Sprache» als

¹ Schmidt 1988, S. N3.

² Vgl. *Grundkurs Sprachwissenschaft, 1. Die herrschende Lehre*, München 1973, S. 73. Dass es sich bei den beiden zuletzt zitierten ausgerechnet um zwei deutschsprachige Autoren handelt ist kaum zufällig, sondern kann vielmehr als Beleg dafür gelesen werden, wie schwer man sich rechts des Rheins mit der Rezeption Saussures getan hat und – da und dort – immer noch tut.

³ Was fraglos zutrifft, kann doch R. Gmür seine umfassende Abhandlung zur Rezeptionsgeschichte von Saussures wissenschaftlichem Erstlingswerk, dem *Mémoire*, mit den folgenden Sätzen beschliessen:

"Ein Buch mit einer solch einmaligen Wirkungsgeschichte, welche darüber hinaus seinen Autor zum Begründer der modernen Indogermanistik erhob, kann nur von einem Forscher stammen, der auf der Höhe seiner Karriere stand – oder vielleicht doch nicht? Als Saussure das *Mémoire* verfasste, studierte er in Leipzig im dritten bzw. vierten Semester und zählte nicht einmal 21 Jahre."

(Cf. Gmür: *Das Schicksal von F. de Saussures «Mémoire». Eine Rezeptionsgeschichte*, Bern 1986, S. 205/6)

⁴ Stellvertretend für viele andere Werke jüngerer Datums sei hier nur die von S. Auroux herausgegebene, monumentale *Histoire des idées linguistique* (Bruxelles 1989 ff.) erwähnt, deren dritter und letzter Band, der sich vollumfänglich der Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert widmen wird, allerdings noch nicht erschienen ist.

Ineinanderspielen syntagmatischer und assoziativer Beziehungen scheint es zumindest nicht abwegig, neben dem hier üblicherweise geltend gemachten Einfluss des polnischen Sprachwissenschaftlers N. Kruszewski auch auf das damals von psychologischer Seite lancierte Konzept der «subliminalen Imagination» hinzuweisen, an dem sich Flournoy in seinen experimentellen Untersuchungen und vor allem in seinen ausgedehnten Fallstudien orientierte.

Es scheint uns deshalb mehr als fragwürdig, den (rekonstruierten) Wissensstand der Linguistik der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts unbesehen als hinreichend gültigen Rahmen zu verstehen, in den Saussures Denken einfach einzuordnen wäre. Dies umso mehr, als sich – wie wir sehen werden – die dringliche Frage stellt, ob es überhaupt zulässig und den Notizen Saussures angemessen ist, sie bloss als Bausteine jenes strukturalistischen Theoriegebäudes zu verstehen, in dem die Linguistik sich, nach Saussures Tod, wenigstens für ein halbes Jahrhundert eingerichtet hat. Denn obgleich er noch immer als 'Vater' oder 'Begründer der modernen Linguistik' bezeichnet werden kann (und wird¹), zeigt eine aufmerksame Lektüre seiner Notizen, dass sich Saussure das Problem, den Rahmen der Linguistik zu überschreiten, zumindest ebenso beschäftigte, als jenes, ihr eine verlässliche konzeptuelle Grundlage zu geben. Die Einsicht in 'die ziemlich grosse Vergeblichkeit von allem, was man schliesslich in der Linguistik machen kann', und die davon hervorgerufene, ex- und intensive Suche nach anderen, ergiebigeren Ansatzpunkten für den wissenschaftlichen Umgang mit den verschiedensten Erscheinungsformen der menschlichen Sprache(n) findet ihren Niederschlag in Saussures Entwürfen zu einer "Wissenschaft, welche das Leben der Zeichen im Rahmen des sozialen Lebens untersucht"², einer Wissenschaft, die seiner Ansicht nach "noch nicht existiert[e]"³ und der er den Namen *Semiologie* gab. Mit dem Projekt der Semiologie, diesem schwierigen, aber faszinierenden Unterfangen, das *Zeichen* (wieder) in die Linguistik einzuführen, von der dieser als zu philosophisch-spekulativ befundene Begriff eben gerade erst verabschiedet worden war, ist somit das bezeichnet, was zugleich Saussures exzentrische Stellung innerhalb der Linguistik als auch seine den Fachwissenschaftler überragende geistesgeschichtliche Bedeutung ausmacht.

Die genauen Konturen dieses Projektes zu umreissen, seine inneren Spannungsfelder und Bruchstellen aufzuspüren, Saussures Denkweg *zwischen Linguistik und Semiologie* nachzugehen, ist das Ziel dieses einleitenden Kommentars. Damit wird die Notwendigkeit einer präzisen Situierung Saussures in der Geschichte der Linguistik (im engen und strengen Sinne) in keiner Weise in Abrede gestellt. Vielmehr sollen hier notwendige Materialien für ein – erst noch zu schreibendes – wissenschaftsgeschichtliches Kapitel zugänglich gemacht werden, für eine Wissenschaftsgeschichte, die von Texten ausgeht und zu ihnen zurückkehrt.

¹ Vgl. etwa G. A. Miller: *Wörter. Streifzüge durch die Psycholinguistik*, Heidelberg 1993, S. 26.

² GRF., S. 19; CLG/D, S. 33; CLG/E (I), S. 47/48, Nr. 283-284.

³ Ibid.

B.)

SPRACHEN

Vorbehalt.
*Der allgemeine
Eindruck ... ist,
dass der
gesunde
Menschenverstand
genügt ... ,
um alle
Phantome
zu verscheuchen*

...
*Nun,
diese Überzeugung
ist nicht die
unsrige.
Wir sind
im Gegenteil
zutiefst davon
überzeugt,
dass,
wer immer
seinen Fuss
auf den Boden der
Sprache
setzt,
sich sagen kann,
dass er von
allen Analogien
von Himmel
und Erde
verlassen ist.*

*November 1894.
Notiz aus dem
Nachlass*

IV. SPRACHE UND SPRACHE

Vergleicht man Saussures Notizen zu seiner Genfer Antrittsvorlesung im November 1891 mit dem Quellenmaterial seiner dritten und letzten Vorlesung über allgemeine Sprachwissenschaft aus den Jahren 1910 und 1911, stellt man eine auffällige Umgewichtung fest in der Bedeutung, die Saussure den Begriffen «langue» und «langage» beimisst, bzw. eine grundlegende Veränderung der Art und Weise, sie voneinander zu unterscheiden.

Im postum erschienen *Cours*, von dem Saussures Wirkung auf die moderne Linguistik und, später, auf die Geisteswissenschaften ausgegangen ist, stellt sich dann die Unterscheidung von «langue» und «langage» nochmals anders dar. Aber obwohl deren Gegenüberstellung im *Cours* eine zentrale Rolle spielt, bleibt ihre erkenntnistheoretische Bedeutung weitgehend verdeckt, da die gedanklichen Schritte nicht nachvollziehbar sind, die zu ihr führen.

Aus diesem Grund vor allem, aber nicht zuletzt auch deshalb, weil vom Deutschen¹ her insofern nicht ohne weiteres klar ist, was genau mit dieser Unterscheidung auf dem Spiel steht, als es hier keine einfache oder eindeutige Entsprechung zu den beiden im Französischen sich gegenüberstehenden Termen «langue» und «langage» gibt, nehmen wir diese begriffliche Abgrenzung als Ausgangspunkt für unseren Versuch, den Weg nachzuzeichnen, den Saussures Denken – im Laufe seiner Genfer Zeit² – genommen hat.

Eine einleitende Bemerkung noch vorweg: Wer Saussures Denken vor allem vom *Cours* her kennt, wird sich sicher wundern, dass auf den folgenden Seiten nicht ausdrücklich auf die Unterscheidung von «langue» und «parole» eingegangen wird, die weithin als tragender Grundpfeiler des Saussureschen Theoriegebäudes gilt³ und zweifellos zu dessen bisher am ausführlichsten diskutierten Komponenten gehört⁴. Wenn wir uns hier auf die Unterscheidung von «langue» und «langage» konzentrieren, so nicht deshalb, weil wir jene von «langue» und «parole» als weniger wichtig erachteten oder weil unserer Ansicht nach die Diskussion um diese Dichotomie erschöpft wäre. Was die folgenden Überlegungen versuchen, ist vielmehr, im erkenntnistheoretischen

¹ Siehe dazu auch den detaillierten und ausführlich dokumentierten Kommentar der Probleme, welche Saussures französische Terme «langue» und «langage» für die Übersetzung – nicht nur – ins Deutsche stellen, den T. De Mauro in seinen Anmerkungen zum *Cours* gibt, in: CLG/D, S. 423 ff.

² Wegen der Quellenlage des Nachlasses drängt sich bis auf weiteres eine Beschränkung auf die Periode von 1891-1913 auf.

³ Vgl. dazu etwa Scheerer 1980, S. 77 ff. oder Culler 1976, S. 29 ff.

⁴ Ausführliche Darstellungen dieser Problematik finden sich etwa in SM/G, S. 142ff; CLG/D, S. 420, Anm. 65; R. Engler: "European structuralism: Saussure", in: *Current trends in Linguistics* 13/2, 1975, S. 853 ff.; C. Normand: "Langue/parole: constitution et enjeu d'une opposition", in: *Langages* 49, 1978, S. 66-90; Koerner 1973, S. 243 ff.; Jäger 1976, S. 232 ff.; Harris 1987, S. 14 ff.

Hintergrund, vor dem sich diese Diskussion abspielt, einen bisher noch wenig beachteten Aspekt genauer zu beleuchten.

Antrittsvorlesung

In den Notizen zur Genfer Antrittsvorlesung scheint die Unterscheidung von «langue» und «langage» zunächst unproblematisch zu sein. «Langue» und «langage» bezeichnen hier, wie wir gleich sehen werden, 'ein und dieselbe Sache' – mit dem einzigen Unterschied, dass einmal das Allgemeine, einmal das Besondere im Blick steht:

Sprache ['langue'] und *Sprache* ['langage'] sind ein und dieselbe Sache; die eine ist die Verallgemeinerung der andern. Die *Sprache* ['langage'] studieren zu wollen, ohne sich die Mühe zu nehmen, verschiedene Erscheinungsformen davon, nämlich eben die *Sprachen* ['langues'] zu untersuchen, ist ein absolut vergebliches und schimärisches Unterfangen; andersherum betrachtet ist die Absicht, die *Sprachen* ['langues'] zu untersuchen, wenn man vergisst, dass diese *Sprachen* ['langues'] wesentlich von Prinzipien bestimmt sind, welche in der Vorstellung der *Sprache* ['langage'] zusammengefasst sind, noch mehr eine jeder ernsthaften Bedeutung, eine jeder wirklich wissenschaftlichen Grundlage entbehrende Arbeit. Ohne Unterlass nährt sich deshalb das allgemeine Studium der *Sprache* ['langage'] von den verschiedensten Beobachtungen, welche im besonderen Gebiet dieser und dieser *Sprache* ['langue'] gemacht wurden.¹

Wenn von «langage» die Rede ist, geht es um das 'allgemeine Studium der *Sprache*', während die 'Erscheinungsformen' einzelner, konkreter *Sprachen* – also etwa des Französischen oder des Deutschen – zum Bereich der «langue(s)» zu zählen sind. Die beiden Seiten ergänzen sich nicht nur, sondern scheinen je, und zwar in gleichem Masse, auf ihren jeweiligen Gegenpart angewiesen zu sein.

In der Folge macht Saussure allerdings auf eine störende Assymetrie im harmonischen Nebeneinander von «langue» und «langage» aufmerksam:

Auch wenn man annimmt, dass die Ausübung der Rede beim Menschen eine natürliche Funktion darstellt, was der grundlegend falsche Standpunkt ist, den bestimmte anthropologische und linguistische Schulen einnehmen, müsste man immerhin noch absolut festhalten, dass die Ausübung dieser Funktion für die Wissenschaft nur von der Seite der *Sprache* ['langue'] oder von der Seite der *existierenden Sprachen* ['langues'] her zugänglich ist.²

Insofern das Allgemeine – hier: die 'natürliche Funktion der Rede beim Menschen' – 'für die Wissenschaft nur von der Seite der *existierenden Sprachen* her zugänglich ist', scheint, paradoxerweise, den «langue(s)» auch im 'allgemeinen Studium der *Sprache*' der

¹ Cf. CLG/E (I), S. 515. N 1.1, Nr. 3281.

² Cf. *ibid.*

Vorrang zu gebühren. Dies verkannt oder zu wenig berücksichtigt zu haben, ist aber genau der Vorwurf, den Saussure in einer Passage, die der bereits zitierten vorangeht, an Philosophie und Psychologie der Sprache richtet, wobei er den Vorrang der «langues» gegenüber «language» hier noch deutlicher betont:

Das Studium der Sprache ['langage'] als einer menschlichen Tatsache ['fait humain'] ist ganz oder beinahe ganz im Studium der Sprachen ['langues'] enthalten. Der Physiologe, der Psychologe und der Logiker können lange reden, der Philosoph mag in der Folge die kombinierten Resultate der Logik, der Psychologie und der Physiologie zusammen nehmen, niemals, ich erlaube es mir zu sagen, werden die elementarsten Phänomene der Sprache ['langage'] vermutet oder klar wahrgenommen, klassifiziert und verstanden, wenn man nicht in erster und letzter Instanz auf das Studium *der Sprachen* ['langues'] zurückgreift.¹

Saussure weist also Logik, Sprachphilosophie- und psychologie allesamt zurück, weil diese dem 'Studium *der Sprachen*' zuwenig Rechnung tragen. Wenn man 'in erster und letzter Instanz auf das Studium *der Sprachen*' zurückzugreifen hatte, hiess das allerdings noch nicht, dass deshalb 'das allgemeine Studium der Sprache' bedeutungslos geworden wäre:

Aber umgekehrt würde sich das Studium dieser existierenden Sprachen ['langues'] dazu verdammen, beinahe steril zu bleiben, jedenfalls ohne Methode und ohne leitendes Prinzip zu bleiben, wenn sie nicht fortwährend danach trachtete, das allgemeine Problem der Sprache ['langage'] zu illustrieren, wenn sie nicht danach trachtete, von jeder Einzelheit, die sie beobachtet, den Sinn und den Profit herauszuschälen, welcher daraus für unsere Kenntnis der möglichen Operationen des auf die Sprache ['langue'] angewendeten menschlichen Instinktes resultiert.²

Auch wenn der Gedanke einleuchtet, dass 'das Studium der existierenden Sprachen steril, ohne Methode und ohne leitendes Prinzip bleiben würde', wenn man 'das allgemeine Problem der Sprache' aus den Augen verlor, ist doch spürbar, dass sich in diesem Hin und Her zwischen «langue» und «langage» ein Problem verbirgt. Denn wie sollten vom 'allgemeinen Problem der Sprache' Prinzipien für das 'Studium der existierenden Sprachen' abgeleitet werden können, wenn dieses 'allgemeine Problem der Sprache' 'für die Wissenschaft nur von der Seite der *existierenden* Sprachen her zugänglich ist'? Genau diese Frage wird Saussure zwanzig Jahre später, in seiner letzten Genfer Vorlesung über allgemeine Sprachwissenschaft nochmals aufgreifen, um ihr eine überraschende Antwort zu geben.

¹ Cf. *ibid.*

² *Ibid.*

Cours III

Für seine dritte Vorlesung über allgemeine Sprachwissenschaft¹ sah Saussure, wie er seinen Studenten am 4. November 1910 erläuterte, eine Gliederung in drei Teile vor:

Allgemeine Gliederung der Vorlesung:

1. – Die Sprachen ['langues']
2. – Die Sprache ['langue']
3. – Die Sprachfähigkeit ['la faculté du langage'] und ihre Ausübung durch die Individuen.²

Ausgangspunkt der Darlegung sind also *die Sprachen*. Am 8. November erläuterte Saussure weshalb:

Erste Feststellung in den Tatsachen der Sprache ['faits de langage']: *Vielzahl* der Sprachen ['langues'], *geographische* Verschiedenheit.

Diese Varietät im Raum fällt jedermann auf (es ist nicht ebenso mit den Variationen in der Zeit). Selbst die Wilden haben dieses Wissen; es ist diese Diversität, welche die Völker ihrer Sprache ['langue'] bewusst werden lässt. Vielleicht würden sie anders gar nicht merken, dass sie sprechen.³

[...]

Für die Sprachwissenschaft ist die geographische Verschiedenheit der Sprachen ['langues'] sicher die entscheidende ['primordial'] Tatsache.⁴

In seiner letzten Vorlesung über allgemeine Sprachwissenschaft fängt Saussure somit nochmals ganz vorne an und geht von dem aus, was jeder feststellen kann: dass hier so und dort anders gesprochen wird, hier französisch, dort deutsch, anderswo italienisch, und so fort. Das ist die 'entscheidende Tatsache der Sprachwissenschaft'. Das ist, wenn man so will, die Alltagserfahrung, an die auch Saussures Überlegungen zur «Beliebigkeit des sprachlichen Zeichens» anknüpfen werden: dass man auf dieser Seite der Grenze *b-ö-f* und auf der andern *o-k-s* bzw. *r-i-n-d* sagt.

Die Insistenz, mit der Saussure diese Feststellung betont, ist auch in seinen vorbereitenden Notizen zu dieser Vorlesung spürbar:

Die Vielfalt der Formen der Sprache ['langue'] auf der Erde, die Verschiedenheit der Sprache ['langue'], wenn wir von einem Land in ein anderes oder von einem Gebiet in ein anderes gehen, das ist, sozusagen, die entscheidende ['primordiale'] Feststellung, jene, die alle unmittelbar machen können. [...] Während der Wandel der Sprache ['langue'] in der Zeit zwangsläufig dem Beobachter zunächst entgeht, ist es

¹ = Cours III.

² Cf. CLG/E (I), S. 24, D 5, Nr. 122. [Um das Auffinden der Textstellen im französischen Original zu erleichtern, verwenden wir im folgenden bei den Stellenangaben, welche sich auf die Quellen des *Cours* beziehen, die Abkürzungen aus CLG/E: D 5=Seite 5 in der Vorlesungsmitschrift von George Dégallier; Nr. 122=Ausschnitt, der, gemäss der fortlaufenden Numerierung von R. Engler, dem Segment Nr. 122 des Texts von Bally und Secheyne im CLG/E entspricht.] Wir halten uns hier an die sehr detaillierten Aufzeichnungen Dégalliers. Vgl. auch SM/G, S. 77 ff.

³ Cf. CLG/E (I), S. 436, D 9, Nr. 2847-2849.

⁴ Cf. CLG/E (I), S. 437, D 10, Nr. 2855.

unmöglich, dass ihm der Wandel im Raum entgeht. Wir werden erst später auf den Wandel in der Zeit zu sprechen kommen, und wir werden sehen, dass er im Grunde nicht loslösbar ist von demjenigen im Raum; aber nur der zweite, ich wiederhole es, ist unmittelbar gegeben.¹

Wenn er 'die Vielfalt der Formen der Sprache auf der Erde', ihre 'Verschiedenheit' als 'erste und entscheidende Feststellung', als 'unmittelbar gegeben' bezeichnet, als das, was macht, dass wir überhaupt 'merken, dass wir sprechen', heisst das nichts anderes, als dass Saussure diese Verschiedenheit als etwas betrachtet, was zur Definition der Sprache oder des Sprachlichen selbst gehört. Dadurch zeichnet sich aber ein entscheidender Schritt gegenüber der Antrittsvorlesung ab: Wenn die Verschiedenheit der Sprachen zur Definition der Sprache selbst gehört, dann hatte das 'Studium der Sprachen' sein 'leitendes Prinzip' nicht mehr vom Begriff «langage» herzuleiten, sondern dann galt es umgekehrt und vielmehr, das 'allgemeine Problem der Sprache' von der Vielzahl der Sprachen her zu denken. Und genau dies versucht Saussure in seiner letzten Vorlesung über allgemeine Sprachwissenschaft:

Wenn dies unser Begriff der *Sprache* ['langue'] ist, ist klar, dass er sich uns nur in der Serie der verschiedenen Sprachen ['langues'] darstellt. Wir können ihn nur fassen anhand irgendeiner bestimmten Sprache ['langue']. *Die Sprache* ['langue'], dieses Wort in der Einzahl, wie rechtfertigt es sich? Wir verstehen darunter eine Verallgemeinerung, das was für jede bestimmte Sprache ['langue'] wahr sein wird, ohne dass wir weiter präzisieren müssten. Man soll nicht glauben dass dieser allgemeine Term *die Sprache* ['langue'] dem Term Sprache ['langage'] gleichkommt.²

Saussure ersetzt also zur Bezeichnung des 'allgemeinen Problems der Sprache' den Begriff «langage» durch jenen von «langue» und weist daraufhin, dass 'dieser allgemeine Term «la langue» dem Term «langage» nicht gleich kommt'. Und dies offenbar deshalb, weil «langue», im Unterschied zu «langage», auf die 'Serie der verschiedenen Sprachen', auf die Vielzahl der «langues» verwies.

Es ist nicht dasselbe, ob man 'das allgemeine Problem der Sprache', 'ihre wesentlichen Prinzipien' als «langage» oder als «langue» zu fassen versucht. Diese Einsicht, aus der Saussure in seinem letzten Cours die Konsequenzen gezogen hat, ist in seiner Genfer Antrittsvorlesung, wir haben es gesehen, bereits angedeutet: Auch wenn man beim Menschen eine 'natürliche Sprachfähigkeit annimmt', muss man, gab Saussure dort zu bedenken, doch 'immerhin noch absolut festhalten', dass 'diese Funktion für die Wissenschaft *nur von der Seite der existierenden Sprachen her* zugänglich ist'. Weil die Sprachfähigkeit des Menschen – «langage» – sich immer erst in konkreten sprachlichen Tatsachen artikuliert, ist das 'allgemeine Problem der Sprache' immer nur *bezüglich* und, so können wir anfügen, *mittels* bestimmter Sprachen – «langues» – darstellbar³.

Das französische Wort «langue» lässt an «langue française, allemande» etc., denken, an «langue maternelle» und nicht zuletzt an «Zunge». Im Plural, «les langues»,

¹ Cf. CLG/E (I), S. 436, N 23.1, Nr. 2847-2848.

² Cf. CLG/E (I), S. 158, III C 284, Nr. 1171.

³ Vgl. dazu auch N 6 in CLG/E (II), S. 16.

bezeichnet es die unzähligen¹ natürlichen Sprachen. Dagegen kommt «langage» in Verbindungen vor wie "l'étude du langage comme faculté de l'homme"², wie «langage des animaux» oder «métalangage». Im Cours III ersetzt nun Saussure «langage» durch «langue» nicht deshalb, weil ihn das 'allgemeine Problem der Sprache' nicht mehr interessiert, sondern vielmehr, weil er einen neuen Zugang zu den 'wesentlichen Prinzipien der Sprachen' gefunden zu haben glaubt, der vom Begriff «langage», welcher der philosophisch-logischen Denktradition verpflichtet ist, eher verstellt wird.

'Wenn man nicht in erster und letzter Instanz auf das Studium *der Sprachen* zurückgriff', konnte man, zum Beispiel, der Täuschung erliegen oder den Irrtum verbreiten, dass es so etwas wie eine erste, über allen andern stehende Ur- oder Grundsprache gäbe, zum Beispiel eine reine Sprache des Denkens, die, in ihren grundlegenden Prinzipien, nicht affiziert wäre von den lästigen Problemen, die sich aus der Verschiedenheit der Sprachen ergeben³. Ob sich diese «Proto-sprache» dann im Französischen, Deutschen, etc. realisiert, ist nebensächlich. Dieser Illusion einer Rückkehr zu einem vorbabylonischen Zustand, dem, von der Philosophie und der Logik bekannten, hartnäckigen Wunsch nach einer «reductio linguarum ad unam», will Saussure als Indogermanist und Komparatist von allem Anfang an zuvor kommen. Das ist der erkenntnistheoretische Grund, weshalb er in seiner dritten Vorlesung über allgemeine Sprachwissenschaft von der Vielzahl der Sprachen ausgeht.

Insofern sprachphilosophische Überlegungen von den Eigenarten bestimmter Sprachen – wie etwa des Französischen oder Deutschen – absehen, konnten sie für Saussure, und zwar nicht nur insofern, als er seine Wissenschaft als eine empirische verstand, nicht als Richtschnur für die Erörterung des 'allgemeinen Problems der Sprache' gelten. In der Vorstellung einer einzigen, ersten Ur- oder Übersprache, die im philosophischen Begriff «langage» mitschwang⁴, sah Saussure offensichtlich eine trügerische Verschleierung dessen, was er als 'erste Feststellung in den Tatsachen der Sprache' erkannt hatte, und zwar insofern, als diese Vorstellung der entscheidenden Tatsache der *Vielzahl* der Sprachen nicht gebührend Rechnung trug. Wenn Saussure, wie wir sehen werden, die sprachphilosophische Tradition immer wieder kritisierte und

¹ Gemäss C. Hagège zählen heute nur schon die bereits erfassten Sprachen zwischen vier und sechs Tausend. Vgl.: *L'homme de paroles. Contribution linguistique aux sciences humaines*, Paris 1985, S. 55 f.

² Saussure schreibt etwa:

"Hier kommt dieser <unserer Meinung nach mehr oder weniger begründete> Vorwurf: Sie verwandeln das Studium der Sprachen ['langues'] in ein Studium der Sprache ['langage'], <der Sprache ['langage']>, betrachtet als eine Fähigkeit des Menschen, als <eines der> unterscheidenden Zeichen seiner Art, als anthropologisches oder sozusagen zoologisches Merkmal. Meine Herren, das ist hier ein Punkt, für den ich eine beträchtliche Zeit bräuchte, um meinen Standpunkt darzulegen und zu rechtfertigen, der nicht anders ist als derjenige aller Linguisten der Gegenwart: nämlich, dass das Studium der Sprache ['langage'] <als einer> menschlichen <Tatsache> ['fait humain'] ganz oder beinahe ganz im Studium der Sprachen ['langues'] enthalten ist."

(Cf. CLG/E (I), S. 515, N 1.1, Nr. 3281).

³ Problemen wie etwa demjenigen, das sich bei der Übersetzung der Texte Saussures ins Deutsche bemerkbar machen: dass zwischen «langue» und «langage» auf der einen, «Sprache» auf der andern Seite, keine einfache, eindeutige Entsprechung besteht.

⁴ Vgl. dazu das jüngst erschienene Übersichtswerk von U. Ecos: *Die Suche nach der vollkommenen Sprache*, München 1994.

mehr oder weniger global zurückwies, so vor allem deshalb, weil sie dieser ihm wesentlichen Einsicht zu wenig Rechnung trug:

Die Sprache ['langage'] manifestiert sich immer nur mittels einer Sprache ['langue']; ohne das, würde sie nicht existieren.¹

Die Ersetzung von «le langage» durch «la langue» ist für die allgemeine Sprachwissenschaft somit insofern richtungsweisend, als sie klar macht, dass die Linguistik ihren Gegenstand nicht in einer biologischen Funktion zu suchen hatte und dass dieser nicht als Sprachfähigkeit des Menschen oder als eine Art Über-sprache zu fassen war². *Wenn es ein 'allgemeines Problem der Sprache' gab – das ist der Grundgedanke der im Cours III zum Ausdruck kommt –, dann bestand es gerade in der Vielzahl der Sprachen, dann galt es, ausgehend von dieser Vielzahl und Verschiedenheit der Sprachen nach dem 'leitenden Prinzip' der Sprachwissenschaft zu fragen.*

Bereits in seiner Antrittsvorlesung hatte Saussure bemerkt:

Man stellt fest, dass es das letzte Detail der Phänomene ist, welches auch ihr letzter Grund ist, und dass derart die extreme Spezialisierung nur wirklich der extremen Verallgemeinerung dienen kann.³

Wenn die Absicht, das Allgemeine vom Besonderen her zu erfassen, das Allgemeine von der besonderen Gestalt des Einzelnen herzuleiten, somit in Saussures Denken schon lange bestimmend war, so findet sie mit der Ersetzung von «langage» durch «langue» zur Bezeichnung des 'allgemeinen Problems der Sprache' ihren adäquaten begrifflichen Ausdruck.

Kaum umsonst und auch nicht zufällig ist im Französischen, im Gegensatz zu «philosophie du langage», die Wendung «philosophie des langues» bzw. «de la langue» nicht als feste Bezeichnung gebräuchlich. Mit seinem letzten Cours, den er in dem in unserer Einleitung bereits erwähnten Gespräch mit Riedlinger als "Vorbereitung zu einer philosophischen Vorlesung über Linguistik"⁴ angekündigt hatte, war Saussure allerdings auf dem besten Weg, der Begründer und Hauptvertreter einer solchen, zukünftigen «Philosophie der Sprachen» zu werden . . . Doch, wie dem auch sei, fest steht, dass die Ersetzung von «le langage» durch «la langue» auch gleich wieder eine heikle erkenntnistheoretische Frage aufwirft, eine Frage, die Saussure nicht entgangen ist, obwohl er ihr in der oben zitierten Passage eher auszuweichen scheint: Wenn die

¹ Cf. CLG/E (I), S. 43, J 4, Nr. 261; vgl. dazu auch G. Steiner: *Après Babel*, Paris 1978.

² Vgl. dagegen N. Chomsky: "Zur biologischen Grundlage der sprachlichen Fähigkeiten", in: ders., *Regeln und Repräsentation*, Frankfurt 1981, S. 187-217 und Eric H. Lenneberg: *Biologische Grundlagen der Sprache*, Frankfurt 1972.

³ Cf. CLG/E (II), S. 4, N 1.1. Der gleiche Gedanke ist auch aus der Formulierung der folgenden Frage ablesbar:

"Ist das Phänomen der Sprache ['langage'] <an sich> der Mühe wert, dass man es untersucht, sei es in seinen diversen Manifestationen, sei es in seinen allgemeinen Gesetzmässigkeiten, die <niemals> anders als von besonderen Formen abgeleitet werden können, – das ist, <wenn es> in ganz klarer und kategorischer Weise <angegeben werden soll,> das Feld, auf dem die gegenwärtige Sprachwissenschaft angesiedelt ist. Kann die Sprache ['langage'], oder die Sprache ['langue'] <demnach> als ein Gegenstand gelten, der für sich allein genommen der Untersuchung wert ist?"

(Cf. CLG/E (I), S. 4, N 1.1, Nr. 3283).

⁴ Cf. SM/G, S. 30.

Sprachwissenschaft von den unzähligen existierenden Sprachen auszugehen hatte, von der 'Serie der Sprachen', wie konnte dann ihr Gegenstand als «*la langue*» gefasst werden? 'La langue, dieses Wort in der Einzahl, wie rechtfertigt es sich?' Saussures Feststellung, dass er die 'Verallgemeinerung, das was für jede Sprache wahr sein wird' als «*la langue*» bezeichnet, ist nicht eine Antwort auf diese Frage, sondern vielmehr deren Wiederholung. *Weshalb* er darauf insistiert, den Gegenstand der Sprachwissenschaft, die 'wesentlichen Prinzipien der Sprachen' ausgerechnet als «*la langue*» zu fassen, kann oder will Saussure hier nicht begründen: – 'Wir müssen nicht weiter präzisieren'.

Doch hier drängen sich unabweisbar Fragen auf: Worin *genau* unterschied sich die von Saussure als «*la langue*» bezeichnete 'Verallgemeinerung' von «*le langage*», von der Ur-, Grund- oder Übersprache der Philosophen? Oder anders gefragt: Was galt es unter dem Begriff «*langue*» zu denken, damit die Kritik, die Saussure am Begriff «*langage*» geübt hatte, nicht auch auf die von ihm vorgeschlagene 'Verallgemeinerung' zutraf, bzw. damit das Prinzip der konstitutiven Vielzahl der Sprachen, das Prinzip der 'Serie' zum tragen kam? Und wie musste man sich den Schritt von «*les*» bzw. von «*une langue*» – also z.B. vom Französischen, Deutschen, etc. – zu Saussures «*la langue*» vorstellen!¹ Wie sollte sich das Verhältnis zwischen einer beliebigen Einzelsprache, zwischen der 'extremen Spezialisierung' und der 'extremen Verallgemeinerung' konkret artikulieren? Oder endlich: Was für ein Status kam, erkenntnistheoretisch betrachtet, «*la langue*» zu?

Dass Saussure einerseits, wie er immer wieder betonte, von den existierenden Sprachen ausging, andererseits aber dennoch ausdrücklich forderte, dass der Gegenstand der allgemeinen Sprachwissenschaft als «*la langue*» zu fassen sei, in dieser Diskrepanz, in diesem auf den ersten Blick paradoxen Vorgehen kommt wohl ein erstes, grundlegendes Problem seines Denkansatzes zum Ausdruck, gewiss aber auch dessen erkenntnistheoretische Brisanz. Da sich diese Problematik, diese Saussures Vorgehen inhärente Spannung, wie wir sehen werden, in allen seinen Versuchen, «*la langue*» genauer zu definieren, bemerkbar macht, eröffnet die im Cours III entwickelte Herleitung des Begriffs «*langue*» aus der Vielzahl der Sprachen, einen äusserst aufschlussreichen Zugang zum Verständnis der Schwierigkeiten, mit welchen Saussure bei seiner Neubegründung der Sprachwissenschaft zu kämpfen hatte — zum Verständnis jener Schwierigkeiten also, welche wohl nicht unwesentlich dazu beigetragen hatten, dass Saussure seine Theorie immer wieder in Zweifel zog.

Es ist deshalb wirklich erstaunlich – und bedauerlich –, dass Bally und Sechehaye, obwohl sie ausdrücklich darauf hinweisen, dass sie sich, was den Aufbau des *Cours* angeht, an Saussures dritte und letzte Vorlesung über allgemeine Sprachwissenschaft

¹ Das Problem ist in einer kuzen, schwer datierbaren Notiz Saussures angedeutet:

"Man hat etwas voreilig von einer *Wissenschaft der Sprache* ['science du langage'] gesprochen. Das war zu einer Zeit als noch niemand, ausgenommen seltene Romanisten, die Vorstellung gefasst haben konnte, was DIE SPRACHE ['langue'] sei, noch EINE Sprache ['langue'] in ihrer Entwicklung."

(Cf. CLG/E (II), S. 48, N 24a); vgl. dazu: C. Bierbach: "Eine «vergessene» Dichotomie der saussureschen Sprachtheorie: *La langue/les langues*. Zum Verhältnis von allgemeiner Sprachtheorie und Beschreibung von Einzelsprachen", in: CFS 33, 1979, S. 21-30; und Bierbach 1978, insbesondere S. 30-77; schliesslich: SM/G, S. 142 ff.

halten¹, gerade die Herleitung des Begriffs «langue» aus der Vielzahl der Sprachen fallen liessen.

Cours

Die beiden ersten Punkte in der Gliederung von Saussures dritter Vorlesung über allgemeine Sprachwissenschaft – '1. Les langues, 2. La langue' –, welche eine argumentative Einheit bilden², aus der hervorgeht, weshalb Saussure den Begriff «langue» jenem von «langage» zur Bezeichnung des Gegenstands der Sprachwissenschaft vorzieht, diese beiden Punkte werden in der von Bally und Sechehaye redigierten Fassung des *Cours* an zwei weit auseinanderliegenden Orten behandelt.

Der erste Punkt wird gegen Ende des *Cours*, als dessen vierter Teil unter dem Titel «Geographische Sprachwissenschaft» behandelt. Losgelöst aus dem argumentativen Zusammenhang wirkt das Thema der Vielzahl der Sprachen dort allerdings wie ein Anhängsel, ein Füllsel, das jedenfalls weit weniger wichtig ist, als etwa die «Einleitung», die «Allgemeinen Grundlagen» oder die Kapitel über die «Synchronische Linguistik»³ – während doch, wie wir hier zu zeigen versuchen, dieses Thema gerade erst den Zugang zu einem tieferen Verständnis der Fragen eröffnet, die Saussure in den erwähnten, wissenschaftsgeschichtlich bedeutend gewordenen ersten Kapiteln des *Cours* aufwirft⁴.

Der zweite Punkt, hingegen, von Saussures Cours III – 'La langue' – steht im *Cours* von Bally und Sechehaye an vorderster Stelle, in jenem Kapitel der Einleitung, in dem das Besondere und Neue an Saussures Ansatz vorgestellt wird⁵. Denkt man nun freilich an die Herleitung des Begriffs in Saussures Cours III und an die dabei sichtbar gewordenen, grundlegenden erkenntnistheoretischen Schwierigkeiten, ist man nicht wenig erstaunt über den arglosen Ton, mit dem im *Cours* die «langue» als "Lösung"⁶

¹ Wie bereits erwähnt ist ja der *Cours* laut den Herausgebern "eine Synthese auf Grund der dritten Vorlesung". Vgl. Vorwort 1916, in: GRF, S. IX; CLG/D, S. 9.

² Vgl. die Vorlesungsmitschrift von G. Dégallier in CLG/E (I) und SM/G, S. 77 ff.

³ So jedenfalls wird das Kapitel etwa von R. Harris in seinem *Reading Saussure*, das sich ausdrücklich an den *Cours* hält und die Quellen dezidiert vernachlässigt, kommentiert. Vgl. Harris 1987, S. 171 ff.

⁴ Auf die systematische Bedeutung der 'geographischen Sprachwissenschaft' hat, 1975, bereits E. Roulet aufmerksam gemacht (Vgl. F. de Saussure: *Cours de linguistique générale. Extraits commentés par Eddy Roulet*, Paris 1975, S. 66-83). Ausführlicheres dazu findet sich in Engler 1976b; ders.: "Linguistique 1908: un débat-clef de linguistique géographique et une question de sources saussuriennes", in: *Progress in Linguistic Historiography*, ed. by K. Koerner, Amsterdam 1980, S. 257-270; ders.: "Geografia linguistica e assiomatica saussuriana: di una convergenza ideologica nel primo Novecento", in: *Ideologia, filosofia e linguistica. Atti del convegno internazionale di studi Rende (Cs), 15-17 settembre 1978*, a cura di D. Gambarara e A. D'Atri, Roma 1982, S. 356-376; und, schliesslich, ders. "Géographie linguistique", in: S. Auroux (Hrsg.), *Histoire des idées linguistiques*, Bd 3, im Druck.

⁵ Vgl. GRF, S. 9, Einleitung, Kapitel III. Gegenstand der Sprachwissenschaft, § 1. Die Sprache; ihre Definition.

⁶ Siehe hier weiter unten oder GRF, S. 11; CLG/D, S. 25; CLG/E (I), S.30, Nr. 153.

angepriesen wird für die Probleme, die sich der Sprachwissenschaft stellen, wenn sie ihren Gegenstand 'vollständig und konkret bestimmen' will. Überraschend, denkt man an Saussures Antrittsvorlesung und an Cours III, ist aber vor allem auch die Art und Weise wie im *Cours* «langue» und «langage» einander gegenübergestellt und voneinander abgegrenzt werden. Wie wir im folgenden sehen werden, wird nämlich im *Cours* der Begriff «langue» jenem von «langage» vorgezogen, nicht weil er der zur Bezeichnung der Einzelsprachen gebräuchliche ist und insofern auf die 'Serie der Sprachen' verwies, sondern vielmehr, weil er es, im Gegensatz zu «langage», der Sprachwissenschaft erlaubte, ihren Gegenstand als «Ganzes in sich» zu fassen. —

Das Kapitel, in dem im *Cours* die «langue» eingeführt wird, geht von der Frage aus, was der Gegenstand der Sprachwissenschaft sei, "wenn wir ihn vollständig und konkret bestimmen wollen"¹. Diese Frage stellte sich für die Linguistik dringlicher als für jede andere Wissenschaft, denn:

Andere Wissenschaften befassen sich mit Gegenständen, die von vornherein gegeben sind und die man nacheinander unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachten kann. Ganz anders auf unserem Gebiet. Es spricht jemand das französische Wort *nu* aus: ein oberflächlicher Beobachter wäre versucht, darin ein konkretes Objekt der Sprachwissenschaft zu erblicken; aber eine aufmerksame Prüfung lässt darin nacheinander drei oder vier verschiedene Dinge erkennen, je nach der Art, wie man es betrachtet: als Laut, als Ausdruck einer Vorstellung, als Entsprechung des lateinischen *nudum* usw. Man kann nicht einmal sagen, dass der Gegenstand früher vorhanden sei als der Gesichtspunkt, der das Objekt erschafft, und ausserdem wissen wir nicht von vornherein, ob eine dieser Betrachtungsweisen den andern vorangeht oder übergeordnet ist.²

Entsprechend ist die erste Antwort auf die Frage, was der 'konkrete und vollständige Gegenstand der Sprachwissenschaft' sei, ernüchternd:

Von welcher Seite man also die Frage auch angreift, nirgends bietet sich uns der Gegenstand der Sprachwissenschaft als einheitliches Ganzes dar; überall stossen wir auf dieses Dilemma: entweder halten wir uns an eine einzige Seite jedes Problems [...] oder, wenn wir die Sprache ['langage']³ von mehreren Seiten aus zugleich studieren, erscheint uns der Gegenstand der Sprachwissenschaft als ein wirrer Haufe verschiedenartiger Dinge, die unter sich durch kein Band verknüpft sind. Wenn man so vorgeht, tritt man in das Gebiet mehrerer Wissenschaften ein – der Psychologie, Anthropologie, der normativen Grammatik, Philologie usw. –, die wir klar von der Sprachwissenschaft scheiden, die aber vermöge unkorrekter Methode die Sprache ['langage'] als einen ihrer Gegenstände beanspruchen könnten.⁴

Eine Antwort auf die Frage, was der Gegenstand der Sprachwissenschaft sei, war also vor allem auch deshalb dringlich, weil andere Wissenschaften – Psychologie,

¹ GRF S. 9; CLG/D, S. 23; CLG/E (I), S. 24, Nr. 123; vgl. dazu auch N 9.1-3 in CLG/E.

² Ibid.

³ Weil, wie H. Lommel, der Übersetzer des *Cours*, richtig bemerkt, "das deutsche Wort «Sprache» die beiden hier unterschiedenen Begriffe *langue* und *langage* umfasst" (GRF, S. 11, Anmerkung 1), gibt er in den 'Grundfragen' *langage* durch «menschliche Rede» wieder. Da dieser Vorschlag nur teil- bzw. stellenweise befriedigt, werden wir hier auch bei Zitaten aus den 'Grundfragen' unsere bisherige Lösung oder vielmehr Schreibweise dieses Übersetzungsproblems beibehalten und zum deutschen «Sprache» immer die jeweilige französische Entsprechung in eckigen Klammern angeben.

⁴ GRF, S. 10; CLG/D, S.24/25; CLG/E (I), S. 30, Nr. 149-152.

Anthropologie, etc. – der Linguistik ihr Feld streitig machen konnten. Was hier gesucht wird, ist somit, wenn man will, das Sprachliche der Sprache: nicht das, was sich auf psychologische, anthropologische oder andere Kategorien zurückführen lässt, sondern das spezifisch und unreduzierbar Sprachliche der Sprache, das, was der Sprachwissenschaft ihre Eigenständigkeit verleiht und was erlaubt, ihr Gebiet von dem anderer Wissenschaften abzugrenzen.

Im *Cours* findet diese Frage unmittelbar nach dem eben zitierten Abschnitt bereits eine Antwort. Eine Antwort allerdings, die zunächst sehr tautologisch klingt:

Es gibt, unseres Erachtens, nur eine Lösung aller dieser Schwierigkeiten: man muss sich von Anfang an auf das Gebiet der Sprache ['langue'] begeben und sie als die Norm aller andern Äusserungsformen der Sprache ['langage'] gelten lassen. In der Tat, unter so vielen Doppelseitigkeiten scheint allein die Sprache ['langue'] eine selbständige Definition zu gestatten, und sie bietet dem Geist einen genügenden Stützpunkt.¹

Nachdem im *Cours* eben noch zu lesen war, dass man in der Sprachwissenschaft, anders als in anderen Wissenschaften, 'nicht einmal sagen kann, dass der Gegenstand früher vorhanden sei als der Gesichtspunkt, aus dem man ihn betrachtet', dass es 'vielmehr der Gesichtspunkt ist, der das Objekt erschafft' und 'wir ausserdem nicht von vornherein wissen, ob eine dieser Betrachtungsweisen den andern vorangeht oder übergeordnet ist', kommt die 'Lösung', sich 'von Anfang an auf das Gebiet der «langue» zu begeben und sie als die Norm aller anderen Äusserungsformen von «langage» gelten zu lassen', doch eher schnell und etwas unvermittelt. Gab es nun doch, und wenn ja, weshalb, eine 'Betrachtungsweise die den andern vorangeht oder übergeordnet war'? Aus welchem Grund, sodann, sollte dies gerade «la langue» sein? Und schliesslich: Wohin begab man sich genau, wenn man sich, wie es in der französischen Fassung heisst, aufs «terrain de la langue» begab?

Es ist kaum von der Hand zu weisen: Die 'Lösung' des *Cours* lässt perplex und gleicht, wie Ch. Bierbach zu recht bemerkt², einem Deus ex machina, und zwar deshalb, weil im Moment, in dem der Begriff «langue» im *Cours* eingeführt wird, noch keineswegs klar ist, was man sich darunter genau vorzustellen hat, bzw. worin er sich von «langage» unterscheidet.

Und auch die beiden folgenden Abschnitte, die diese Frage wohl klären sollten, helfen nicht wirklich weiter:

Was aber ist die Sprache ['langue']? Für uns fliesst sie keineswegs mit der Sprache ['langage'] zusammen; sie ist nur ein bestimmter, allerdings wesentlicher Teil davon. Sie ist zu gleicher Zeit ein soziales Produkt der Fähigkeit zur Sprache ['langage'] und ein Ineinandergreifen notwendiger Konventionen, welche die soziale Körperschaft getroffen hat, um die Ausübung dieser Fähigkeit durch die Individuen zu ermöglichen. Die Sprache ['langage'], als Ganzes genommen, ist vielförmig und ungleichartig; verschiedenen Gebieten zugehörig, zugleich physisch, psychisch und physiologisch, gehört sie ausserdem noch sowohl dem individuellen als dem sozialen

¹ GRF, S. 11; CLG/D, S. 25; CLG/E (I), S. 30/31, Nr. 153-155.

² Vgl. Bierbach 1978, S. 32.

Gebiet zu; sie lässt sich keiner Kategorie der menschlichen Verhältnisse einordnen, weil man nicht weiss, wie ihre Einheit abzuleiten sei.

Die Sprache ['langue'] dagegen ist ein Ganzes in sich und ein Prinzip der Klassifikation. In dem Augenblick, da wir ihr den ersten Platz unter den Tatsachen der Sprache ['langage'] einräumen, bringen wir eine natürliche Ordnung in eine Gesamtheit, die keine andere Klassifikation gestattet.¹

Das Ziel dieser Gegenüberstellung ist klar: Damit sich die Linguistik als eigenständige Wissenschaft etablieren konnte, brauchte sie einen eigenständigen, einheitlichen Gegenstand. Sprachliches konnte unter den verschiedensten Gesichtspunkten – als physische, als psychische, als soziale, etc. Grösse – betrachtet werden, war 'vielförmig und ungleichartig'. Es brauchte also einen Ansatzpunkt, der es erlaubte, sprachliche Grössen als solche zu fassen, und der dadurch der Sprachwissenschaft einen (ihren) spezifischen und unreduzierbaren Gegenstand gab². Diese Notwendigkeit war aber im *Cours*, wie wir gesehen haben, bereits ein paar Abschnitte weiter oben sichtbar geworden. Was hingegen, weiterhin, unklar bleibt, ist, weshalb die Eigenschaft, eine 'zugleich physische, psychische, soziale', etc. Grösse zu sein, gerade «le langage» zugeschrieben wurde. Weshalb sollte «le langage» 'vielförmig und ungleichartig' sein, während umgekehrt «la langue» als 'ein Ganzes in sich und ein Prinzip der Klassifikation', bzw. als "ihrer Natur nach in sich gleichartig"³ bezeichnet wurde? Weshalb sollte gerade «la langue» 'eine Ordnung in eine Gesamtheit bringen, die keine andere Klassifikation gestattet'?

Kurz: So wie der Begriff «langue» im *Cours* eingeführt wird, wirkt diese Aufteilung in der Tat ziemlich beliebig. Was in der Darstellung von Bally und Sechehaye fehlt, ist eine erkenntnistheoretische Situierung des Begriffs, wie sie aus dem Aufbau von Saussures *Cours III* hervorgeht, aus der Herleitung der «langue» aus dem, was dort als 'erste Feststellung in den «faits de langage», als 'entscheidende Tatsache der Sprachwissenschaft' bezeichnet worden ist, nämlich die Vielzahl der konkreten Sprachen, bzw. deren 'geographische Verschiedenheit'.

Spannender als die Feststellung, dass der *Cours* von Bally und Sechehaye hier hinter den theoretischen Reflexionsgrad zurückfällt, den Saussure in seiner letzten Vorlesung über allgemeine Sprachwissenschaft erreicht hatte, scheint uns nun jedoch die Frage, aus welchen Gründen wohl Bally und Sechehaye sich gerade in diesem entscheidenden Punkt nicht an den Aufbau von *Cours III* hielten, obwohl sie doch

¹ GRF, S. 11; CLG/D, S. 25; CLG/E (I), S. 31/32, Nr. 156-162.

² L. Hjelmslev hat diesen Gedanken Saussures aufgenommen und ihn wie folgt formuliert:
 "Wie man sieht, fehlt es nicht an Gesichtspunkten, von denen aus man Sprachen studieren kann und studiert hat. Aber keiner von diesen Gesichtspunkten (deren Zahl sich leicht vergrössern liesse) gibt die Grundlage ab für eine selbständige Wissenschaft von der Sprache: die Sprache wird zu einem Gegenstand bald für die Logik, bald für die Geschichte, bald für die Physiologie, Physik, Psychologie, Soziologie. Man kann dagegen geltend machen, dass *ein* Gesichtspunkt gegenüber der Sprache trotz der grossen Vielseitigkeit versäumt worden ist, und dazu noch der Gesichtspunkt, der als der wichtigste und naheliegendste erscheint, nämlich der *sprachliche* Gesichtspunkt. Man muss sich eine Wissenschaft denken können, welche Sprache nicht nur als ein Konglomerat von logischen, historischen, physiologischen, psychologischen und soziologischen Momenten auffasst, sondern in erster Linie als eine selbständige Grösse, als ein ganzheitliches Gebilde von besonderer Natur."

(Hjelmslev: *Die Sprache. Eine Einführung*, Darmstadt 1968, S. 9).

³ GRF, S. 18; CLG/D, S. 32; CLG/E (I), S. 43, Nr. 260.

ausdrücklich den *Cours* als 'Synthese auf Grund der dritten Vorlesung' bezeichneten. Weshalb, mit andern Worten, Bally und Sechehaye, das, was an Saussures Ansatz wirklich neu ist und was gegenüber der sprachphilosophischen Tradition eine Herausforderung darstellt, bzw. was diese unterwandert, gerade verfehlen oder weglassen — und dies gerade in dem Moment als sie Saussures Theorie mit dem Pathos des wissenschaftlichen Fortschritts vorstellen?

Wir wollen nun im folgenden dieser Frage nicht etwa historisch nachgehen und z.B. nach persönlichen Motiven der Herausgeber für ihr Abweichen suchen. Eine plausible Antwort soll vielmehr systematisch durch den Kommentar von Stellen, in denen die Fassung des *Cours* widersprüchlich oder nicht schlüssig erscheint, bzw. in einer vergleichenden Lektüre von *Cours* und Quellenmaterial erschlossen werden.

V. DIE EINE UND DIE VIELEN

Der *Cours* hebt damit an, dass «la langue» der 'erste Platz unter den «faits du langage»' eingeräumt wird. «La langue» wird als der Gegenstand bezeichnet, der es der Sprachwissenschaft erlaubt, sich als selbständige Wissenschaft zu etablieren. Im *Cours* wird allerdings, wir haben es gesehen, der Begriff «langue» nicht aus der 'entscheidenden Tatsache' der Vielzahl der Sprachen hergeleitet. «La langue» wird vielmehr deshalb «le langage» vorgezogen und als 'Prinzip der Klassifikation' gesetzt, weil ihr, im Gegensatz zum 'vielförmigen und ungleichartigen' «langage», die Eigenschaft zugeschrieben wird, 'in sich gleichförmig' und 'ein Ganzes in sich' zu sein.

Dass nun aber «la langue» im *Cours* als ein 'Ganzes in sich' und als 'in sich gleichartig' bezeichnet wird, kommt daher, dass und in welcher Art und Weise der *Cours* vom Postulat ausgeht, «la langue» sei ein *S y s t e m* :

Während die Sprache ['langage'] in sich verschiedenartig ['hétérogène'] ist, ist die Sprache ['langue'] ... ihrer Natur nach in sich gleichartig ['homogène']: sie bildet ein System [...].¹

Oder radikaler noch:

Die Sprache ['langue'] ist ein System, das nur seine eigene Ordnung zulässt.²

Der Ansatz, Sprache als System aufzufassen, gehört zweifellos mit zu jenen programmatischen Grundgedanken, die ausschlaggebend waren für die erneuernde Wirkung, die vom *Cours* zunächst auf die Linguistik und später auch auf andere Geisteswissenschaften ausgegangen ist³. Im *Cours* treten Formulierungen dieses Ansatzes an verschiedenen Stellen als eine Art Leitmotiv auf. Um nur einige davon zu erwähnen:

¹ GRF, S. 18; CLG/D, S. 32; CLG/E (I), S. 43, Nr. 260.

² GRF, S. 27; CLG/D, S. 43; CLG/E (I), S. 64, Nr. 417; vgl. dazu auch R. Engler: *Lexique de la terminologie saussurienne*, Utrecht/Anvers 1968 [hinfort zitiert: LTS], S. 50.

³ So schreibt Lévi-Strauss etwa in seiner "Einleitung in das Werk von Marcel Mauss":

"Jede Kultur kann als ein Ensemble symbolischer Systeme betrachtet werden, wobei die Sprache, die Heiratsregeln, die ökonomischen Verhältnisse, die Kunst, die Wissenschaft und die Religion an erster Stelle rangieren."

(in: M. Mauss, *Soziologie und Anthropologie*, Bd I, Frankfurt 1974, S. 15). Und im Aufsatz "Der Strukturbegriff in der Ethnologie" lesen wir:

"Es handelt sich nunmehr darum, zu erfahren, woraus diese Modelle bestehen, die das eigentliche Objekt der Strukturanalysen abgeben. [...] Erstens zeigt eine Struktur Systemcharakter. Sie besteht aus Elementen, die so angeordnet sind, dass die Veränderung eines von ihnen eine Veränderung aller übrigen nach sich zieht." (in: *Strukturelle Anthropologie I*, Frankfurt 1967, S. 301/2).

Eine Sprache ['langue'] bildet ein System.¹

Die Sprache ['langue'] ist ein System, dessen Teile in ihrer synchronischen Wechselbeziehung betrachtet werden können und müssen.²

Dass die Auffassung der Sprache als System nicht erst in seinen Vorlesungen über allgemeine Sprachwissenschaft eine zentrale Rolle gespielt hatte, sondern ein für Saussures ganzen Denkweg bestimmender Leitgedanke war, ist nicht nur in seinen handschriftlichen Notizen deutlich belegt³, sondern kommt auch dadurch zum Ausdruck, dass er einerseits bereits in seinen frühesten sprachwissenschaftlichen Arbeiten auftaucht, so etwa im *Mémoire sur le système primitif des voyelles dans les langues indo-européennes*⁴, andererseits aber auch in solchen Arbeiten, die nicht zur Sprachwissenschaft im engeren Sinne gezählt werden, wie etwa den Anagramm-Studien⁵.

Im in der Einleitung bereits zitierten Gespräch Saussures mit Riedlinger vom Januar 1909 findet sich eine Formulierung dieses Leitgedankens, die besonders prägnant und aufschlussreich ist:

¹ GRF, S. 86; CLG/D, S. 107; CLG/E (I), S. 163, Nr. 1219.

² GRF, S. 103; CLG/D, S. 124; CLG/E (I), S. 192, Nr. 1446.

³ In den Notizen für sein geplantes Buch über die allgemeine Sprachwissenschaft, die wohl in die Zeit seines Briefs an Meillet, also ins Jahr 1894 fallen (vgl. Engler 1975, S. 838/39) schreibt Saussure etwa:

"Die Sprache ['langue'] stellt ein innerlich *in all seinen Teilen geordnetes* System dar."

(Cf. CLG/E (II), S. 21, N 9.3, Nr. 3296).

⁴ Vgl. dazu C. Vallini: "Problemi di metodo in Ferdinand de Saussure indoeuropeanista", in: *Studi e saggi linguistici 9, Supplemento alla rivista L'Italia dialettale*, 1969, S. 1-85; und: J. Kurylowicz, "Lecture du «Mémoire» en 1978: un commentaire", in: CFS 32, 1978, S. 7-26. Erwähnenswert ist hier aber auch der Aufsatz "Des formes observées aux formes sous-jacentes" von M.-J. Reichler-Béguelin, weil sie den Systemgedanken bis in den "Essai pour réduire les mots du grec, du latin et de l'allemand à un petit nombre de racines", den Saussure mit knapp fünfzehn Jahren geschrieben hatte, zurückverfolgt (in: *Présence de Saussure, Actes du Colloque international de Genève (21-23 mars 1988)*, publiés par R. Amacker & R. Engler, Genf 1990, S. 21-37). Im Begleitbrief, mit dem er seinen 'Essai', vermutlich 1872, an "A. Pictet, den ehrwürdigen Autor der *Origines Indo-européennes*" sandte, schreibt Saussure:

"Ich bin nur ein Schüler, und Sie werden es vielleicht anmassend finden, wenn ich Ihnen meine Ideen über einen Gegenstand mitteile, den ich so wenig kenne. Ich hätte es auch nicht getan, wenn es mir nicht zur Gewohnheit geworden wäre, ein System als augenfällige Tatsache zu betrachten, an dem ich seit letztem Jahr arbeite. Ich war schon immer davon besessen, Systeme zu erstellen, noch bevor ich die Dinge im Detail untersucht habe."

(Cf. J.-D. Candaux: "Ferdinand de Saussure. Linguiste à quatorze ans et demi", in: CFS 29, 1974-1975, S. 8 und S. 10 und Scheerer 1980, S. 9). In seinem gut vierzig Jahre später – aber noch vor dem *Cours* – erschienenen Nachruf auf Saussure wird dann W. Streitberg denselben Charakterzug nochmals hervorheben:

"Nicht einzelnen Entdeckungen verdankt er seinen Ruhm – seine wahre, seine einzigartige Bedeutung liegt in der *systembildenden* Kraft seines Geistes. Seine unvergleichliche Stärke ist die Synthese; alle Einzelbeobachtungen sind ihm nur Bausteine zu dem planvoll gefügten Gebäude des Systems; er ruht und rastet nicht, bis sich alle Tatsachen, aus ihrer Vereinzelung erlöst, zu einem harmonischen Ganzen zusammenschliessen." ("Ferdinand de Saussure", in: *Indogermanisches Jahrbuch* 2, 1915, S. 203.)

⁵ In einem der Hefte über Homer steht etwa die folgende Notiz:

"In einem System, wo kein einziges Wort geändert oder versetzt werden kann, ohne in den meisten Fällen mehrere im Hinblick auf das Anagramm notwendige Kombinationen zu verwirren, in einem solchen System kann man nicht von Anagrammen als einem zusätzlichen Spiel der Versifikation sprechen, sie werden zur Grundlage, ob der Versemacher es will oder nicht." (WUW, S. 23)

Die Sprache ['langue'] ist ein *geschlossenes* System ['système serré'] und die Theorie muss ein ebenso *geschlossenes* System sein wie die Sprache ['langue']. Hier ist der schwierige Punkt, denn es ist nichts, verschiedene Behauptungen, eine nach der andern, über die Betrachtungsweise der Sprache ['langue'] zu machen; das Ganze ist in einem System zu koordinieren.¹

Dass nicht nur «la langue» 'ein geschlossenes System' ist, sondern auch die Theorie ein solches zu sein hat, diese Forderung ist, in der Tat, an sich schon ein 'schwieriger Punkt' und versteht sich kaum von selbst. Doch, was uns an diesen programmatischen Äusserungen Saussures vor allem zu denken gibt, das ist die Betonung der Geschlossenheit des Systems der Sprache. Wenn zum Systemgedanken die Vorstellung eines in sich geschlossenen Ganzen gehört², stellt sich nämlich unausweichlich die Frage, wie sich denn die Auffassung der «langue» als System mit der Herleitung des Begriffs aus der 'entscheidenden Tatsache' der Vielzahl und Verschiedenheit der existierenden Sprachen verträgt, die doch, ihrerseits, wir haben es im vorangehenden Kapitel gesehen, ausschlaggebend war für die Ersetzung des Begriffs «langage» durch jenen von «langue». Mit anderen Worten: Wie konnte «la langue» 'ein Ganzes in sich sein', bzw. als Ganzes fassbar sein, wenn 'sich uns deren Begriff nur in der Serie der verschiedenen Sprachen darstellte'?

Diese Frage nach dem Zusammenhang zwischen der Konzeption des Gegenstands der Sprachwissenschaft als System und der Einsicht, dass sprachwissenschaftliche Überlegungen notwendigerweise von der Vielzahl der existierenden Sprachen auszugehen haben, mag nun allerdings überraschen, vor allem, wenn man sich ausschliesslich an den Aufbau des *Cours* hält, in dem diese beiden Themen ja weit und säuberlich auseinandergehalten sind.

Vielleicht gehen wir, handkehrum, aber auch nicht fehl, wenn wir vermuten, dass Bally und Secheyne gerade dieser unbequemen Frage auszuweichen versuchten, als sie sich, wie wir gesehen haben, was die Reihenfolge '1. Les langues, 2. La langue' betrifft, nicht an den Aufbau von Saussures letzter Vorlesung über allgemeine Sprachwissenschaft hielten und den Systemgedanken an den Anfang des *Cours* stellten.

¹ Cf. SM/G, S. 29, Hervorhebungen hinzugefügt. An einer anderen Stelle in den *Sources manuscrites* wird Saussure wie folgt zitiert: "aucun système n'est serré comme la langue" (SM/G, S. 229). Im Anschluss an Saussures *Mémoire* schreibt Meillet:

"Von da an war es nicht mehr erlaubt, in bezug auf irgendeine Frage, zu ignorieren, dass jede Sprache ['langue'] ein System bildet, in dem alles zusammenhängt, und einem gänzlich rigorosen Plan entspricht."

(Cf. *Introduction à l'étude comparative des langues indoeuropéennes*, 8. Auflage, Paris 1937, S. 475). Und in seinem Nachruf auf Saussure bezeichnet Meillet folgendes als dessen methodologisches Leitprinzip:

"Es gibt keine wissenschaftliche Wahrheit ausserhalb eines vollständigen Systems, das jeder Tatsache ihren angemessenen Ort zuweist." (Cf. *F.d.S.*, S. 82)

² Was sich gemäss J. Piagets Darstellung des Strukturalismus von selbst versteht:

"Der Ganzheitscharakter, die Eigenschaft der Strukturen, eine Totalität zu sein, versteht sich von selbst, denn der einzige Gegensatz, über den sich die Strukturalisten einig sind, ist derjenige zwischen den Strukturen und den Agregaten, den Gebilden aus vom Ganzen unabhängigen Elementen. Sicher besteht auch eine Struktur aus Elementen, aber diese sind Gesetzen untergeordnet, die das System als solches charakterisieren; und diese sogenannten Aufbaugesetze lassen sich nicht auf kumulative Assoziationen reduzieren, sondern verleihen dem Ganzen als solchem von jenen der Elemente verschiedene Gesamteigenschaften." (J. Piaget, *Der Strukturalismus*, Olten 1973, S. 10).

Dass allerdings durch diesen Kunstgriff der Herausgeber das erkenntnistheoretische Grundproblem, auf das wir durch den Aufbau von Cours III aufmerksam geworden sind, nicht gelöst, sondern nur verschoben wird, zeigt sich im *Cours* spätestens bei der Unterscheidung zwischen einem inneren und einem äusseren Bezirk der Sprachwissenschaft, bzw. an den Schwierigkeiten, die dabei auftauchen.

***Aussen, aber dennoch innen:
Die geographischen Verhältnisse der Sprache***

Wenn «la langue» ein 'System ist, das nur seine eigene Ordnung zulässt', dann stellt sich zum einen die Frage, was genau diese 'eigene Ordnung der Sprache' sei, zum andern die Aufgabe, alles auszugrenzen, was nicht zu dieser Ordnung gehört:

Unsere Definition der Sprache ['langue'] setzt voraus, dass wir von ihr alles fernhalten, was ihrem Organismus, ihrem System fremd ist, mit einem Wort alles, was nur dem äusseren Bezirk der Sprachwissenschaft angehört ['tout ce qu'on désigne par le terme de «linguistique externe»'].¹

Damit «la langue» als System, als 'Ganzes in sich' etabliert werden kann, muss 'alles ferngehalten werden, was ihrem Organismus fremd ist'. Diese Forderung leuchtet durchaus ein und zunächst sieht es auch ganz so aus, als ob sich dem Vorhaben, eine klare Grenzlinie zwischen einem 'inneren' und einem 'äusseren Bezirk der Sprachwissenschaft' zu ziehen, welche von der Definition der Sprache als einem System zwingend voraus gesetzt wird, keine ernsthaften Hindernisse in den Weg stellen. Jedenfalls werden im *Cours* ohne grossen Kommentar eine Reihe von 'Punkten' aufgezählt und aus dem 'inneren Bezirk' ausgegrenzt, die offenbar eindeutig zum 'äusseren Bezirk der Sprachwissenschaft' gehören. Erwähnt werden insbesondere und in dieser Reihenfolge "alle diejenigen Punkte, durch welche die Sprachwissenschaft mit der Ethnologie in Berührung steht"², "alle Beziehungen, welche bestehen können zwischen der Geschichte einer Sprache ['langue'] und der Geschichte einer Rasse oder einer Kultur ['civilisation']"³. Ferner "Beziehungen zur politischen Geschichte"⁴ und "die Beziehungen der Sprache ['langue'] zu Einrichtungen aller Art, Kirchen, Schulen, usw."⁵.

Ganz am Schluss dieser Aufzählung wird dann allerdings noch ein Punkt erwähnt, bei dem die Ausgrenzung vom 'inneren Bezirk der Sprachwissenschaft' mehr Schwierigkeiten zu bereiten scheint:

¹ GRF, S. 24; CLG/D, S. 40; CLG/E (I), S. 59, Nr. 372-374.

² GRF, S. 24; CLG/D, S. 40; CLG/E (I), S. 59/60, Nr. 375-76.

³ GRF, S. 24; CLG/D, S. 40; CLG/E (I), S. 60, Nr. 377.

⁴ GRF, S. 24; CLG/D, S. 40; CLG/E (I), S. 60, Nr. 381.

⁵ GRF, S. 25; CLG/D, S. 41; CLG/E (I), S. 61, Nr. 389.

Endlich gehört zum äusseren Bezirk der Sprachwissenschaft alles, was sich auf die geographische Ausbreitung der Sprache ['langue'] und auf die dialektische Zersplitterung bezieht. Das ist ohne Zweifel derjenige Punkt, wo die Unterscheidung zwischen dem äusseren Bezirk der Sprachwissenschaft und dem inneren am paradoxesten zu sein scheint, so eng sind die geographischen Verhältnisse mit dem Dasein einer jeden Sprache ['langue'] verknüpft; und dennoch berühren sie in Wahrheit den inneren Organismus des Idioms nicht.¹

Sozusagen als Wiederkehr des Verdrängten ist nun also in der Einleitung des *Cours* plötzlich doch noch, aber freilich etwas unvermittelt, von der 'geographischen Ausbreitung der Sprache' die Rede. Weshalb die 'geographischen Verhältnisse', wenn sie doch 'so eng mit dem Dasein einer jeden Sprache verknüpft sind', 'dennoch in Wahrheit deren inneren Organismus *nicht* berühren' sollen, dieser 'paradoxeste Punkt der Unterscheidung zwischen dem äusseren Bezirk der Sprachwissenschaft und dem inneren' wird im *Cours* nicht weiter begründet. Und was bei diesem kurzen, ersten Auftauchen des Themas der 'geographischen Verhältnisse' im *Cours* zudem unklar bleibt, was losgelöst aus dem argumentativen Zusammenhang von *Cours* III kaum klar werden kann, das ist die Frage, weshalb die 'geographischen Verhältnisse' enger mit einer Sprache verknüpft sein sollen als etwa 'politische Geschichte' oder 'Kulturgeschichte'.

Zwar lässt ihre Formulierung durchblicken, dass sie von dieser Darstellung auch nicht vollauf befriedigt sind, doch gehen Bally und Sechehaye in der Folge nicht weiter auf den paradoxen Punkt ein. Eingangs des vierten Teils des *Cours* kommen sie dann nochmals auf die Abgrenzung eines 'inneren' von 'äusseren Bezirken der Sprachwissenschaft' zurück, doch werden diesmal die 'geographischen Verhältnisse' ohne Vorbehalt, aber auch ohne zusätzliche Erläuterungen, aus dem 'inneren Bezirk der Sprachwissenschaft' ausgegrenzt:

Kapitel 1: *Von der Verschiedenheit der Sprachen* ['langues'].

Wenn man die Frage aufwirft, welche Beziehungen zwischen der Sprache im allgemeinen ['phénomène linguistique'] und der räumlichen Ausdehnung bestehen, so verlässt man das innere Gebiet der Sprachwissenschaft und begibt sich in ihre äusseren Bezirke, [...]²

Was immerhin für die von Bally und Sechehaye gewählte Darstellung einer eindeutigen Ausgrenzung der 'räumlichen Ausdehnung' aus den Problemen, welche 'die Sprache im allgemeinen' betreffen, spricht, ist die Tatsache, dass sich in verschiedenen Mitschriften zu Saussures *erster* und insbesondere zu seiner *zweiten* Vorlesung über allgemeine Sprachwissenschaft durchaus Passagen finden, welche die paradoxe Zuteilung der 'geographischen Verhältnisse' 'zum äusseren Bezirk der Sprachwissenschaft' bestätigen³.

Eine Stelle aus Dégalliers Aufzeichnungen zu Saussures *drittem* *Cours* deutet hingegen, was nach unseren Ausführungen im vorangehenden Kapitel kaum überrascht,

¹ GRF, S. 25; CLG/D, S. 41; CLG/E (I), S. 61/62, Nr. 393-395.

² GRF, S. 228; CLG/D, S. 261; CLG/E (I), S. 435, Nr. 2846.

³ Vgl. CLG/E (I), S. 61/62; siehe auch SM/G, S. 64 und insbesondere S. 68 f.

auf die Möglichkeit einer Zuteilung der 'geographischen Verhältnisse' zum 'inneren Bezirk der Sprachwissenschaft' hin:

Kapitel 1: *Von der Verschiedenheit der Sprachen* ['langues'].

Mit dem Studium der Sprachen ['langues'] betrachten wir eher die äussere Seite, aber dennoch innere Seite durch das Studium der Geschichte der Sprachen ['langues'].¹

Diese Notizen Dégaliers sind nun allerdings derart ellyptisch formuliert, dass sie kaum eine abschliessende Antwort auf die offenbar schwierige Frage geben können, zu welchem Bezirk der Sprachwissenschaft die 'geographischen Verhältnisse der Sprache' gehören. Soviel aber ist immerhin klar: Mit den 'geographischen Verhältnissen der Sprache' ist offenbar ein für die Definition der Sprache als System neuralgischer Punkt berührt worden. Doch, weshalb *genau* ist es derart schwierig, die 'geographischen Verhältnisse der Sprache' eindeutig dem 'inneren' oder 'äusseren Bezirk der Sprachwissenschaft' zuzuordnen? Oder anders gefragt: Was an den 'geographischen Verhältnissen' stellt eine klare Aufteilung der Sprachwissenschaft in einen 'inneren' und einen 'äusseren Bezirk' und damit die Definition der Sprache als System in Frage?

Wenn man im vierten Teil des *Cours* nach dem Problem sucht, das die 'geographischen Verhältnisse' für die Auffassung der Sprache als System darstellen, springt die folgende Passage in die Augen, die im § 4 unter der Überschrift "Die Sprachen ['langues'] haben keine natürlichen Grenzen"² steht:

Ebensowenig als man sagen kann, wo das Hochdeutsche aufhört und das Plattdeutsche anfängt, ist es möglich, die Grenzlinie zwischen Deutsch und Holländisch, zwischen Französisch und Italienisch zu ziehen. An weit auseinander liegenden Punkten kann man mit Bestimmtheit sagen: "hier herrscht das Französische, hier das Italienische"; jedoch wenn man die Zwischengebiete betritt, dann verliert sich dieser Unterschied. Wollte man sich aber ein geschlossenes Gebiet von geringerer Ausdehnung als Übergangsgürtel zwischen zwei Sprachen ['langues'] vorstellen, z. B. das Provençalische zwischen Französisch und Italienisch, so gibt es das auch nicht. Wie sollte man sich auch auf die eine oder andere Weise, eine bestimmte sprachliche Grenze vorstellen durch ein Gebiet, das von einem Ende zum andern von schrittweise verschiedenen Dialekten bedeckt ist? Die Abgrenzungen der Sprachen ['langues'] sind, ebenso wie die der Dialekte, unscharf, da sie von den Übergangserscheinungen, die sich in verschiedenartigen Neuerungswellen ausgebreitet haben, bald von dieser, bald von jener Seite her, gewissermassen überspült sind.³

In den Aufzeichnungen Dégaliers ist zu dieser Beobachtung folgendes zu lesen:

Es ist dasselbe Prinzip, das will, dass es keine präzisen Grenzen zwischen Sprachen ['langues'] gibt und welches die Sprachen ['langues'] in Dialekte unterteilt. . . . Vom Moment an, wo es nur offene Dialekte gibt, gebildet durch die Summe der Wellen, an welchen sie teil haben, kann es keine geschlossene Sprachen ['langues fermées'] geben.⁴

Oder:

¹ Cf. CLG/E (I), S. 435, D 9, Nr. 2846.

² GRF, S. 243; CLG/D, S. 278; CLG/E (I), S. 460, Nr. 2986.

³ GRF, S. 244; CLG/D, S. 278/79; CLG/E (I), S. 461/62, Nr. 2991-2995.

⁴ Cf. CLG/E (I), S. 462, D 26/27, Nr. 2996/2994.

In einer natürlichen Sprache ['langue naturelle'] gibt es nur Dialekte. Eine sich selbst überlassene Sprache ['langue'] ist einer unbegrenzten Zersplitterung ausgesetzt ['est vouée au fractionnement indéfini'].¹

Wenn man die *existierenden* Sprachen genauer betrachtet, wenn man schaut, wie das Französische oder das Deutsche von Gegend zu Gegend, von Ort zu Ort gesprochen wird, stellt man also fest, dass die Einheit und Geschlossenheit, welche durch den bestimmten Artikel *das* vorgegeben wird, sich in eine Vielfalt von untereinander je verschiedenen Dialekten oder Lokalsprachen auflöst, dass die Sprachen einem ständigen Prozess der Zersplitterung ausgesetzt sind und dass es somit 'keine geschlossenen Sprachen geben kann'. Diese Auflösung einer scheinbar einheitlichen Sprache² in unzählige, von ihren unmittelbaren Nachbarsprachen nur unmerklich verschiedenen Lokalsprachen, gehört in der Darstellung, die Bally und Secheyay im *Cours* von Saussures Theorie geben, nicht zum 'allgemeinen Problem der Sprache', betrifft nicht ihren 'inneren Organismus', wird, mit anderen Worten, als für die Theorie der «langue», der Sprache als System, nicht wesentlich, sondern als äusserlich, akkzidentell, sekundär, vernachlässigbar betrachtet.

Dass, etwa, die Frage, wo genau man im Gebiet einer bestimmten Sprache – z.B. des Französischen – wie spricht, oder auch die Frage, welches genau die Unterschiede sind zwischen diesem und jenen Dialekt einer Sprache, dass solche Fragen nicht das 'allgemeine Problem der Sprache' betreffen und somit aus dem 'inneren Bezirk der Sprachwissenschaft' ausgegrenzt werden können, das leuchtet durchaus ein und soweit kann man Bally und Secheyay in ihrer Darstellung der Theorie Saussures auch folgen. Aber umgekehrt, wenn Bally und Secheyay das Thema der 'geographischen Verhältnisse' in seiner Gesamtheit zum 'äusseren Bezirk der Sprachwissenschaft' zählen und es somit als für das 'allgemeine Problem der Sprache' sekundär qualifizieren, stellt sich dann nicht die Frage, wie es zu verstehen ist, dass Saussure in seiner letzten Vorlesung über allgemeine Sprachwissenschaft nicht nur von den 'geographischen Verhältnissen der Sprache' ausging, sondern diesem Thema, mit einigen Einschüben, den Grossteil des ersten Semesters seiner Vorlesung widmete³?

Folgt man der Darstellung von Bally und Secheyay, dann deutete der Aufbau des dritten *Cours* auf eine Art Ausweichen Saussures vor der als Last oder Zwang

¹ Cf. CLG/E (I), S. 446, D 14, Nr. 2912; bereits in den Notizen zu seiner Genfer Antrittsvorlesung hatte Saussure festgehalten:

"Ebenso wie es keine begrenzten Dialekte gibt, gibt es unter normalen Bedingungen keine begrenzten Sprachen ['langues']. – Derart ist die Sprache ['langue'], die, wir haben es gesehen, keine in der Zeit bestimmte Grösse ist, auch im Raum keine bestimmte Grösse."

(Cf. CLG/E (II), S. 14, N 1.3, Nr. 3285).

² In den Notizen zur Genfer Antrittsvorlesung lesen wir dazu:

"Die Sprache ['langue'] differenziert sich in der Zeit, und gleichzeitig differenziert oder diversifiziert sie sich im Raum. Eine Sprache ['langue'], zu zwei verschiedenen Zeitpunkten betrachtet, ist nicht mit sich selbst identisch. An zwei mehr oder weniger entfernten Punkten ihres Territoriums ist sie ebenfalls nicht mit sich selbst identisch."

(Cf. CLG/E (II), S. 6, N 1.1, Nr. 3283); und etwas weiter heisst es:

"So kommt es, dass wir nirgends, man kann es sagen, auf eine Sprache ['langue'] stossen, die uns als geographisch eins und identisch erschiene."

(Cf. CLG/E (II), S. 12, N 1.3, Nr. 3285); vgl. dazu auch Engler 1976, S. 15.

³ Vgl. dazu SM/G, S. 35 und S. 77-81.

empfundenen Aufgabe hin, das 'allgemeine Problem der Sprache' anzugehen¹. Auf Grund unserer bisherigen Lektüre drängt sich aber eine andere Interpretation auf: Wenn Saussure in Cours III dem Thema der 'geographischen Ausbreitung der Sprache' derart Raum gibt, dann deshalb, weil sich an den 'geographischen Verhältnissen' offenbar etwas zeigte, was einerseits wesentlich war für seine Auffassung des 'allgemeinen Problems der Sprache' und was andererseits leicht übersehen wurde, wenn man das System der «langue» unbedacht an den Anfang der Überlegungen stellte und vorweg als 'Lösung' 'aller (erkenntnistheoretischen) Schwierigkeiten' der Sprachwissenschaft anpries.

Die Bewegung der Sprachen

Das Phänomen, welches sich an den 'geographischen Verhältnissen' zeigt und welches, wie wir sehen werden, von grundlegender Bedeutung ist für Saussures Auffassung des 'allgemeinen Problems der Sprache', wird auch im vierten Teil des *Cours* beschrieben, und zwar anhand eines Gedankenexperiments:

Um recht zu verstehen, wie der Verlauf der Dinge ist, stellen wir uns möglichst einfache theoretische Bedingungen vor, welche erlauben, die wesentliche Ursache der Differenzierung im Raum für sich zu betrachten; wir fragen uns also, was eintreten würde, wenn eine Sprache ['langue'], die auf einem bestimmt abgegrenzten Gebiet, z. B. einer Insel, gesprochen wird, von Auswanderern in ein anderes Gebiet, das ebenso bestimmt abgegrenzt wäre, z. B. eine andere Insel, übertragen würde. Nach Verlauf einer gewissen Zeit würden zwischen der Sprache des einen Ortes (O) und der des anderen (O') mancherlei Verschiedenheiten im Wortschatz, der Grammatik, der Aussprache usw. hervortreten.

Man muss nicht denken, dass das verpflanzte Idiom allein sich verändert, während das in der Heimat verbliebene Idiom unverändert bliebe; ebensowenig findet das

¹ Vgl. *Ansätze*, S. 10 ff.; eher in diesem Sinne scheint auch Godel Saussures dritten Cours gesehen zu haben:

"Zu Beginn seiner dritten Vorlesung schliesslich bespricht und begründet Saussure deren geplante Gliederung, bleibt aber beim ersten Punkt: *Die Sprachen* ['langues'] an peripheren, bzw. wie er selbst sagt, «der Sprache ['langage'] äusserlichen» Fragen (geographische Sprachwissenschaft, Schrift und Phonologie, Zusammenstellung der wichtigsten Sprachfamilien) das ganze Wintersemester hindurch hängen. Erst im darauffolgenden Semester, am 25. April 1911, kommt er zum zweiten Punkt: *Die Sprache* ['langue']. Die Darlegung der allgemeinen Probleme kommt nur zögernd voran, über Richtigstellungen und Rückblenden; das Semester steht kurz vor dem Ende, als sich Saussure, im Juni, entschliesst, die statische Sprachwissenschaft anzugehen, und in seiner letzten Vorlesungsstunde (am 4. Juli) stellt er fest, dass der Gegenstand nur gerade umrissen wurde.

Wiederholen wir es: Keine äussere Verpflichtung lag auf ihm. Wenn er die Vorlesung über allgemeine Sprachwissenschaft nur alle zwei Jahre gehalten hat, wenn er der Theorie der Sprache ['langage'] nicht alle Zeit gewidmet hat, die ihm zur Verfügung stand, so neben pädagogischen, auch wegen ganz persönlichen Skrupeln: «Ich bräuchte, sagte er zu A. Riedlinger, wenigstens zwei bis drei Monate der Sammlung»; und zu L. Gautier: «Um zu einem Abschluss zu kommen, bräuchte ich Monate ausschliesslichen Nachdenkens»." (Cf. SM/G, S. 35).

Umgekehrte statt; auf der einen Seite kann eine Neuerung stattfinden oder auf der anderen Seite oder auf beiden zugleich.¹

Saussures Interesse für die 'geographischen Verhältnisse' scheint also zunächst daher zu rühren, dass sich an den lokalen Verschiedenheiten ein und derselben Sprache ablesen lässt, dass und wie sich eine Sprache verändert:

Ein *u* wird zu einer gewissen Zeit in einem bestimmten Milieu zu *ü*; man kann nicht sagen, warum es sich zu dieser Zeit, an diesem Ort verändert hat und warum es zu *ü* und nicht zu *o* geworden ist. Aber die Veränderung selbst, abgesehen von ihrer besonderen Richtung und ihren bestimmten Erscheinungsformen, mit einem Wort der Mangel an Beständigkeit der Sprache ['langue'], hängt lediglich von der Zeit ab. Die geographische Verschiedenheit ist also eine sekundäre Erscheinungsform des allgemeinen Phänomens.²

Im *Cours* wird als "Hauptursache"³ für den stetigen Prozess der Veränderung einer Sprache, der sich in der 'geographischen Verschiedenheit' niederschlägt, die Zeit angegeben und die 'geographische Verschiedenheit' als 'sekundäre Erscheinungsform' des 'allgemeinen Phänomens', also des Wandels in der Zeit, bezeichnet. Wenn man es sich genau überlegt, kann aber die Feststellung, dass sich die Sprache mit der Zeit verändert, nicht die Antwort sein auf die Frage, weshalb sich die Sprache verändert. Dass sich in der 'geographischen Verschiedenheit' der Wandel der Sprache in der Zeit niederschlägt und dass die 'geographische Verschiedenheit' insofern als sekundär betrachtet werden kann, ist sicher richtig, doch damit ist die Frage noch nicht beantwortet, wie es kommt, dass sich Sprachen mit der Zeit verändern, bzw., worin das 'allgemeine Phänomen', der Wandel der Sprachen in der Zeit, begründet ist.

In Saussures vorbereitenden Notizen zu *Cours* III findet sich nun eine im Hinblick auf diese Frage, die im *Cours* verdeckt bleibt, aufschlussreiche Formulierung. Unter dem Stichwort "Diversifikation einer ursprünglich einheitlichen Sprache ['une langue originairement une']. Prinzip der Zersplitterung am Ort"⁴ geht Saussure zunächst ganz ähnlich wie im Gedankenexperiment des *Cours* von einer "in einem bestimmten Moment einsprachigen, geographisch begrenzten Oberfläche"⁵ aus und stellt fest, dass sich auf diesem Gebiet nach einer gewissen Zeit die Sprache verändert haben wird:

Das ist die Folge der Zeit, oder des Prinzips, dass sich die Sprache in der Zeit verändert.⁶

Wir stellen eine gegenüber der Fassung des *Cours* leichte, aber wichtige Nuancierung fest. Die Veränderung wird zwar als 'Folge der Zeit' beschrieben, aber dennoch wird die Zeit nicht einfach als Ursache dieser Veränderung behauptet⁷. Vielmehr

¹ GRF, S. 236; CLG/D, S. 270; CLG/E (I), S. 449/50, Nr. 2934-2936; vgl. dazu auch S. Auroux: "La catégorie du parler et la linguistique", in: *Romantisme* 25-26, 1979, S. 157-178.

² GRF, S. 237/38; CLG/D, S. 272; CLG/E (I), S. 452, Nr. 2948-2950,

³ Vgl. GRF, S. 235 ff., "Kapitel III. Ursachen der geographischen Verschiedenheit. § 1. Hauptursache: die Zeit."

⁴ Cf. CLG/E (I), S. 446, N 23.1, Nr. 2919.

⁵ Ibid.

⁶ Ibid.

⁷ Vgl. dazu auch GRF, S. 92; CLG/D, S. 112; CLG/E (I), S. 174, Nr. 1294-1296; und M. Arrivé: "Saussure: le temps et la symbolisation", in: R. Liver, I. Werlen, P. Wunderli (Hrsg.): *Sprachtheorie*

ist von einem 'Prinzip' die Rede, 'dass sich die Sprache in der Zeit verändert'. Was das für ein 'Prinzip' ist, erläutert Saussure in seinen Notizen ein paar Blätter weiter:

Es gibt kein Beispiel absoluter Bewegungslosigkeit ['immobilité absolue']. Was absolut ist, das ist das Prinzip der Bewegung der Sprache ['langue'] in der Zeit. Einer Bewegung, welche auf verschiedene Art und Weise stattfindet und je nach Fall mehr oder weniger schnell ist, aber unweigerlich ['fatalement']. Nichts kann sie aufhalten: Vielleicht wird sie durch von Kriegen, von Aufständen und Wirren, von nationalen Krisen bewegten Perioden beschleunigt, wie man es oft behauptet hat; aber das ist im Grunde unwichtig, denn selbst in der ruhigsten Periode wird man nie beobachten können, dass der Fluss der Sprache ['langue'], wenn man ihn oberhalb oder unterhalb eines gewissen Zeitabschnitts betrachtet, gleich sei, und es ist nicht wichtig, ob es dazwischen Katarakte habe. Man opfert die allgemeine Tatsache dem Zufälligen, wenn man auf die Gründe insistiert, welche manchmal die Bewegung beschleunigen können; es genügt, dass diese Bewegung unerschütterlich, natürlich, über jedem äusseren Umstand existiert.¹

Das 'allgemeine Phänomen' als dessen 'sekundäre Erscheinungsform', wie es im *Cours* heisst, die 'geographische Verschiedenheit' erscheint, ist somit nicht einfach die Zeit, sondern vielmehr das 'absolute Prinzip der *Bewegung* der Sprache in der Zeit', einer 'Bewegung', die 'unweigerlich', 'unaufhaltsam', 'unerschütterlich', 'über jedem Umstand existierend' ihren Lauf nimmt.

Wenn man in Saussures Notizen nach weiteren Formulierungen dieses 'absoluten Prinzips' sucht, stellt man fest, dass davon bereits in seinen Vorbereitungen zur Genfer Antrittsvorlesung die Rede ist:

Wer auch immer der ersten Illusion nachgibt und sich das Französische als etwas Bewegungsloses vorstellt, zum gegenwärtigen oder zu irgendeinem Zeitpunkt, kommt zwangsläufig dazu, nichts von dem zu verstehen, was sich im Zeitraum zwischen dem Jahr 500 und 900 abgespielt hat: er nimmt dann einen Sprung ['saut'] an: einen Sprung von einem Abschnitt zum nächsten, einen Schlag mit dem Zauberstab oder eine beispiellose Schöpfung/Geburt ['enfantement inouï'], durch welche ein Idiom dem andern schlagartig das Leben schenkt. [...] er nimmt natürlicherweise an, dass zwischen zweien dieser imaginären Sprünge die Sprache ['langue'] in einem Zustand des *Gleichgewichts* und der Ruhe ist, oder wenigstens in einem Gleichgewichtszustand, der den Sprüngen entgegen gehalten werden kann, während es in Wirklichkeit nie, in keiner Sprache ['langage', sic] ein beständiges, stabiles *Gleichgewicht* gibt. Wir setzen also das Prinzip des ständigen Wandels der Sprachen ['langues'] als absolut. Den Fall eines Idioms, das sich im Zustand der Bewegungslosigkeit und der Ruhe befände, gibt es nicht.²

Bevor wir nun der Frage nachgehen, was es mit diesem von Saussure als 'absolut' bezeichneten Prinzip der 'Bewegung der Sprache in der Zeit' genau auf sich hat, bevor wir ausfindig machen, wovon diese Bewegung herrührt, der alles Sprachliche ausnahmslos ausgesetzt zu sein scheint, drängt sich eine erste, für unseren

und Theorie der Sprachwissenschaft. Geschichte und Perspektiven, Tübingen 1990, S. 37-47, insbes. S. 43/44.

¹ Cf. CLG/E (I), S. 318/19, N 23.1, Nr. 2205-2206.

² Cf. CLG/E (II), S. 8, N 1.2, Nr. 3284; in einer Notiz Saussures, die A. Prodocimi 1983 veröffentlichte, ist dazu folgendes zu lesen:

"Denn man muss sich tatsächlich ein für alle Mal ausserhalb und über die alte Auffassung stellen, wonach die Bewegungslosigkeit und Einheit die normale Bestimmung jeder Sprache wäre, normaler wenigsten als der Wandel, die Bewegung und die Verschiedenheit."

(Cf. A. Prodocimi: "Sul Saussure delle leggende germaniche", in: CFS 37, 1983, S. 95).

Argumentationsgang wichtige Feststellung auf: Wenn an den 'geographischen Verhältnissen' sichtbar wurde, dass Sprachen immer im Fluss sind und sich in dieser fließenden Bewegung ständig verändern, dann wurde dadurch das Ausgangspostulat des *Cours* massiv in Frage gestellt, dass die 'Lösung' ihrer erkenntnistheoretischen Grundprobleme für die Sprachwissenschaft darin bestehe, dass sie von der «langue» als System auszugehen habe. Oder anders gesagt: Mit der aus dieser fließenden Bewegung resultierenden Tatsache, dass die 'Sprachen keine natürlichen Grenzen haben', ist eine erste Grenze der Auffassung der Sprache als System sichtbar geworden. Wenn die Feststellung der Verschiedenheit der Sprachen als 'entscheidende Tatsache der Sprachwissenschaft' tatsächlich ernst genommen werden soll, wenn dem 'absoluten Prinzip der Bewegung der Sprachen in der Zeit' wirklich Rechnung getragen werden soll, dann kann das System der «langue», kann die Vorstellung der Sprache als System kaum am Anfang der allgemeinen Sprachwissenschaft als deren 'Lösung' stehen, dann kann «la langue» nur das Fernziel einer Sprachwissenschaft sein, eine Art Fluchtpunkt am Horizont des Denkens.

Erinnern wir uns an das, was Saussure in seinem Brief an Meillet schrieb:

Letztlich hat nur die pittoreske Seite einer Sprache ['langue'], das, worin sie sich von allen andern unterscheidet, weil sie zu einem bestimmten Volk mit bestimmten Ursprüngen gehört, dieser beinahe ethnographische Aspekt für mich ein Interesse bewahrt: Und genau das Vergnügen, mich diesen Studien ohne Hintergedanken hinzugeben und einen einzigartigen Fall zu genießen, welcher zu einem bestimmten Milieu gehört, ausgerechnet dieses Vergnügen ist mir nicht mehr möglich. Die absolute Belanglosigkeit der geläufigen Terminologie, die Notwendigkeit einer Reform, zu zeigen, was für ein Gegenstand die Sprache im allgemeinen ['la langue en général'] ist, verdirbt mir ständig mein historisches Vergnügen, obwohl ich keinen grösseren Wunsch habe, als mich nicht mehr mit der Sprache im allgemeinen ['la langue en général'] auseinandersetzen zu müssen.¹

Dadurch, dass Bally und Sechehaye einerseits «la langue» an den Anfang des *Cours* stellen, andererseits die 'geographischen Verhältnisse' ohne gross zu zögern dem 'äusseren Bezirk der Sprachwissenschaft' zuordnen, gehen sie an der Komplexität von Saussures Sprachdenken vorbei. Mit diesem vereinfachenden Vorgehen haben die Herausgeber des *Cours* Saussures Lehre zwar den Weg zu ihrer späteren, epochalen Wirkung gebahnt, sie haben damit aber zugleich auch die verkürzende, szientistische Auslegung von Saussures Denken, die unkritische Überbetonung, bzw. Vereinfachung des Systemgedankens, die den Strukturalismus auszeichnet², bereits vorgezeichnet, wenn nicht vorweggenommen.

Es ist, als ob Bally und Sechehaye all das aus dem Inneren der Theorie auszugrenzen versuchten, was der in Griffweite erscheinenden Möglichkeit im Wege stand, die Lehre ihres verehrten Meisters nach dessen Tod doch noch und endlich als 'geschlossenes System' darzustellen. Weil sie fasziniert waren von Saussures Systemgedanken und darin zurecht die Ankündigung einer wissenschaftlich

¹ Cf. LAM, S. 95.

² Eine Überbetonung, die etwa in den bereits zitierten, euphorischen Sätzen spürbar ist, mit denen Lévi-Strauss 1945 seinen programmatischen Aufsatz "Die Strukturanalyse in der Sprachwissenschaft und in der Anthropologie" eröffnete, vgl. *Ansätze*, S. 6. Der Genauigkeit halber ist hier allerdings anzufügen, dass Lévi-Strauss seine Konzeption des Systems später differenziert hat. Siehe insbesondere seine Überlegungen zum "bricolage" in: *Das wilde Denken*, Frankfurt/M 1968, S. 29-48.

bahnbrechenden Erneuerung sahen, waren die Herausgeber des *Cours* offenbar versucht, alles, was, in ihren Augen, die Geschlossenheit des von Saussure entworfenen Systems in Frage stellte, an der Peripherie seiner Theorie anzusiedeln¹. Wenn sie sich im Zuge dieser Geste des Abschliessens nicht an den Aufbau von *Cours III* hielten und die 'geographischen Verhältnisse' erst am Schluss ihres Buches, als Teil des 'äusseren Bezirks der Sprachwissenschaft' behandelten, hat das somit weniger damit zu tun, dass die 'geographischen Verhältnisse' an sich sekundär waren und das 'allgemeine Problem der Sprache' nicht betrafen, sondern vielmehr damit, dass die Geschlossenheit des Systems der «langue», von welchem der *Cours* allzu arglos ausgeht, durch das bedroht wurde, was an den 'geographischen Verhältnissen' sichtbar wird.

Die denkerische Originalität und Stärke Saussures bestand aber gerade darin, sich der Spannung zwischen System und Bewegung auszusetzen, bestand – unabhängig von der Frage seines Gelingens – im Versuch, System und Bewegung zusammen zu denken, ein System zu entwickeln, das Bewegung nicht ausschliesst, sondern vielmehr als notwendiges Prinzip beinhaltet.

Es ist gedanklich nicht befriedigend und keine Lösung, wenn man die Offenheit in Raum und Zeit nur «*les langues*» zuschreibt, um «*la langue*» als geschlossenes System etablieren zu können². Wenn sich uns «*la langue*» 'nur in der Serie der verschiedenen Sprachen darstellt', wenn «*la langue*» dem Anspruch gerecht werden sollte, die 'Verallgemeinerung' dessen zu sein, 'was für jede bestimmte Sprache wahr sein wird', dann musste ihr System derart konstruiert sein, dass es die Offenheit und Zersplitterung der existierenden Sprachen zu denken erlaubte.

In Bezug auf Saussures Zweifel scheint demnach die folgende Vermutung nahe zu liegen: Saussure zögerte, obwohl ständig auf der Suche nach dem geschlossenen System der Sprache (und der Theorie), dennoch immer, seine Theorie abzuschliessen, nicht einfach auf Grund einer zwangshaften Skrupelhaftigkeit, sondern deshalb, weil ihm die Bewegung der Sprache für die Theorie nicht minder wesentlich erschien als deren System. Genauer noch: Wenn Saussure der 'unaufhaltsamen, über jedem äusseren Umstand existierenden Bewegung der Sprache in der Zeit', von der in seinen Notizen die Rede ist, als einem 'absoluten Prinzip' gerecht werden wollte, wenn die 'entscheidende Tatsache der Vielzahl der Sprachen' ernst genommen werden sollte, dann musste das System, nachdem er suchte, eines sein, in dem dieses Prinzip seinen gedanklichen Ort

¹ Wörtlich schreiben Bally und Sechehaye in ihrem "Vorwort":

"Unser Leitgedanke war, einen organischen Zusammenhang aufzustellen und nichts zu versäumen, was zum Eindruck eines in sich geschlossenen Ganzen beitragen könnte." (GRF, S. X).

Auf die verschiedenen kritischen Einwände, die gegen dieses Leitprinzip der Herausgeber bisher – und zuallererst von P. F. Regard schon kurz nach Erscheinen des *Cours* – erhoben worden sind, haben wir bereits hingewiesen (vgl. *Ansätze*, S. 9 ff. und S. 23 f. [11.8.1994]). Die schärfste Kritik daran übte aber wohl R. Jakobson anlässlich eines Vortrags am Collège de France im Jahre 1972:

"Wenn wir diesen Text analysieren und ihn mit den wirklichen Vorlesungsmitschriften vergleichen, nach denen er redigiert worden ist, stellt man einen enormen Unterschied fest. Der Text ist wirklich redigiert, ja, ich wage es zu sagen, modifiziert worden. Bis zu einem gewissen Punkt, und das sage ich im Ernst, handelt es sich um einen apokryphen Text. [...] Der Stil ist verändert. Da, wo Saussure ein Fragezeichen setzt, haben die Redaktoren einen Punkt gesetzt. Was Frage war, wird zum Dogma. [...] wir sehen Saussure als den grossen Zweifler, der immer beide Aspekte jedes Problems sah. [...] Das ist der dramatische, der wahre Saussure."

(Cf. F. Marchand: "Roman Jakobson à Paris", in: *L'éducation* 132, 1972, S. 11).

² Vgl. dazu Bierbach 1979, S. 30.

hatte — auch wenn dadurch die Geschlossenheit der Theorie – das 'Ganze' – gefährdet wurde oder schwierig zu denken war. Die Zweifel, die Saussure daran hinderten, seiner Lehre die endgültige Form eines geschlossenen Systems zu geben, könnten somit als das verstanden werden, was in seiner Theorie den notwendigen Raum dafür schafft, das 'absolute Prinzip der Bewegung der Sprache' denken zu können. Oder anders gesagt: Im Zweifel käme die Einsicht zum Ausdruck, dass «*la langue*» – die Vorstellung der Sprache als System – 'Lösung' und Problemstellung, Antwort und Frage *zugleich* sein könnte.

Doch wir greifen vor: Denn vorerst gilt es abzuklären, wovon die von Saussure festgestellte 'Bewegung der Sprache in der Zeit' überhaupt herrührt.

VI. DIE ZIRKULATION DER SPRACHE(N)

In Saussures Notizen gibt es an verschiedenen Orten Hinweise darauf, woher die 'unaufhaltsame Bewegung der Sprache in der Zeit' rührt, die sich in den 'geographischen Verhältnissen' niederschlägt. Am aufschlussreichsten und als Ausgangspunkt für unsere Darstellung am geeignetsten sind vielleicht jene Überlegungen, die Saussure an einem Thema anstellte, das noch ferner von dem im *Cours* abgesteckten Bezirk der 'inneren Sprachwissenschaft' liegt als die 'geographischen Verhältnisse der Sprache': Wir denken an Saussures Untersuchungen zu den germanischen Legenden. Bevor wir in diesen Notizen aus Saussures Nachlass, die sich vor allem mit dem *Nibelungenlied* befassen, nach den Überlegungen suchen, die Aufschluss geben über die 'Bewegung der Sprache in der Zeit', sollen zunächst kurz die Umstände und der Kontext von Saussures Arbeit an den germanischen Legenden erläutert werden.

Wie bereits erwähnt, fallen Saussures Untersuchungen zum *Nibelungenlied* in die gleiche zeitliche Periode wie seine drei Genfer Vorlesungen über allgemeine Sprachwissenschaft¹. Gemäss A. Prosdocimi² kann als Ausgangspunkt von Saussures Untersuchungen zu den germanischen Legenden eine Reihe von Vorträgen angenommen werden, die er in relativ kurzen zeitlichen Abständen in der «Société d'Histoire et d'Archéologie de Genève» hielt: nämlich, am 28. März 1901, *Le nom de la ville d'Oron à l'époque romaine*³, am 29. Januar 1903, *Origine de quelques noms de lieux de la région genevoise*⁴ und, am 15. Dezember 1904, *Les Burgondes et la langue burgonde en pays*

¹ Vgl. R. Engler: "Sémiologies saussuriennes; 1. De l'existence du signe", in: CFS 29, 1974-75, S. 58.

² Prosdocimi 1983, S. 42 ff.; anzumerken ist hier allerdings, dass es bereits in Saussures Notizen für einen Artikel über Whitney aus dem Jahre 1894 eine längere Passage gibt, in der er sich mit dem Zusammenhang zwischen Mythologie und Linguistik befasst. Vgl. N 10 in CLG/E und "La première lettre de Ferdinand de Saussure à Antoine Meillet sur les anagrammes", in: *Homme* 11(2), S. 15 ff. Erwähnenswert scheint uns auch, dass Saussure, gemäss dem Bericht von A. Cuny, wegen der gemischten Erfahrungen, die er nach dem Erscheinen seines *Mémoire* in Leipzig gemacht hatte, um die Zeit von 1880 offenbar versucht war, sich von der Sprachwissenschaft ab- und statt dessen der Erforschung der germanischen Heldendichtung zuzuwenden (vgl. "(Chamito)-sémitique et indo-européén. Histoire des recherches", in: *Mélanges de linguistique et de philologie offerts à Jacq. van Ginneken à l'occasion du soixantième anniversaire de sa naissance (21 avril 1937)*, Paris, S. 142 f.). Saussures frühes Interesse für die germanischen Legenden ist auch in seinen Berichten über die Vorlesungen dokumentiert, die er als «maître de conférence» an der *Ecole des Hautes Etudes* in Paris von 1881 bis 1891 hielt (vgl. dazu M. Fleury: "Notes et documents sur Ferdinand de Saussure (1880-1891)", in: *Annuaire de l'EPHE, IV^e section, Sciences historiques et philologiques*, 1964/65, S. 35-67) sowie in einer Bemerkung zum Namen des hunnischen Königs Attila in den Notizen zur Genfer Antrittsvorlesung von 1891 (vgl. CLG/E (II), S. 5, N 1.1). Schliesslich hielt Saussure 1904 in Genf eine Vorlesung über das *Nibelungenlied* (vgl. CLG/D, S. 343).

³ *Journal de Genève*, 7. April 1901 [Résumé], in: REC, S. 604/5.

⁴ *Bulletin de la Société d'histoire et d'archéologie de Genève* 2, 1903, S. 342, in: REC, S. 605.

roman¹. In diesem dritten Vortrag ist bereits der Kerngedanke formuliert, um den die "geduldigen Untersuchungen"² kreisten, die Saussure spätestens von da an bis zu den letzten Jahren vor seinem Tod beschäftigten: In Anbetracht der Häufigkeit von Ortsnamen in der Romandie und in Savoyen, denen man "mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit einen burgundischen Ursprung zuschreiben konnte"³, war anzunehmen, dass "die Burgunder nicht vor dem achten Jahrhundert romanisiert worden waren"⁴, und deshalb stellte sich, für Saussure, die Frage, "welchen Anteil das burgundische Helvetien an der Genese und der Ausbreitung der epischen Legende der *Nibelungen* haben konnte"⁵.

Nahm man diese Frage ernst, eröffnete sich eine – zur Zeit Saussures – ungewohnte Perspektive für die historische Situierung des *Nibelungenlieds*:

<Die> Auffassung, welche diejenige der gängigen Kritik ist, und in der alles auf dem Königreich von Worms <beruhen würde>, führt, wenn man genau aufpasst, zu historischen ~~Vermutungen~~ <Schlüssen>, die zweimal gewagter sind als die unsrigen [...]. Welch einen ausserordentlichen Schatz für die Geschichte hätten wir dann aber nicht im *Nibelungenlied*? Das ganze Leben des kleinen Königreichs von Burgund im Jahre 435, das sonst in seiner Existenz kaum beglaubigt ist durch bloss zwei Erwähnungen in Chroniken, wäre da unter unseren Augen ausgebreitet, und mit einer Überfülle an unvergleichlichen Details! Eine Lücke in der Geschichte wäre ersetzt durch eine reichliche <Quelle>. Das erweckt aber einiges Misstrauen, welches dazu führt, das folgende zu sagen: Entweder ist diese ganze ausgiebige ['copieuse'] Legende ein Produkt der Erfindung, was unwahrscheinlich ist, oder aber, wenn sie auf einem historischen Hintergrund beruht ['si elle court sur un fond historique'], dann spricht alles dafür, dass sie auf einem historischen Hintergrund beruht, der absolut bekannt und erfasst ist durch Chronisten, und der dem entspricht, was sie [die Legende] selbst erzählt. *Derart richtet sich der Blick auf das einzige burgundische Königreich, <das für den Historiker je einen seriösen Korpus bildet,> das Königreich von Lyon, sobald wir annehmen, dass der Inhalt der Erzählung nicht erfunden ['factice'] ist.*⁶

Nachdem wir uns in den vorangehenden Kapiteln vor allem mit im engeren Sinne sprachwissenschaftlichen Fragen befasst haben, ist kaum auf Anhieb verständlich, worum es in diesen – aus einem ganz anderen Kontext stammenden – Sätzen Saussures geht, die zudem auch nicht ganz ausformuliert sind. Versuchen wir deshalb, die im Zitat aufgestellte These hier nochmals mit anderen Worten wiederzugeben: Saussure geht – wie übrigens eine ganze Reihe von Historikern und Legendenforschern⁷ – davon aus, dass, grundsätzlich, zwischen dem Stoff der Legenden und geschichtlichen Ereignissen Zusammenhänge bestehen. Statt nun aber, wie es von der 'gängigen Kritik' gepflegt wurde, was das *Nibelungenlied* betraf, nach Zusammenhängen zwischen diesem und der

¹ *Bulletin de la Société d'histoire et d'archéologie de Genève* 3, 1906-1913, S. 9, in: REC, S. 606.

² Cf. SM/G, S. 28.

³ Cf. REC, S. 606.

⁴ Cf. *ibid.*

⁵ Cf. *ibid.*

⁶ Cf. LEG, S. 20/21, Hervorhebung hinzugefügt.

⁷ Vgl. dazu Prosdociami 1983, S. 45 und Scheerer 1980, S. 154, oder H. de Boor: Einleitung zu *Das Nibelungenlied*, Nach der Ausgabe von Karl Bartsch, 22. Auflage, Mannheim 1988, S. XXV f., und J. Heinzle: "Der deutscheste aller deutschen Stoffe", Einleitung zu *Die Nibelungen. Ein deutscher Wahn, ein deutscher Alptraum. Studien und Dokumente zur Rezeption des Nibelungenstoffs im 19. und 20. Jahrhundert*, hrsg. v. J. Heinzle und A. Waldschmidt, Frankfurt/M 1991, S. 23.

Geschichte des Wormserreichs der Burgunder um das Jahr 435 zu suchen¹, unternahm Saussure den Versuch, das Nibelungenlied im Zusammenhang mit der Geschichte des Königreichs der Burgunder etwa ein Jahrhundert später zu betrachten, zur Zeit also, als dieses in der Gegend der heutigen Romandie und Savoyens lokalisiert war, mit dem Hauptsitz in Lyon².

In einer Notiz Saussures für ein von ihm geplantes Buch mit dem Titel *Histoire et Légende. Etude sur l'origine des traditions germaniques connues sous le nom de Heldensage*³ hat Saussure seine Grundthese wie folgt zusammengefasst:

Der Titel dieses Bandes zeigt an, dass wir eine historische Verbindung annehmen zu den Ereignissen, die sich von 443 bis 534 abgespielt haben im Königreich, das die Burgunder in Savoyen gegründet haben und das unter dem Namen I. Königreich von Burgund in die Geschichte eingegangen ist. Dies ist in der Tat unsere Vorstellung und unsere Überzeugung []

Nicht der 434 verstorbene *Gundahar*, sondern der 516 verstorbene *Gundobad* wird für uns der zentrale Gunther sein, der das burgundische Epos erklärt.⁴

In einer anderen Notiz glaubt Saussure folgendes feststellen zu können:

Diese drei Dichtungen, oder diese drei ~~Folgen~~ *Stoffe* ['corps'] traditioneller Erzählungen, sind alles, was anzunehmen notwendig ist, um zu zeigen, dass die Legende, die einerseits in Deutschland, andererseits in Skandinavien verbreitet ist, <so weit es in der Legende zu erwarten erlaubt ~~sein kann~~ ist,> ~~Schritt auf Schritt~~ das getreue Abbild ist von Ereignissen, die sich im rhodanischen Burgund ['la Burgonde rhodanienne'] von 495 bis 534 abspielten.⁵

Wie sehr die Frage, 'welchen Anteil das burgundische Helvetien (bzw. das 'rhodanische Burgund') an der Genese der Nibelungen hatte', an der Genese jener Heldensage also, die gemeinhin als der "deutscheste aller deutschen Stoffe"⁶ gilt, wie sehr diese Frage den Genfer Saussure zur Zeit der Jahrhundertwende passionierte, zeigt sich an der enormen Zahl oft fragmentarisch gebliebener Notizen – sie sind in Saussures Nachlass um einiges umfangreicher als jene zur allgemeinen Sprachwissenschaft –, in welchen er seine These anhand minutiöser Vergleiche von historischem Quellenmaterial und Passagen aus dem *Nibelungenlied* zu belegen suchte⁷.

¹ Siehe etwa die von Saussure konsultierte Abhandlung von A. Jahn: *Die Geschichte der Burgundionen und Burgundiens bis zum Ende der ersten Dynastie in Prüfung der Quellen und der Ansichten älterer und neuerer Historiker dargestellt*, Halle 1874.

² Vgl. dazu etwa L. Schmidt: *Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung*, München 1970.

³ Cf. LEG, S. 183. Ein anderer von Saussure in Erwägung gezogener Titel: *Le 1^{er} royaume de Bourgogne et la légende (des Nibelungen) épique allemande. Contribution à l'histoire (Nouvel essai sur les origines historiques) de l'épopée des Nibelungen*. (Cf. LEG, S. 116).

⁴ Cf. LEG, S. 130.

⁵ Cf. LEG, S. 18.

⁶ Vgl. Heinze 1991, S. 7 ff.

⁷ Erwähnenswert ist hier auch eine Stelle aus einem Brief Saussures an Meillet vom 12. November 1906:

"Ich sehe, ... dass Sie die Nibelungen als eines meiner Forschungsgebiete erwähnen. Das trifft zu! [...] Wenn ich die Zeit finde, diese Untersuchung wieder aufzunehmen, würde ich, gewiss, ebenso gerne einmal von dieser Legende in Paris sprechen wie von den Prinzipien der Linguistik."

(Cf. R. Jakobson: "La première lettre de Ferdinand de Saussure à Antoine Meillet sur les anagrammes", in: *Homme* 11 (2), 1971, S. 15/16).

Im folgenden werden uns nun aber nicht die historische Stichhaltigkeit und kulturhistorische Tragweite¹ von Saussures – offensichtlich frankophiler² – These bezüglich der Genese des *Nibelungenlieds* beschäftigen, sondern vielmehr die *Probleme*, die sich Saussure beim Versuch, Chronik und Legende zu vergleichen, schon bald stellten, oder genauer noch, die *prinzipiellen Überlegungen*, welche anzustellen diese Probleme Saussure nötigten. Denn es sind diese prinzipiellen Überlegungen, die bei der Beantwortung der Frage nach der 'unaufhaltsamen Bewegung der Sprache in der Zeit' weiterhelfen können.

Zweifelhafte Identitäten

Um den Nachweis führen zu können, dass der Stoff – insbesondere des zweiten Teils des *Nibelungenlieds*, in welchem vom «Burgundenuntergang» die Rede ist – *tatsächlich* auf Ereignisse im 'Königreich von Lyon' zurückgeht, und nicht auf das schon ein paar Jahrzehnte früher untergegangene 'Königreich von Worms', genügte es nicht, den Zusammenhang zwischen Legende und Geschichte bloss allgemein zu postulieren. Saussure hätte, um seine These stichhaltig beweisen zu können, vielmehr konkret und im Detail zeigen müssen, dass, erstens, die von ihm festgestellten Übereinstimmungen zwischen dem *Nibelungenlied* und historischen Quellen aus der Zeit des 'Königreichs von Lyon', mehr als bloss zufällige Koinzidenzen waren und, zweitens, dass solche

¹ Diesen sicher nicht uninteressanten Themen wird an anderen Orten nachzugehen sein. Hier immerhin soviel dazu: Wenn Saussures Untersuchungen zum *Nibelungenlied* von einem Interesse ausgegangen sind, das man als «lokalpatriotisch» bezeichnen könnte, wäre es doch weit gefehlt, zu glauben, ihre Bedeutung sei damit auch schon erschöpft. So geht es darin etwa um das Verhältnis von germanischer und romanischer (lateinisch-klassischer) Kultur bzw. um einen allfälligen Einfluss der Romanisierung der Burgunder auf den Stoff der deutschen Heldensage. Das wird etwa in Passagen augenfällig, in welchen Saussure nach Spuren des Theseus-Mythos im Stoff der Legende sucht.

Vgl. dazu auch R. Engler: "Heureux qui comme Ulysse a fait un beau voyage...", in: CFS 45, 1991 [1992], S. 151-165 und Scheerer 1980, S. 152 ff.

² Deutsch-französische Spannungen hatte Saussure zu seiner Studienzeit in Leipzig am eigenen Leib zu spüren bekommen, wie die beiden folgenden Auszüge aus Briefen Karl Brugmanns an W. Streitberg von 1914 zeigen:

"Meine Auffassung ist die: das etwas derbe und rauhbeinige Wesen von Osthoff hat den zartbesaiteten Jüngling abgestossen, und als Franzose (so dürfen wir wohl sagen) war ihm eben die *Form* die Hauptsache. . . Er empfand eben nie wie wir Deutsche empfinden, sondern fühlte sich uns gegenüber als – Franzmann."

Und:

"Am Abend des Tages seines mündlichen Doktorexamens, waren Joh. Braunack und ich von ihm zu einem höchst feinen Souper – bloss wir drei – im Hotel Hauffé eingeladen: es gab sehr feine Rotweine und besonders entsinne ich mich auch der phänomenal dicken Spargeln, die es gab. . . Offenbar wollte er eben unter allen Umständen nicht als made in Germany erscheinen, und ich begreife jetzt, warum er Ihnen gegenüber so oft betont hat, dass er fertig nach Leipz. gekommen sei."

(beide in Villani 1990, S. 29/30 und S. 31). Vgl. dazu auch die beiden stark autobiographisch gefärbten Romane von Saussures Cousin, Guy de Pourtalès: *Montclar*, Paris 1926, und: *La Pêche miraculeuse*, Paris 1937.

Übereinstimmungen zudem wesentlich – und wesentlich mehr als 'Verknüpfungen mit dem Reich von Worms' – zu einer historischen Klärung der im *Nibelungenlied* berichteten Ereignisse beitragen.

Obwohl die Übereinstimmungen zwischen den Chroniken des 'Königreichs von Lyon' und dem *Nibelungenlied*, die Saussure in seinen 'geduldigen Untersuchungen' ausfindig machte, durchaus zahlreich waren, stellte er schon bald fest, dass damit der Nachweis eines direkten, *historisch überprüfbaren* Zusammenhangs zwischen diesen Chroniken und dem Stoff des Nibelungenlieds, noch nicht erbracht war. Dies, wohlverstanden, nicht wegen der Dürftigkeit der inhaltlichen Angaben in Chroniken und Legenden, sondern vielmehr auf Grund der Einsicht, dass es kein sicheres Kriterium gab, um zu entscheiden, ob die festgestellten Übereinstimmungen zwischen Chronik und Legende mehr als bloss zufällig waren:

Die Übung, welche darin besteht, eine «Identität» zu suchen zwischen einer Person der Legende und einer Person der Geschichte, kann von Anfang an nur eine sehr beschränkte Tragweite haben. <Das ist etwas,> was jedenfalls eine <spezielle> Methodologie verlangen würde, nur schon um zu wissen, worin die Identität bestehen wird, an welchem Zeichen wir sie erkennen oder ausrufen müssen. Der Name für sich allein bedeutet nichts, das ist *evident* <gewiss>. Sind es also die Handlungen der Person, oder ihr Charakter, oder ihr Gefolge, oder [], oder was noch, was das Kriterium der Identität ausmacht? Es ist ein wenig von all dem und nichts davon <denn alles kann gleichzeitig transformiert und transportiert worden sein von A nach B>. Je mehr man die Sache untersuchen wird, je mehr wird man sehen, dass die Frage nicht einmal ist, wo eher als anderswo sich die Identität aufhält, sondern ob es irgendeinen Sinn hat, überhaupt davon zu sprechen.¹

Beginnen wir mit dem, was in diesen Sätzen klar ist: Es macht, laut Saussure, nicht viel Sinn, 'eine «Identität» zwischen einer Person der Legende und einer Person der Geschichte zu suchen', und zwar deshalb nicht, weil, offenbar, nicht klar ist, worin diese Identität bestehen würde, bzw. 'an welchem Zeichen man sie erkennen' könnte. Das Auftauchen desselben 'Namens' in Legende und Chronik, die Erwähnung derselben 'Handlungen', Übereinstimmungen in der Schilderung des 'Charakters' einer Person oder in der Aufzählung ihres 'Gefolges' bieten, erstaunlicherweise, für Saussure nicht genügend Gewähr für eine sichere, zweifelsfreie Identifikation einer 'Person der Legende' mit einer 'Person der Geschichte'.

Anhand des folgenden Vergleichs wird sogleich klarer, weshalb Saussure auch im Falle weitgehender Entsprechung von Legende und Chronik dennoch von «Identität» zu sprechen zögerte:

Version a. – Der König X. hat drei Söhne: Gunther, Gêrnôt und Gîselher. Diese Söhne haben einen Vetter, Hagen.

Version b. – Der König X. hat drei Söhne: Gunther, Gêrnôt und Hagen.

Worüber dann folgendes geschrieben wird: Hagen hat den Platz von Gîselher eingenommen. Oder Gîselher ist [] unbekannt []

In dieser einfachen (praktisch beinahe unvermeidbaren) Vorgehensweise ist eine ganze Welt enthalten.

Nichts beweist aber *bisher* <im voraus>, dass die Rolle von Hagen nicht jene sei, welche in der vorangehenden Version Gunther hat, oder dass es nicht ein derartiges

¹ Cf. LEG, S. 312.

Wirrwarr ['imbroglio'] gibt, <dass man von einer Version zur andern gar nicht sagen kann, wer welchem Namen entspricht>.¹

Was Saussure zögern lässt, 'eine «Identität» zwischen einer Person der Geschichte und einer Person der Legende zu suchen' oder vorschnell als gegeben zu behaupten, und dies selbst wenn zwischen einer 'Person der Geschichte' und einer 'Person der Legende' Entsprechungen bezüglich 'Name', 'Handlungen', 'Charakter' etc. bestehen, ist also die auf den ersten Blick lapidare Tatsache, dass es nicht nur *eine* Fassung des *Nibelungenlieds*, sondern deren *mehrere* gibt, und weiter, dass die verschiedenen Versionen des *Nibelungenlieds* untereinander derart divergieren, 'dass man von einer Version zur andern gar nicht sagen kann, wer welchem Namen entspricht'.

In der Tat: Wenn es verschiedene Versionen einer Legende gibt, von welchen zwar die eine hier, die andere dort mit bestimmten historischen Quellen übereinstimmen, welche aber untereinander derart divergieren, dass von Version zu Version der Legende die «Identität» der Personen nicht sicher auszumachen ist, dann erhalten allfällige Übereinstimmungen zwischen den historischen Quellen und *einer einzelnen Version* der Legende den Anstrich des Zufälligen und können daher kaum als sichere 'Zeichen' für «Identität» – sprich: für einen *nachweisbaren* Zusammenhang zwischen bestimmten historischen Ereignissen und dem Stoff einer Legende – gelten.

Noch bevor man überhaupt daran denken konnte, im einzelnen die Zusammenhänge zwischen Chroniken, in welchen vom 'Königreich von Lyon' die Rede ist, und dem Stoff des *Nibelungenlieds* aufzuzeigen, mussten, folgt man Saussures Gedankengang weiter, vorgängig vielmehr eine Reihe von Fragen prinzipieller Natur geklärt werden: Wie kommt es, dass es mehrere Versionen derselben Legende gibt? Woher genau rühren die Divergenzen von Version zu Version? Gibt es, in Anbetracht der potentiellen Vielzahl der Versionen, Kriterien für die historische «Glaubwürdigkeit» einer bestimmten Version der Legende? Oder umgekehrt: Kann man, wenn es wissenschaftlich schon nicht legitim ist, von den verschiedenen Versionen einer Legende nur gerade das zu nehmen, was zu den – vermuteten – historischen Quellen passt, wenigstens versuchen, von den sich zum Teil widersprechenden Versionen einer Legende her, eine authentische «Urfassung» derselben zu erschliessen, welche den Vergleich mit den fraglichen historischen Quellen doch noch gewährte?²

Die Beantwortung all dieser Fragen hängt nun, gemäss Saussure, von einer allgemein bekannten und scheinbar selbstverständlichen – vielleicht aber gerade deswegen theoretisch zu wenig ernst genommenen – Eigenart der Legenden ab: Bevor diese schriftlich fixiert wurden, bevor sie also, wie ihr Name sagt, "zu lesende" wurden, – was im Falle des *Nibelungenlieds* anfangs des 13. Jahrhunderts geschah³ – sind sie,

¹ Cf. LEG, S. 194/95. Vergleichbare Überlegungen im Bereich der Linguistik – und zwar zur Frage der Umgestaltung der Kasusformen im Französischen – sind übrigens im *Cours* zu finden. Siehe GRF, S. 111; CLG/D, S. 132; CLG/E (I), S. 208, Nr. 1561-1563.

² Vgl. LEG, S. 313.

³ J. Heinze fasst den heutigen Wissensstand wie folgt zusammen:

"Das *Nibelungenlied* ist ums Jahr 1200 von einem unbekanntem Dichter zu Pergament gebracht worden. Dieser Dichter war nicht der Erfinder der Geschichte, der frei schaltende Herr der Erzählung, er war einer von unabsehbar vielen Bearbeitern eines Stoffes, dessen Tradition bis ins 5. oder 6. Jahrhundert zurückreicht."

während Jahrhunderten, nur *mündlich* überliefert worden. Wenn es zwischen den schriftlich überlieferten Versionen des *Nibelungenlieds* beträchtliche Divergenzen gab, die den Rückschluss auf bestimmte historische Quellen illusorisch erscheinen liessen, wenn die einzelnen Fassungen zudem, je für sich genommen, "eine irritierende Inkonsistenz des epischen Gefüges"¹ aufwiesen, dann war dies *in erster Linie* auf den Jahrhunderte langen Prozess der mündlichen Weitergabe der Legenden zurückzuführen, in dessen Verlauf sich Form und Inhalt der Legenden zwangsläufig und kontinuierlich verändert haben mussten².

Auf Grund dieser Einsicht rückte, neben der Frage nach den Entsprechungen zwischen einzelnen Versionen der Legende und bestimmten historischen Quellen, mehr und mehr auch *die Problematik der mündlichen Weitergabe der Legenden an sich* ins Blickfeld von Saussures Aufmerksamkeit. Versucht man nun, seine diesbezüglichen Überlegungen, die als fragmentarische Randbemerkungen und Einschübe zwischen den zum Teil umfangreichen Detailanalysen zur Entsprechung von Legende und historischen Quellen verstreut sind, in einen thematischen Zusammenhang zu bringen, kristallisiert sich folgender Grundgedanke heraus: Für die Arbeit an den Legenden ist der Prozess ihrer mündlichen Weitergabe insofern von vorrangiger Bedeutung, *als Spuren dieses Prozesses Form und Inhalt der Legenden in einer Art und Weise überlagern und bestimmen, dass es prinzipiell unmöglich ist, zweifelsfrei vom Stoff der Legenden auf bestimmte historische Ereignisse zu schliessen*. Und diesem Grundgedanken war Rechnung zu tragen, auch wenn man an der Annahme festhielt, dass am «Anfang» einer Legende einmal konkrete historische Ereignisse gestanden haben mussten. Wenn sich aber zwischen historisches Ereignis und schriftliche Version einer Legende unauslöschbar der Prozess der mündlichen Wieder- und Weitergabe schob, wenn unzählige Erzählungen und Erzähler einander überlagernde Spuren im Stoff der Legenden hinterlassen hatten, dann wurde es fragwürdig, von einem (historisch) gegebenen Sinn derselben auszugehen:

Mir vorzustellen, dass ~~irgend~~ eine Legende mit einem Sinn ['sens'] beginnt, von ihrem ersten Ursprung an den *Sinn* gehabt hat, den sie hat, oder eher, mir vorstellen, dass sie nicht einen absolut beliebigen Sinn haben kann, ist eine Operation, die mein Vorstellungsvermögen überschreitet. Sie scheint tatsächlich zu unterstellen, dass im Laufe der Jahrhunderte niemals materielle Elemente in die Legende übertragen ['transmis'] worden sind; denn wenn fünf oder sechs materielle Elemente gegeben sind, wird der Sinn sich bereits im Zeitraum von wenigen Minuten ändern, sobald ich sie fünf oder sechs Personen zur Kombination gebe, die getrennt arbeiten, []³

Ein Gedankenspiel, das sich in einer anderen Notiz Saussures findet, präzisiert das hier Gesagte. Deutlicher noch tritt dabei die Einsicht hervor, dass man prinzipiell darauf verzichten musste, von einer Legende Rückschlüsse auf historische Begebenheiten zu ziehen, und dies, paradoxerweise, auch wenn man weiterhin an der Annahme festhielt,

("Zweimal Hagen oder: Rezeption als Sinnunterstellung", in: Heinzle/Waldschmidt 1991, S. 21); vgl. dazu de Boor (Hrsg.) 1988, S. IL und R. Wisniewski: "Zur Nibelungenforschung seit 1972", ebd., S. LVIII.

¹ Heinzle 1991, S. 25; H. de Boor spricht von "krassen Rissen und Widersprüchen" (1988, S. XVIII).

² Vgl. dazu etwa LEG, S. 76 / 129 / 131 / 219 / 440.

³ Cf. LEG, S. 307.

dass eine Legende ihren Ausgang einmal von historischen Begebenheiten genommen hatte:

Wenn die epische Dichtung zur Zeit ~~der Kriege~~ von Napoleon I bei den Siegern oder bei den Besiegten existiert hätte, glaubt man ernsthaft, dass die grossen, kriegerischen oder romanesken Ereignisse von Grund auf ~~pervertiert~~ unkenntlich wären in ihrer beinahe genau geschichtlichen Abfolge? <wie die Heiraten, das Unglück und die Triumphe des Souveräns>.

Das heisst, hätte es etwas vage Gegebenes, wie oder würde die epische Erzählung versuchen, dem Schritt auf Schritt zu folgen, was man gesehen hatte. Er würde es Schritt auf Schritt versuchen, und das sogar, wenn dies nicht die <geringste> *dramatische Einheit* geben würde.

→ Eines der zerstörerischen Elemente, welches von Anfang an für die Geschichte auf dem besonderen Terrain, das die Legende ist, gesät ist, das ist, dass sich die Details, mit der Zeit, wie von selbst arrangieren würden zu einer dramatischen Einheit, der viele Dinge untergeordnet würden ~~aber~~ und viele andere geopfert, aber dass dies, von Anfang an, vom ersten Wurf an, die epische Anordnung der Ereignisse sei, das werde ich nie glauben. Am Anfang ist die epische Erzählung eine gereimte Chronik, die einfach einzelne Episoden überhöht, aber die <naiv> versucht, *Erinnerungen* zu reproduzieren. Erst später nimmt sie die Form eines literarischen Werks an, im rudimentärsten Sinn, indem []¹

'Am Anfang' und von ihrer Anlage her sind die Legenden in Saussures Augen zwar 'gereimte Chroniken', aber 'die Details arrangieren sich mit der Zeit wie von selbst zu einer dramatischen Einheit, der viele Dinge untergeordnet und viele andere geopfert' werden. Die jeweiligen Erzähler versuchen zwar 'ganz naiv, Erinnerungen zu reproduzieren', aber solange die Chronik nur mündlich überliefert wird, solange sie auf das Gedächtnis einzelner Erzähler angewiesen bleibt, ist ihr Stoff nicht vor Veränderungen gefeit:

— Vor allem darf man niemals, ausser in besonderen Fällen, der Absicht des Autors oder des Erzählers misstrauen, dem, was vor ihm war, zu folgen, so gut er kann, und von dieser Seite her herrscht eine zutiefst konservative Tendenz innerhalb der gesamten Welt der Legende.

<Aber> Imagination *über einer Lücke* <des Gedächtnisses> ist der wichtigste Faktor der Veränderung, verbunden mit dem Willen, ansonsten in der Tradition zu verbleiben.²

Die Einsicht, dass der Stoff der überlieferten Legenden nicht als Abbild oder getreue Wiedergabe historischer Begebenheiten aufgefasst werden kann, kommt in Saussures Notizen im Begriff des «Symbols» – genauer noch: in der besonderen Art und Weise, wie er hier diesen Begriff verwendet – zum Ausdruck:

Wie bildet sich in der Legende ein *Symbol*, <was historische Ereignisse betrifft>? Immer auf eine <sehr> einfache Art und Weise, die aber <in Wirklichkeit> ~~auch~~ Weitergabe durch ~~einige~~ Vermittler ['transmission par intermédiaires'] voraussetzt.

<Das ist> die einfachste Form: Ein ~~historischer~~ epischer oder sogar historischer Autor erzählt ~~naiv~~ die Schlacht zweier Armeen, und unter anderem den Kampf zwischen den Anführern. Bald schon ist nur noch von den Anführern die Rede. ~~A und B~~ So wird ~~der Tod~~ <das Duell> zwischen Anführer A und Anführer B

¹ Cf. LEG, S. 76.

² Cf. LEG, S. 220.

(unweigerlich) symbolisch, weil <dieser einzelne Kampf> für das ganze Ergebnis der Schlacht steht, vielleicht die Eroberung von weiten Ländereien, <und ein politischer und geographischer Umbruch,> aber eine *Symbol-Absicht* ['une intention de symbole'] hat <dabei keinen Moment> eine Rolle gespielt.¹

Wenn bis anhin Saussures Darstellung der Veränderungen, welche aus der mündlichen Weitergabe der Legenden für deren Form und Inhalt resultierten, weder besonders originell noch spektakulär gewesen sein mag, so wird jetzt ein brisanter sprachtheoretischer Gedanke sichtbar: Saussure begreift das, wovon in den Legenden die Rede ist, zum Beispiel 'das Duell zwischen Anführer A und Anführer B' als '*Symbol*', insofern 'dieser einzelne Kampf für das ganze Ergebnis der Schlacht steht' – *aliquid stat pro aliquo*. Aber für diese Art der Symbolbildung 'hat eine *Symbol-Absicht* keinen Moment eine Rolle gespielt'², sie ist keine "gewollte Synthese"³, hingegen setzt sie die 'Weitergabe durch Vermittler' voraus. Der Prozess der mündlichen Weitergabe kann also nicht bloss und nicht einfach als Wiedergabe von schon Vorhandenem, historisch Gegebenem verstanden werden, sondern die 'Weitergabe durch Vermittler' *wird zu einem Ort sprachlicher Transformation, wird als nicht intendierter, symbolbildender Prozess verstanden*.

Weshalb jede '«Identität» zwischen einer Person der Legende und einer Person der Geschichte' prinzipiell zweifelhaft erscheinen muss, illustriert Saussure anhand der Runen, die er zum Vergleich mit den Symbolen der Legende heranzieht:

So ist die Rune *Y* ein Symbol.

Ihre IDENTITÄT <scheint eine derart greifbare Sache zu sein, und fast lächerlich, um sich ihrer besser zu versichern,> besteht darin: Sie hat die Form *Y*; sie wird *Z* gelesen; sie ist der Buchstabe des Alphabets, der als achter numeriert ist, mystisch wird sie zann genannt und schliesslich mitunter als erster Buchstabe dieses Wortes erwähnt.

Nach Ablauf einiger Zeit: ... *sie* ist der zehnte Buchstabe des Alphabets ... aber hier beginnt *SIE* bereits, eine Einheit zu unterstellen, die []

Wo ist inzwischen die Identität geblieben? ~~War sie~~ Darauf antwortet man gewöhnlich mit einem Lächeln <als ob dies tatsächlich eine sonderbare Angelegenheit sei>, ohne die philosophische Tragweite der Sache zu bemerken, die auf nichts weniger hinausläuft, als zu behaupten, dass *jedes Symbol*, wenn es erst einmal in die Zirkulation hineingeworfen ist — aber ein jedes Symbol existiert nur, *weil es* in die Zirkulation hineingeworfen ist –, im selben Augenblick absolut unfähig ist, zu sagen, worin seine Identität im nächsten Augenblick bestehen wird []

[...]

¹ Cf. LEG, S. 129.

² Diesen grundlegenden Gedanken hat Saussure auch in seiner Kritik von W. Müllers *Mythologie der deutschen Heldensage* (Heilbronn 1886) zum Ausdruck gebracht:

"– Gemäss seinem Vorgehen erwähnt W. Müller wohl den Krieg, in dem die Westgoten gegen die verbündeten Franken und Burgunder zu kämpfen hatten, aber er nur um zu sagen (Fussnote auf Seite 14): "auf die *einzelnen* Kriege der Westgoten gegen Burgunder und Franken hat die Untersuchung *nicht einzugehen*."

Könnte als Beispiel dienen für die Diskussion der Prinzipien. Er nimmt das historische Symbol ausgerechnet in der Art und Weise an, wie es am wenigsten annehmbar ist, nicht als Folge von Zwischenfällen, die für eine konkrete Erzählung normal sind, sondern als eine gewollte Synthese, eine Art beabsichtigten Auszug der Ereignisse, eine gewollte Allegorie." (Cf. LEG, S. 82).

³ Vgl. die in der vorangehenden Fussnote zitierte Notiz Saussures.

Aus dieser allgemeinen Anschauungsweise heraus gehen wir die Frage irgendeiner beliebigen Legende an, denn eine jede ihrer Personen ist ein Symbol, bei dem man — genau wie bei der Rune — sehen kann, wie sich a) der Name, b) die Stellung im Verhältnis zu den anderen — c) der Charakter; d) die Funktion, die Taten verändern. Wenn ein *Name* versetzt ['transposé'] wird, kann daraus folgen, dass ein Teil der Taten versetzt wird, und umgekehrt, oder das gesamte Drama verändert sich durch einen Zwischenfall dieser Art.¹

Geht man mit Saussure davon aus, dass 'jede Person einer Legende ein Symbol ist', und weiter, dass ein 'jedes Symbol nur existiert, weil es in die Zirkulation hineingeworfen ist', und zwar derart, dass es 'absolut unfähig ist, zu sagen, worin seine Identität im nächsten Augenblick bestehen wird', dann war es in der Tat illusorisch, nach einer '«Identität» zwischen einer Person der Legende und einer Person der Geschichte zu suchen'. Hier ist somit *einerseits* ein in der Natur der Sache liegender Grund dafür gefunden, weshalb Saussure im Verlaufe seiner Arbeit an den Legenden von seinem ursprünglichen Plan abgekommen ist, in einem Buch mit dem Titel '*Histoire et Légende*' den Nachweis zu führen, dass das *Nibelungenlied* 'das getreue Abbild von Ereignissen ist, welche sich im rhodanischen Burgund abspielten'. *Andererseits* aber hat Saussure sicher recht, wenn er darauf hinweist, dass er mit dem Problem, welches der Ausführung seines ursprünglichen, historisch-orientierten Projekts im Wege stand, auf etwas gestossen war, dessen 'philosophische Tragweite' bislang unterschätzt worden war. Die Feststellung, dass 'ein jedes Symbol nur existiert, weil es in die Zirkulation hineingeworfen ist', mochte eine theoretische Grenze von Saussures historischen Nachforschungen markieren. Gleichzeitig machte diese Feststellung deutlich, dass die Probleme, mit welchen sich Saussure *ausgehend von den Legenden* befasste, weit über den anfänglich gesetzten Rahmen seines Projekts hinauswiesen und Fragen sprachtheoretischer Natur berührten². Dass Saussure diesen Zusammenhang nicht entgangen ist, macht die folgende Bemerkung eingangs derselben Notiz deutlich, in welcher von der notwendigen Zirkulation der Symbole die Rede ist:

— Die Legende setzt sich aus einer Reihe von Symbolen zusammen <in einem Sinn, der noch zu präzisieren ist>.

— Diese Symbole sind, ohne es zu ahnen, denselben Schicksalsschlägen und denselben Gesetzen unterworfen wie alle anderen Reihen von Symbolen, zum Beispiel jene Symbole, welche die Wörter der Sprache ['langue'] sind.³

Hier geht es um mehr als bloss die Feststellung, dass Saussure bei seiner Arbeit an den Legenden Probleme (wieder-)erkannte, die ihm bereits von der Sprachwissenschaft her bekannt waren. Nimmt man nämlich den Hinweis ernst, dass die 'Symbole, aus denen sich die Legende zusammensetzt, denselben Gesetzen unterworfen sind wie alle anderen Reihen von Symbolen, zum Beispiel die Wörter der Sprache', dann stellt sich umgehend die Frage, was Saussures Aussage über die notwendige Zirkulation der Symbole für seine *sprachwissenschaftlichen* Überlegungen leisten kann.

¹ Cf. LEG, S. 30/31.

² Zum gleichen Schluss kommt Engler 1991, S. 152.

³ Cf. LEG, S. 30.

Die Zirkulation der Wörter

Wenn die Feststellung, dass 'jedes Symbol nur existiert, weil es in die Zirkulation geworfen ist', auch für die 'Wörter der Sprache' gilt, wenn die 'Wörter der Sprache' nur existieren, weil sie – so könnte man das französische 'lancé dans la circulation' auch wiedergeben – *im Umlauf sind* bzw. weil sie, wie man von Münzen sagt, *im Verkehr sind*, dann lässt sich eine Beobachtung erklären, die Saussure im Umfeld der geographischen Sprachwissenschaft gemacht hat, die Beobachtung nämlich, dass es 'nie, in keiner Sprache, ein beständiges, stabiles Gleichgewicht gibt' und somit 'das Prinzip des ständigen Wandels der Sprachen als absolut' zu gelten hat. Mit der notwendigen Zirkulation der Wörter hätten wir also – und damit kommen wir zum Ausgangspunkt dieses Kapitels zurück – die gesuchte Antwort auf die Frage gefunden, woher die 'unaufhaltsame Bewegung der Sprache in der Zeit' rührt.

In der Tat: Existieren die 'Wörter der Sprache' nur, weil sie im Umlauf sind, so kann es 'den Fall eines Idioms, das sich im Zustand der Bewegungslosigkeit und der Ruhe befindet, nicht geben'. Die 'Vielzahl der Sprachen' und insbesondere deren 'Verschiedenheit' von Ort zu Ort wäre demzufolge darauf zurückzuführen, dass *die Sprache(n) existieren, indem sie zirkulieren*.

Dieser Gedanke weist nun, freilich, über das Gebiet der geographischen Sprachwissenschaft hinaus. Erinnern wir uns: Das Spannungsfeld, das für Saussures Versuche einer Neubegründung der Sprachwissenschaft bestimmend ist, lässt sich durch das folgende Paradox umschreiben: Saussure geht einerseits von «les langues» aus, von den konkret existierenden Sprachen in ihrer geographischen Verschiedenheit, fordert aber andererseits und gleichzeitig, dass der Gegenstand der allgemeinen Sprachwissenschaft als «la langue» gefasst werde, wobei er ausdrücklich festhält, dass '«la langue» - die Verallgemeinerung, die für jede bestimmte Sprache wahr sein wird – nicht «le langage» gleichkommt'.

Zwei Fragen sind hier offen geblieben: Bis anhin ist noch nicht hinreichend klar geworden, worin *genau* sich die von Saussure als «la langue» bezeichnete 'Verallgemeinerung' von «le langage», vom philosophischen Sprachbegriff, unterscheidet, und ebensowenig konnten wir bis jetzt sagen, wie man sich den Schritt von «les» bzw. «une langue» zu Saussures «la langue» vorstellen muss. Geht man nun davon aus, dass die Zirkulation der Wörter notwendig zu jeder Sprache und mithin auch zu «la langue» gehört, dann zeichnen sich auch hier plausible Antworten ab. Versucht man nämlich «la langue» als ein System zu denken, das sich im und durch den Umlauf der Wörter unablässig neu etabliert, so ist die Vielfalt der existierenden Sprachen bzw. ihre Unbegrenzbarkeit in Zeit und Raum bereits in der Definition von «la langue» impliziert. Wenn man von der Zirkulation der Wörter ausgeht, kann «la langue» nicht eine stabile, geschlossene Ordnung sein, sondern wird vielmehr als ein fragiles, oszillierendes Gleichgewicht zu denken sein, das ständigen Veränderungen ausgesetzt ist,

bzw. als ein System, das "immer nur ein augenblickliches"¹ ist. Die Tatsache, dass 'eine sich selbst überlassene Sprache einer unbegrenzten Zersplitterung ausgesetzt ist', wäre dann nicht (mehr) als etwas aufzufassen, was durch widrige Umstände einer Sprache sozusagen von aussen her zustösst, sondern wäre vielmehr *notwendig* in der Existenzweise jedes sprachlichen Systems begründet – ähnlich wie die Vielzahl der Versionen einer Legende aus dem Prozess ihrer mündlichen Weitergabe resultiert. Mit diesem Ansatz lässt sich, schliesslich, auch die Unterscheidung von «la langue» und «le langage» klarer fassen: Während es unter dem Begriff «la langue», so wie wir ihn jetzt umschrieben haben, das zu denken gilt, was zur materiellen Existenzweise konkreter Sprachen gehört, bezeichnet «le langage» eine über konkreten Existenz- und unbeständigen Realisierungsformen einzelner Sprachen stehende, als universell angenommene Sprachfähigkeit des Menschen.

Durch den hier unternommenen Versuch, Saussures Notizen zu den Legenden im Kontext seiner sprachwissenschaftlichen Überlegungen zu lesen, werden indes nicht nur Probleme gelöst, sondern auch neue Fragen aufgeworfen. Wenn, wie wir es hier nahelegen, der Einbezug der notwendigen Zirkulation der Wörter ins Konzept von «la langue» Wesentliches beitragen soll zum Verständnis der Schwierigkeiten, auf welche Saussure bei seinem Versuch einer Neubegründung der allgemeinen Sprachwissenschaft stiess, dann stellt sich sicher zunächst die Frage, weshalb wir für unseren Argumentationsgang den (Um-) Weg über seine Legendenforschung eingeschlagen haben. Diese Frage impliziert eine andere: Was in Saussures sprachwissenschaftlichem Werk entspricht dem, was in den Notizen zum *Nibelungenlied* als Zirkulation der Symbole thematisiert ist?

Die soziale Natur der Sprache

Eine Formulierung, die in ihrer argumentativen Struktur und der Radikalität ihrer Aussage dem Satz, 'jedes Symbol existiert nur, weil es in die Zirkulation geworfen ist', gleichkommt, findet sich in einer stichwortartigen Notiz, die Saussure zur Vorbereitung seiner zweiten Vorlesung über allgemeine Sprachwissenschaft (1908-1909) diente:

Die Sprache ['langue'] ist sozial oder existiert nicht.²

Dieser Gedanke steht in Saussures sprachwissenschaftlichem Werk nicht allein da, sondern lässt sich, in Variationen, bis zu den frühesten erhalten gebliebenen Notizen zurückverfolgen. Unter der Überschrift *Merkmale der Sprache* ['langage'] ist auf einem Blatt, das der Zeit von Saussures Genfer Antrittsvorlesung entstammt, folgendes zu lesen:

¹ GRF, S. 105; CLG/D, S. 126; CLG/E (I), S. 196, Nr. 1469.

² Cf. CLG/E (I), S. 28, N 22.1, Nr. 141.

Fortgesetzt wird die Sprache ['langage'] im *menschlichen Individuum* betrachtet, was ein falscher Gesichtspunkt ist. Die Natur gibt uns den Menschen *für die artikulierte Sprache* ['langage'] *organisiert*, aber *ohne artikulierte Sprache* ['langage']. Die Sprache ['langue'] ist eine soziale Tatsache ['fait social'].¹

Im *Cours* dient dann die Feststellung, dass «la langue» erst als 'fait social' hinreichend bestimmt ist, nicht nur der Abgrenzung von «le langage», sondern auch zur Unterscheidung von «langue» und «parole»²:

1. Unter Vermeidung fruchtloser Definitionen von Wörtern habe ich zuerst innerhalb der Gesamterscheinung, welche die Sprache ['langage'] darstellt, zwei Faktoren unterschieden: die Sprache ['langue'] und das Sprechen ['parole']. Die Sprache ['langue'] ist für uns die Sprache ['langage'] abzüglich des Sprechens ['parole']. Es ist die Gesamtheit der sprachlichen Gewohnheiten, welche es dem Individuum gestatten, zu verstehen und sich verständlich zu machen.

2. Aber diese Definition lässt die Sprache ['langue'] noch ausserhalb der sozialen Tatsachen stehen; sie macht daraus etwas Irreales, weil sie nur eine Seite der Realität umfasst, nämlich die individuelle Seite; es bedarf einer *sprechenden Menge*, damit eine Sprache ['langue'] bestehe. Niemals – allem Anschein zum Trotz – besteht sie ausserhalb der sozialen Verhältnisse, [...]. *Ihre soziale Natur gehört zu ihrem inneren Wesen.*³

So sehr uns nun diese Bemerkungen im einzelnen einleuchten mögen, so sehr ist auf Grund unserer bisherigen Lektüre klar, dass die Feststellung, die 'soziale Natur gehöre zum inneren Wesen' von «la langue», ein ernsthaftes Problem birgt: Unbeantwortet – bzw. verdeckt – bleibt im *Cours* insbesondere die Frage, wie die 'soziale Natur als inneres Wesen' von «la langue» gedacht werden kann, wenn doch, wir erinnern uns, '«la langue» ein System ist, das nur seine eigene Ordnung zulässt'. Genau hier zeigt sich aber die sprachtheoretische Brisanz der Formulierung, dass 'jedes Symbol nur existiert, weil es in die Zirkulation geworfen ist', – und zwar deshalb, weil diese Formulierung es erlaubt, die 'soziale Natur' nicht als etwas zur sprachlichen Ordnung Äusserliches, Fremdes, Zusätzliches zu fassen, sondern als eine für die Existenzform der Sprache(n) konstitutive Dimension. Gemäss der Formulierung aus Saussures Notizen zum *Nibelungenlied* ist es nicht so, dass es Symbole gäbe, über die man an sich Aussagen machen könnte und die dann zusätzlich noch in ihrer Zirkulation beschreibbar wären. *Vielmehr ist es die Zirkulation, die das, was zirkuliert, überhaupt erst zum Symbol macht.* Entsprechend kann man sagen, dass die 'soziale Natur' insofern zum 'inneren Wesen' von «la langue» gehört, *als die Sprache(n) notwendig und immer 'in die Zirkulation geworfen sind'*⁴.

Die eine Frage, die wir uns gestellt haben, weshalb wir hier den (Um-) Weg über Saussures Notizen zum *Nibelungenlied* gewählt haben, findet somit ihre lapidare Antwort darin, dass wir nirgendwo sonst in Saussures Werk, und insbesondere nicht im *Cours*, eine Formulierung gefunden haben, die es erlaubt, das für die Definition von «la

¹ Cf. CLG/E (II), S. 16, N 6, Nr. 3292.

² Vgl. dazu Bierbach 1978.

³ GRF, S. 91, kursive Hervorhebung hinzugefügt; CLG/D, S. 112; CLG/E (I), S. 172/73, Nr. 1282-1287.

⁴ Vgl. dazu auch CLG/E (I), S. 132, N Phonologie, Nr. 945.

langue» – einerseits als 'System, das nur seine Ordnung zulässt', andererseits als 'fait social' – konstitutive Spannungsfeld auszuschöpfen¹.

Die Antwort auf die andere Frage hingegen, was in Saussures sprachwissenschaftlichem Werk dem entspricht, was in seinen Notizen zum *Nibelungenlied* als Zirkulation der Symbole thematisiert ist, stellt sich komplizierter dar, oder vielmehr, diese Frage verschiebt sich: Denn ausgehend von der 'Zirkulation der Symbole' lässt sich zwar die 'soziale Natur' als zum 'inneren Wesen' des sprachlichen Systems gehörig denken, aber dieser Ansatz ist strenggenommen nicht ein sprachwissenschaftlicher, sondern führt ein sprachwissenschaftliches Problem auf ein allgemeineres 'Gesetz' zurück, dem, neben den 'Wörtern der Sprache', auch 'alle anderen Reihen von Symbolen unterworfen sind'.

Lesen wir hier nochmals die ersten Sätze jener Notiz, in der von der Zirkulation der Symbole die Rede ist:

— Die Legende setzt sich aus einer Reihe von Symbolen zusammen <in einem Sinn, der noch zu präzisieren ist>.

— Diese Symbole sind, ohne es zu ahnen, denselben Schicksalsschlägen und denselben Gesetzen unterworfen wie alle anderen Reihen von Symbolen, zum Beispiel jene Symbole, welche die Wörter der Sprache ['langue'] sind.

— Sie alle haben teil an der *Semiologie*.

— Es ist auf keinerlei Weise die Annahme möglich, dass das Symbol starr bleiben muss, noch dass es unbegrenzt variieren muss, es muss wahrscheinlich innerhalb gewisser Grenzen variieren.

— Die Identität eines Symbols kann niemals von dem Augenblick an festgelegt werden, wo es Symbol ist, das heisst in die soziale Masse eingetaucht, die jeden Augenblick seinen Wert neu festlegt.²

Der Gesichtspunkt, von dem aus die 'soziale Natur' als Dimension des sprachlichen Systems gedacht werden kann, ist also derjenige der *Semiologie*. Oder anders gesagt: Um die 'soziale Natur' der Sprache(n) als Zirkulation von Wörtern fassen zu können, ist man auf die Annahme angewiesen, dass die 'Wörter der Sprache' demselben 'Gesetz unterworfen sind wie alle anderen Reihen von Symbolen', die nur 'sind', insofern und weil sie 'in die soziale Masse eingetaucht' sind, – und diese Annahme ist eine semiologische.

Dass wir mit der Zirkulation, dem Umlauf der Sprache(n) ins Gebiet der Semiologie geraten sind, bestätigt sich auch in der einzigen Passage im *Cours*, in der – und zwar bezüglich der 'künstlichen Sprachen' – der Begriff «circulation» fällt:

Derjenige, welcher eine künstliche Sprache ['langue'] schafft, hat sie in der Hand, solange sie noch nicht im Umlauf ['en circulation'] ist; aber von dem Augenblick an, wo sie ihrer Aufgabe dient und in allgemeinen Gebrauch kommt, entzieht sie sich der Kontrolle. Das Esperanto ist ein Versuch dieser Art; wenn es gelänge, würde es dann jenem unvermeidlichen Gesetz entgehen? Nach Verlauf einer kurzen Zeit würde die Sprache ['langue'] höchstwahrscheinlich in ihr *semiologisches* Leben eintreten; sie würde sich fortpflanzen gemäss Gesetzen, die nichts zu tun haben mit ihrer Entstehung aus Überlegungen, und man könnte nicht wieder auf ihren Ursprung zurückkommen. Ein Mensch, der es unternähme, eine unveränderliche Sprache ['langue'] zu schaffen, würde der Henne gleichen, die ein Entenei ausgebrütet hat: die

¹ Vgl. dazu H. M. Gauger: "L'ambigüité du «Cours de linguistique générale»", in: *Atti del XIV Congresso internazionale di linguistica e filologia romanza*, Amsterdam, Bd 5, S. 721-732.

² Cf. LEG, S. 30.

durch ihn einmal geschaffene Sprache ['langue'] würde wohl oder übel fortgerissen durch den Verlauf, der die Entwicklung aller Sprachen ['langues'] bestimmt.¹

Die 'Zirkulation' wird hier also als 'semiologisches Leben der Sprache' bezeichnet². Eine 'Sprache, die in ihr semiologisches Leben eingetreten ist' – was auch heisst, dass sie, als soziale, 'in allgemeinem Gebrauch' steht –, 'entzieht sich der Kontrolle' und wird 'wohl oder übel fortgerissen, durch den Verlauf, der die Entwicklung aller Sprachen bestimmt'. Diese letzte Formulierung erinnert an ein Bild, mit dem Saussure im Cours II – den wir hier gemäss der Mitschrift von A. Riedlinger zitieren – das 'semiologische Leben der Sprache' beschrieb, ein Bild, das in überraschender Weise auf die Konzeption der sozialen Natur der Sprache als Zirkulation, Umlauf oder Verkehr anspielt:

A priori wissen wir nicht, welche Kräfte sich einmischen werden ins Leben des Zeichensystem (semiologisches System=Schiff, nicht in der Werft, sondern auf dem Meer: Man kann seinen Lauf nicht *a priori* bestimmen durch die Form seines Rumpfs, etc.).

Und es genügt, die Sprache ['langue'] als etwas Soziales, als etwas Kollektives zu betrachten: Nur das Schiff auf hoher See ist ein Gegenstand, den es in der Gattung der Schiffe zu untersuchen gilt, nicht das Schiff an Land. Es ist also nur dieses System der Gemeinschaft, welches den Namen Zeichensystem verdient, und das eines ist. Die dem Auftauchen in der Gemeinschaft vorgängigen Merkmale, das heisst die rein individuellen Elemente, sind unwichtig. Das Zeichensystem ist für die Gemeinschaft gemacht und nicht für ein Individuum, wie das Schiff fürs Meer geschaffen ist. Deshalb, entgegen dem Anschein, lässt das semiologische Phänomen die Tatsache der Gemeinschaft nie ausser acht.³

Saussures Bild ist präzise: Wie ein Schiff, das nicht schwimmt, kein Schiff ist, ist eine Sprache, die nicht 'Tatsache der Gemeinschaft', die nicht im Umlauf ist, keine Sprache. In dieser Passage wird aber noch etwas anderes deutlich. Wenn Saussure, die Wendung 'semiologisches Leben der Sprache' variierend, vom 'Leben des Zeichensystems spricht', taucht ein Begriff auf, von dem zwar bis anhin noch nicht ausdrücklich die Rede war, zu dem hin aber Saussures Überlegungen unübersehbar führen: der Begriff des *Zeichens*.

Was genau nun *Zeichen* mit Zirkulation zu tun haben, wie sich das Verhältnis zwischen Sprache(n) und Zeichen in Saussures Werk darstellt, welche erkenntnis-

¹ GRF, S. 90 (Hervorhebung hinzugefügt); CLG/D, S. 111; CLG/E (I), S. 169/70, Nr. 1271-1276.

² Siehe, zur Problematik des Begriffs «Leben» bei Saussure, meinen Aufsatz "«La vie sémiologique de la langue». Esquisse d'une lecture des notes manuscrites de Saussure", in: *Langages* 107, 1992, S. 73-82.

³ Cf. CLG/E (I), S. 170-173, II R 23, Nr. 1276+1286. De Mauro hat darauf hingewiesen, dass dieses Beispiel einen biographischen Hintergrund hat:

"Saussure selbst spricht von den Konversationen, die er mit dem alten Gelehrten [Adolphe Pictet] hatte, von seinem noch kindlichen Enthusiasmus für die linguistische Paläontologie und für die Etymologie, der von seinem Grossvater mütterlicherseits, dem Grafen Alexandre-Joseph de Pourtalès, noch zusätzlich unterstützt wurde, der ein Amateurkonstrukteur von *Yachten* gemäss subtilen mathematischen Prinzipien war, und, laut Saussure, Autor von Etymologien, die nicht viel sicherer waren als die *Yachten*, die, kaum waren sie auf dem Léman, rasch in den Fluten versanken." (Cf. CLG/D, S. 322).

Vgl. dazu SOU, S. 17/18 sowie die Erzählung *Marins d'eau douce* (Paris 1919) von G. de Pourtalès.

theoretischen Probleme dieses Verhältnis birgt bzw. welche Perspektiven es eröffnet — diesen Fragen wird als nächstes nachzugehen sein.

C.)

ZEICHEN

– Alle Dinge,
deren
Existenz
wir annehmen,
beruhen
auf einer materiellen
oder
immateriellen,
aber
EINFACHEN
Substanz.
Nur die
Sprache
(allgemeiner das
ZEICHEN)
findet sich
in der eigenartigen
Position,
auf einer
Kombination
zu beruhen,
es sei denn,
man verzichte
darauf
zu sagen,
es existiere.

Undatierte
Notiz aus dem
Nachlass

VII. EIN BESONDERER FALL DER THEORIE DER ZEICHEN

Im Jahre 1901 erschien in Paris die *Nouvelle classification des sciences. Étude philosophique* von Adrien Naville, dem damaligen Dekan der «Faculté des Lettres et des Sciences sociales» an der Universität Genf. Was diese vollständig überarbeitete Version seiner 1888 erschienenen Abhandlung *De la classification des sciences. Étude logique* für uns interessant macht, ist die Art und Weise, wie Naville hier den Gegenstand und das Feld der Soziologie zu umschreiben versucht:

Die Soziologie ist die Wissenschaft der Gesetze des Lebens der bewusstseinsfähigen Wesen – insbesondere der Menschen, – *in der Gesellschaft*. Sie muss als Gegebenheiten alle Bedingungen zulassen, ohne die wir uns das soziale Leben nicht vorstellen können. Welches sind diese Bedingungen? Ich weiss nicht, ob die Wissenschaft sie bereits hinreichend unterschieden und aufgezählt hat.

Eine der offensichtlichsten ist die Existenz der Zeichen, durch welche die Glieder einer Gemeinschaft einander ihre Gefühle, ihre Gedanken, ihren Willen kundtun.

Monsieur Ferdinand de Saussure unterstreicht die Bedeutung einer sehr allgemeinen Wissenschaft, die er *Semiologie* nennt und deren Gegenstand die Gesetze der Schaffung und der Veränderung ['transformation'] der Zeichen und ihrer Bedeutungen wäre. Die Semiologie ist ein wesentlicher Teil der Soziologie. Weil das wichtigste dieser Zeichensysteme die konventionelle Sprache ['langage'] der Menschen ist, ist die am weitesten fortgeschrittene semiologische Wissenschaft die *Sprachwissenschaft* oder Wissenschaft der Gesetze des Lebens der Sprache ['langage'].¹

Gemäss Saussures eigener Aussage ist dies das erste Mal, dass in einer wissenschaftlichen Publikation sein Projekt einer *Semiologie* erwähnt wurde². Doch, so selbstverständlich und unvermittelt hier Saussures Name auftaucht, so sang- und klanglos wird die von Saussure entworfene 'sehr allgemeine Wissenschaft' aus der dritten Version von Navilles Buch auch wieder verschwinden³. Damit ist das spätere wissenschaftsgeschichtliche Schicksal von Saussures Semiologie aber bereits in groben Zügen vorgezeichnet. Denn während anfangs der sechziger Jahre, einem Hinweis Lévi-Strauss' folgend⁴, eine ganze Reihe damals tonangebender französischer Theoretiker es unternahm, ausgehend von Saussures Projekt, eine Disziplinen übergreifende Kultur- und Gesellschaftstheorie zu entwerfen, wird heute die Semiologie vor allem noch in Werken erwähnt, die sich mit der Geschichte des als theoretisch überholt geltenden (französischen) Strukturalismus befassen. Während R. Barthes 1964 schreiben konnte,

¹ Cf. A. Naville: *Nouvelle classification des sciences. Étude philosophique*, Paris 1901, S. 103/4.

² Vgl. CLG/E (II), S. 48, N 24a, Nr. 3342.6.

³ Vgl. A. Naville: *Classification des sciences. Les idées maîtresses des sciences et leurs rapports*, Paris 1920.

⁴ Vgl. *Ansätze*, S. 5 f.

dass "es heute eine semiologische Herausforderung ['sollicitation'] gibt, die nicht aus der Phantasie einiger Forscher hervorgegangen ist, sondern aus der Geschichte der modernen Welt"¹, zieht J.-C. Milner 1989 die ernüchternde Bilanz, dass "von der allgemeinen Semiologie niemals irgendein Licht gekommen ist"². Weiter – in Tonfall und Inhalt – können Einschätzungen des Werts einer wissenschaftlichen Disziplin kaum auseinandergehen. Doch, woher rührt diese Disparität in der Beurteilung der Semiologie? —

In Navilles kurzer Darstellung von Saussures Semiologie ist ein erstes Problem bereits angedeutet: Einerseits wird hier nämlich von der Semiologie gesagt, sie sei 'ein wesentlicher Teil der Soziologie', andererseits wird die 'Sprachwissenschaft als die am weitesten fortgeschrittene semiologische Wissenschaft' bezeichnet. Damit stellt sich die Frage nach dem Verhältnis von Sprachwissenschaft und Soziologie. Musste sich die Soziologie an der Linguistik orientieren, weil diese 'die am weitesten fortgeschrittene semiologische Wissenschaft' war, oder war, umgekehrt, die Linguistik als semiologische Wissenschaft der Soziologie zu- oder gar unterzuordnen?

Genau diese Fragen werden sich im *Cours* wieder bemerkbar machen, wenn Bally und Sechehaye Saussures Semiologie vorstellen. Wir geben die entsprechende Passage, nicht nur ihrer historischen Bedeutung wegen, in ihrer ganzen Länge wieder:

Wir haben soeben gesehen, dass die Sprache ['langue'] eine soziale Einrichtung ist; aber sie unterscheidet sich durch mehrere Züge von andern Einrichtungen, wie den politischen, rechtlichen usw. Um ihre besondere Natur zu verstehen, muss man eine neue Reihe von Tatsachen berücksichtigen.

Die Sprache ['langue'] ist ein System von Zeichen, die Vorstellungen ausdrücken und insofern der Schrift, dem Taubstummenalphabet, symbolischen Riten, Höflichkeitsformen, militärischen Signalen usw. usw. vergleichbar. Nur ist sie das wichtigste dieser Systeme.

Man kann sich also vorstellen eine Wissenschaft, welche das Leben der Zeichen im Rahmen des sozialen Lebens untersucht; diese würde einen Teil der Sozialpsychologie bilden und infolgedessen einen Teil der allgemeinen Psychologie; wir werden sie Semiologie (von griechisch *sēmeîon*, "Zeichen") nennen. Sie würde uns lehren, worin die Zeichen bestehen und welche Gesetze sie regieren. Da sie noch nicht existiert, kann man nicht sagen, was sie sein wird. Aber sie hat Anspruch darauf, zu bestehen; ihre Stellung ist von vornherein bestimmt. Die Sprachwissenschaft ist nur ein Teil dieser allgemeinen Wissenschaft, die Gesetze, welche die Semiologie entdecken wird, werden auf die Sprachwissenschaft anwendbar sein, und diese letztere wird auf diese Weise zu einem ganz bestimmten Gebiet in der Gesamtheit der menschlichen Verhältnisse gehören.

Sache des Psychologen ist es, die genaue Stellung der Semiologie zu bestimmen; Aufgabe des Sprachforschers ist es, zu bestimmen, wodurch die Sprache ['langue'] ein besonderes System in der Gesamtheit der semiologischen Erscheinungen ist. Diese Frage wird weiter unten wieder aufgenommen werden; hier halten wir nur den einen Umstand fest: wenn wir zum ersten Mal der Sprachwissenschaft einen bestimmten Platz unter den Wissenschaften zuweisen konnten, so war das nur möglich, weil wir sie der Semiologie zugerechnet haben.³

¹ Cf. R. Barthes: *Recherches Sémiologiques*, "Présentation", in: *Communications* 4, 1964, S. 1.

² Cf. Milner 1989, S. 132; vgl. auch V. Descombes: *Le même et l'autre. Quarante-cinq ans de philosophie française (1933-1978)*, Paris 1979, insbesondere Kapitel 3, "La sémiologie", S. 93 ff., oder Descombes 1983. Von dieser stark auf die intellektuelle Situation Frankreichs bezogenen Diskussion werden allerdings, das sei am Rande bemerkt, Arbeiten wie *Les langages et le discours* (Bruxelles 1943) des Belgiens E. Buysens oder *Etudes de linguistique et de sémiologie générale* (Genf 1975) von Luis J. Prieto kaum oder gar nicht zur Kenntnis genommen.

³ GRF, S. 19; CLG/D, S. 33; CLG/E (I), S. 45-49, Nr. 272-296.

Es ist vertrackt: Wenn die Semiologie es zwar erlaubt, 'der Sprachwissenschaft zum ersten Mal einen bestimmten Platz unter den Wissenschaften zuzuweisen', so wird, *zugleich*, dadurch, dass die Sprachwissenschaft als Teil der Semiologie bezeichnet wird, die im *Cours* vorgängig geforderte Homogenität und Autonomie der Sprachwissenschaft gefährdet¹. Das zeigt sich zunächst daran, dass gerade in dem Moment, in dem die Sprachwissenschaft sozusagen zu sich selbst findet, die Namen anderer Wissenschaften auftauchen – und zwar, anders als bei Naville, Sozialpsychologie und allgemeine Psychologie². Vor allem aber fallen die Schwierigkeiten auf, das Verhältnis von Semiologie und Sprachwissenschaft eindeutig zu bestimmen: So wird zuerst die Sprachwissenschaft als 'Teil der allgemeinen Wissenschaft' bezeichnet, dann wird diese klare Einordnung der Linguistik in die Semiologie wieder relativiert durch die Bemerkung, 'die Sprache sei ein besonderes System in der Gesamtheit der semiologischen Erscheinungen', und schliesslich wird darauf hingewiesen, dass 'diese Frage weiter unten wieder aufgenommen werden wird'. Die Stelle im *Cours*, auf die hier angespielt wird, lautet wie folgt:

... die Sprache ['langue'], das reichhaltigste und verbreitetste Ausdruckssystem, [ist] zugleich das charakteristischste von allen; in diesem Sinn kann die Sprachwissenschaft Musterbeispiel und Hauptvertreter ['le patron général'] der ganzen Semiologie werden, obwohl die Sprache ['langue'] nur ein System unter anderen ist.³

Ist die Sprachwissenschaft, wie es in der französischen Fassung heisst, 'le patron général' der Semiologie, kann die Semiologie nicht eine übergeordnete Wissenschaft sein, deren fertige Erkenntnisse einfach auf die Sprache angewendet würden. Wie soll man sich unter solchen Voraussetzungen aber den Beitrag dieser 'allgemeinen Wissenschaft', die gemäss *Cours* 'noch nicht existiert', zur Grundlegung der allgemeinen Sprachwissenschaft vorstellen? Ist nicht, wie Barthes es verschiedentlich suggerierte⁴, die Semiologie der Linguistik unterzuordnen, statt umgekehrt? Oder muss

¹ Vgl. *Sprachen*, S. 46.

² Präzisierend zu ergänzen ist hier allerdings, dass Naville in der *Nouvelle classification des sciences* die Soziologie zu den «Sciences psychologiques» zählt. Siehe zum Verhältnis von Psychologie und Semiologie bei Saussure auch N 1.1, N 12, N 15, N 21 und N 24a in CLG/E, sowie R. Engler: "Semiologische Lese (Betrachtungen zu Saussure, Salviati und Chrétien de Troyes)", in: *Linguistique contemporaine. Hommage à Eric Buysens*, Bruxelles 1970, S. 61 ff.; aufschlussreich sind hier auch die Texte aus der gleichzeitig zwischen E. Durkheim und G. Tarde geführten Debatte über das Verhältnis von Soziologie und Psychologie, die C. Puech und A. Radzinski in der Dokumentation "La langue: fait social" versammelt haben, in: *Avant Saussure. Choix de textes (1875-1924)*, hrsg. v. C. Normand, Bruxelles 1978, S. 81-115.

³ GRF, S. 80; CLG/D, S. 101; CLG/E (I), S. 154, Nr. 1133-1134; vgl. dazu auch CLG/E (I), S. 47/48, II R 12, Nr. 283-290.

⁴ Vgl. Barthes 1964, S. 2 oder R. Barthes: *Système de la Mode*, Paris 1967, wo im Vorwort folgendes zu lesen ist:

"Der Mensch ist zur artikulierte Sprache ['langage'] verdammt, und keine semiologische Unternehmung kann dies ignorieren. Man muss also vielleicht Saussures Formulierung umkehren und unterstreichen, dass es die Semiologie ist, die ein Teil der Linguistik ist: Die wesentliche Funktion dieser Arbeit ist es, zu suggerieren, dass in einer Gesellschaft wie der unsrigen, in der Mythen und Rituale die Form einer *Vernunft* angenommen haben, das heisst, letztlich, einer Rede ['parole'], die menschliche Sprache ['langage'] nicht nur das Modell des Sinns ist, sondern auch sein Fundament." (Cf. Barthes 1967, S. 9).

man gar Milner Recht geben, gemäss welchem "die Semiologie nie etwas anderes beinhaltet hat, als das, was ihr die Linguistik lieb"¹ ?

Man mag weder Barthes noch Milner zustimmen, eines aber lässt sich kaum bestreiten: Das Verhältnis von Linguistik und Semiologie ist im *Cours* alles andere als eindeutig festgelegt – und zwar, wie uns scheint, mit gutem Grund. Denn sobald man auf die Notizen aus Saussures Nachlass bzw. auf die Vorlesungsmitschriften seiner Studenten zurückgreift, wird eine offenbar unentrinnbare Zirkularität im Verhältnis von Sprache und Zeichen spürbar.

Zwischen Sprache und Zeichen

Die zwei Positionen, zwischen welchen Saussures Denken zu kreisen scheint, sind am deutlichsten in zwei Texten markiert, die auf den Monat genau vierzehn Jahre auseinanderliegen: Der eine stammt aus den Entwürfen Saussures für einen nie vollendeten Artikel zum Gedenken des amerikanischen Linguisten W. D. Whitney und ist auf November 1894 datierbar². Der andere findet sich in A. Riedlingers Mitschrift zur Vorlesung über allgemeine Sprachwissenschaft, die Saussure am 16. November 1908 (*Cours II*) gehalten hat.

Die beiden Passagen, die uns interessieren, lauten wie folgt:

Vgl. zur Kritik von Barthes Vorschlag Engler 1970, S. 64, und allgemein zum Verhältnis von Linguistik und Semiologie Engler 1975a, S. 848 ff., sowie R. Godel: "La semiologia saussuriana", in: CFS 38, 1984, S. 99-114, und P. Wunderli: "Umfang und Inhalt des Semiologiebegriffs bei Saussure", zuerst in: CFS 30, 1976, S. 33-68, dann, überarbeitet, in P. Wunderlis *Saussure-Studien*, Tübingen 1981, S. 25-49.

¹ Cf. Milner 1989, S. 132.

² Vgl. N 10 in CLG/E.

1894:

In einem der letzten Kapitel von *Life and Growth of Language* sagt Whitney, dass sich die Menschen der Stimme bedient hätten, um ihren Vorstellungen Zeichen zu geben, wie sie sich auch der Gesten oder etwas anderem hätten bedient haben können, und zwar, weil es ihnen *bequemer* erschien, sich der Stimme zu bedienen.¹

Wir schätzen, dass ~~hier in~~ diesen beiden Zeilen, die einem <grossen> Paradox gleichkommen, die richtigste philosophische Vorstellung enthalten ist, die je von der Sprache ['langage'] gegeben wurde; und weiter, dass unser alltägliche Umgang mit den Gegenständen, die wir analysieren, aus dieser Gegebenheit nur gewinnen könnte.

*Denn sie etabliert diese Tatsache, dass die Sprache ['langage'] nichts anderes ist als ein besonderer Fall des Zeichens, ausser Stande aus sich selbst beurteilt zu werden.*²

1908:

Die Natur des Zeichens kann also nur in der Sprache ['langue'] gesehen werden, und diese Natur setzt sich aus den Dingen zusammen, die man am wenigsten untersucht.

Deshalb sieht man auf den ersten Blick die Notwendigkeit oder besondere Nützlichkeit einer semiologischen Wissenschaft nicht, wenn von der Sprache ['langue'] die Rede ist unter allgemeinen, philosophischen Gesichtspunkten; wenn man andere Dinge untersucht mit der Sprache ['langue'].³

Beginnen wir mit dem Entwurf vom November 1894, in dem übrigens zum ersten Mal in Saussures Schriften der Name der Semiologie auftaucht⁴. Der grundlegende Gedanke, der in den zitierten Zeilen formuliert wird, ist der, dass die Sprache 'als ein besonderer Fall des Zeichens' betrachtet werden müsse, weil sie 'ausser Stande sei, aus sich selbst beurteilt zu werden'. Oder anders gesagt: Der Begriff des Zeichens scheint für die Sprachwissenschaft deshalb unverzichtbar zu sein, weil ohne diesen Begriff nicht gesagt werden kann, was das Wesen, die Natur der Sprache ausmacht.

In den Sätzen, die A. Riedlinger in Saussures Vorlesung vom 16. November 1908 notierte, stellt sich das Verhältnis zwischen Sprache und Zeichen dann aber genau umgekehrt dar. Jetzt ist es nicht mehr die Sprache, die 'ausser Stande ist, aus sich selbst beurteilt zu werden' und deshalb vom Begriff des Zeichens her angegangen werden muss, jetzt ist es das Zeichen, dessen 'Natur nur in der Sprache gesehen werden kann'.

Nun geht es uns mit der Gegenüberstellung dieser beiden Textausschnitte weder darum, einfach auf einen Widerspruch in Saussures Konzeption des Verhältnisses von Sprache und Zeichen aufmerksam zu machen, noch darum, verschiedene Phasen der Veränderung dieser Konzeption voneinander zu unterscheiden, um so eine allfällige Entwicklung in Saussures Denken nachzeichnen zu können. Denn die zwei zitierten Texte liegen zwar zeitlich weit auseinander, aber es werden darin nicht Positionen formuliert, die Saussure *nacheinander* eingenommen hätte, sondern zwei Positionen, die, obwohl einander diametral entgegengesetzt, in Saussures Denken *nebeneinander* bestehen und

¹ Cf. CLG/E (I), S. 33, N 10, Nr. 166, 168; vgl. dazu auch die Mitschrift von G. Dégaillier zu Cours III, *ibid.*

² Cf. CLG/E (I), S. 34, N 10, Nr. 173-174, Hervorhebung hinzugefügt.

³ Cf. CLG/E (I), S. 51, II R 22, Nr. 313-314, Hervorhebung hinzugefügt.

⁴ Siehe CLG/E (I), S. 197, N 10.

die sein Projekt einer Semiologie von Anfang an bestimmen. Das lässt sich etwa mit der folgenden Passage aus einem längeren Manuskript Saussures belegen, das aus der gleichen zeitlichen Periode wie sein Entwurf zu Whitney stammt und das wohl ins unmittelbare Umfeld jenes Buches gehört, von dem Saussure 1894 in seinem verzweifelten Brief an Meillet schreibt, dass er darin 'erkläre, weshalb es in der Linguistik nicht einen einzigen Begriff gebe, dem er irgendeine Bedeutung zumesse':

In jeder anderen Wissenschaft [als der Linguistik] sind die Gegenstände wenigstens momentan sinnlich wahrnehmbar, und davon geht man bei den Analysen aus, indem man nicht von ihnen lässt. Gehört [] in dieser Hinsicht direkt zur Psychologie und erwartet von ihr Erleuchtung? Nun, besitzt die Psychologie eine Semiologie? Die Frage ist unnütz, da, wenn sie eine besäße, die Phänomene der Sprache ['langue'], <welche die Psychologie ignoriert,> für sich alleine derart <vorherrschend> wären, als Basis der semiologischen Tatsache, dass alles, was vom Psychologen darüber hinausgehend hätte gesagt werden können, gezwungenermassen nichts oder <beinahe nichts> darstellte.¹

Die beiden gegenläufigen Bewegungen – von der Sprache hin zum Zeichen und von da wieder zurück zur Sprache – erzeugen in dieser frühen Notiz Saussures ein schwindelerregendes Kreisen. Zunächst wird die Frage gestellt, ob die Sprachwissenschaft² zur Psychologie gehöre. Dies wäre, so lässt Saussures elliptische Formulierung vermuten, der Fall, wenn die Psychologie eine Semiologie besäße, wenn sich die Psychologie also auf den Begriff des Zeichens stützen würde. Doch – und hier schlägt das Gedankenpendel wieder in die andere Richtung zurück – ist diese Frage 'unnütz', denn 'wenn die Psychologie eine Semiologie besäße', wären 'die Phänomene der Sprache' für die Psychologie absolut vorrangig 'als Basis der semiologischen Tatsache'.

Wenn somit der diametrale Gegensatz von Saussures verschiedenen Aussagen zum Verhältnis von Sprache und Zeichen tatsächlich nicht im Sinne eines Nacheinanders von Positionen auflösbar ist, die sich, die eine aus der andern folgend, beim Fortschreiten seiner theoretischen Arbeit abgelöst hätten, und wenn wir uns auch nicht damit begnügen wollen, das Nebeneinander der beiden Positionen einfach als Widerspruch zu deuten, müssen wir versuchen, die beiden gegenläufigen Bewegungen in Saussures Auffassung des Verhältnisses von Sprache und Zeichen je für sich zu betrachten, um genauer sehen zu können, wovon sie herrühren bzw. was sie zum Ausdruck bringen. In einem ersten Schritt wird folglich der Frage nachzugehen sein, in welchem Moment genau Saussure den Begriff des Zeichens ins Spiel bringt bzw. welche sprachwissenschaftlichen Probleme er damit zu lösen versucht. In einem zweiten Schritt soll aufgezeigt werden, welche spezifisch sprachlichen Phänomene Saussure dazu bringen, den Begriff des Zeichens neu zu fassen, bzw. wie es zu verstehen ist, dass, laut *Cours*, "nichts so sehr wie die Sprache ['langue'] geeignet ist, die Natur des semiologischen Problems verständlich zu machen"³.

¹ Cf. CLG/E (II), S. 27, N 12, Nr. 3299; vgl. dazu auch CLG/E (II), S. 38, N 15, Nr. 3315.3.

² Wir ergänzen also die Lücke 'Gehört [] in dieser Hinsicht' mit «Sprachwissenschaft» und folgen damit dem Vorschlag R. Englers in CLG/E (II), S. *VI.

³ GRF, S. 20; CLG/D, S. 34; CLG/E (I), S. 49, Nr. 299.

Der Gegenstand der Sprachwissenschaft

Elemente zur Beantwortung der ersten Frage finden sich bereits im Manuskriptauszug, den wir eben gelesen haben. 'In jeder anderen Wissenschaft', steht dort, 'sind die Gegenstände wenigstens momentan sinnlich wahrnehmbar.' Aber wie verhält es sich denn bei der Linguistik? Sind die Sprachlaute etwa nicht sinnlich wahrnehmbar? Sie sind es zweifellos, doch, wie Saussure wiederholt betont, ist damit die Frage noch nicht beantwortet, ob der Gegenstand der Sprachwissenschaft, wie es bei anderen Wissenschaften der Fall zu sein scheint, auf dieser Ebene fassbar sei. Denn, so lesen wir im *Cours*, "es ist unmöglich, dass der Laut an sich, der nur ein materielles Element ist, der Sprache ['langue'] angehören könnte"¹. E. Constantin, der Saussures dritte Vorlesung über allgemeine Sprachwissenschaft besuchte, hat diesbezüglich folgendes notiert:

In dieser Hinsicht kann man sagen, dass das materielle Wort für den sprachwissenschaftlichen Gesichtspunkt eine Abstraktion ist. Als konkreter Gegenstand gehört es nicht zur Linguistik.²

Diese Formulierung mag paradox klingen, aber sie ist nicht von der Hand zu weisen, wenn man folgendes bedenkt:

Eine Folge von Lauten ist nur etwas Sprachliches, wenn sie Träger einer Vorstellung ist; für sich selbst genommen ist sie nur mehr Gegenstand einer physiologischen Untersuchung.³

Die Laute, die wir aussprechen oder hören, sind also für Saussure nur insofern sprachlich, als sie 'Träger einer Vorstellung' sind, oder, wie man auch sagen könnte, insofern sie für etwas anderes stehen, nämlich eben für eine Vorstellung. So formuliert, erinnert dieser Gedanke aber unweigerlich an eine klassische Definition des Zeichens: *aliquid stat pro aliquo – etwas steht für etwas anderes*.

Die Einsicht ist elementar: Niemand würde sprechen, wenn die Laute, die er artikuliert, nicht für etwas anderes stehen würden. Und Saussure hat immer wieder darauf hingewiesen, dass die Laute, nur insofern für die Sprache zählen, als sie als Zeichen dienen:

Die Sprache ['langue'] ist sich des Lautes nur als Zeichen bewusst.⁴

¹ GRF, S. 141; CLG/D, S. 164; CLG/E (I), S. 266, Nr. 1915.

² Cf. CLG/E (I), S. 232, III C 287, Nr. 1693; und A. Riedlinger notierte im *Cours* II: "Es mag paradox scheinen, dass der Laut etwas Sekundäres, Relatives sei im Wort, aber man kann dasselbe auch von der Vorstellung sagen, die sich an die Worte, die Einheiten hängt: Für sich allein genommen stellt sie nur eine Seite des Werts dar (Gegenstand der reinen Psychologie!)." (Cf. CLG/E (I), S. 267, II R 26, Nr. 1916).

³ GRF, S. 122; CLG/D, S. 144; CLG/E (I), S. 232, Nr. 1693.

⁴ Cf. CLG/E (II), S. 17, N 7, Nr. 3293.

Oder:

Eine Sprache ['langue'] <wird> durch eine gewisse Zahl äusserer Gegenstände <gebildet>, die der Geist als Zeichen benutzt. ~~Nur genau in dem~~ Masse, wie ein äusserer Gegenstand Zeichen ist <(als Zeichen wahrgenommen wird)>, impliziert er []>, ist er in irgendeiner Hinsicht Teil der Sprache ['langage'].¹

Was die Linguistik an den Lauten der Sprache interessiert, ist nicht die sinnlich wahrnehmbare - akustische oder physiologische - Materialität dieser 'äusseren Gegenstände', sondern die Tatsache, dass sie als Zeichen dienen. Die Frage aber, 'in welchem Masse ein äusserer Gegenstand Zeichen ist', lässt sich nicht beantworten, indem man das analysiert, was an diesem Gegenstand sinnlich wahrnehmbar ist:

Die Vorstellung, dass, <um> zu sehen, was <am Grund der> Formen ist, man nur 'diese Formen zu analysieren' braucht, wie man eine chemische Substanz analysiert oder wie man sezziert, <enthüllt> eine Welt von Naivitäten und von erstaunlichen Konzeptionen.²

Wenn es ihre Zeichenfunktion ist, die macht, dass 'äussere Gegenstände Teil der Sprache' sind, ist es in der Tat naiv, sprachliche Formen wie eine 'chemische Substanz zu analysieren'. Oder anders gesagt: Wenn man die Sprache von ihrer Zeichenhaftigkeit her anzugehen versucht, muss man sich von der (naiven) Vorstellung lösen, dass der Gegenstand der Sprachwissenschaft in dem zu finden sei, was an der Sprache sinnlich wahrnehmbar ist. Aber wie lässt sich dieser Gegenstand untersuchen, wenn er nicht als das bzw. in dem fassbar ist, was sinnlich wahrnehmbar ist?

Diese Frage hat sich Saussure in den verschiedensten Kontexten gestellt. In einem Fragment mit der vielsagenden Überschrift *Unde exoriar? - Wovon ausgehen?* - schreibt er zum Beispiel folgendes:

- Alle Dinge, deren Existenz wir annehmen, beruhen auf einer materiellen oder immateriellen, aber EINFACHEN Substanz. Nur die Sprache ['langue'] (allgemeiner das ZEICHEN) findet sich in der eigenartigen Position, auf einer Kombination zu beruhen, es sei denn, man verzichte darauf zu sagen, es existiere.

☞ Beispiel: eine rot-blaue Flagge, die gehisst wurde, um ein bestimmtes Ding anzuzeigen. Ich kann, so fest ich will, verneinen, dass dies als Zeichen "existiert", und es wird nur ein rot-blaues Tuch/ein Gedanke sein. Aber wenn ich anfangs, wie es gänzlich unmöglich ist, es nicht zu tun, von seiner Existenz zu sprechen, wird es Tausende von []

☞ Das ist die Position, in der man sich, bevor man es noch ahnt, mit dem Wort, der Sprache ['langue'] vorfindet. Es steht einem frei, zu sagen, dass die Sprache ['langue'] nicht existiert, das heisst, dass es nur A, Artikulationen und B, Gedanken gibt, aber man soll dann nicht zum Beispiel vom "Wort" *Pferd* sprechen oder [] indem man sich vorstellt, dass *Pferd* aus der Artikulation von *pfe:rt* besteht. <☞> Sobald man vom Wort *Pferd* spricht, ist man am selben Punkt wie derjenige, der annimmt, dass

blaue Flagge + entspr. Gedanke

└──────────────────────────┘
ein Ganzes ausmacht,
welches "das Zeichen" ist

Ist es richtig, ist es philosophisch wahr, hier eine Einheit zu sehen? Ich habe keine Ahnung, - []

¹ Cf. CLG/E (I), S. 63, N 10, Nr. 407.

² Cf. CLG/E (II), S.29, N 12, Nr. 3299.

Aber eher wissen wir: Ja, vorausgesetzt, dass anstatt der blauen Flagge auf dem Hügel + []¹

Zunächst sieht es so aus, wie wenn an der Existenz der Sprache zu zweifeln wäre, weil sie nicht 'auf einer einfachen Substanz beruht'. Aber bei genauerem Hinsehen wird klar, dass es gerade diese Einsicht ist, die es der Sprachwissenschaft erst erlaubt, ihren Gegenstand zu fassen: Was 'die Sprache (allgemeiner das Zeichen)' ausmacht, ist nicht die 'Substanz' der 'Artikulationen', noch jene der 'Gedanken', sondern deren 'Kombination'. Genau insofern als die Sprache auf einer 'Kombination'² – oder, wie Saussure in anderem Zusammenhang schreibt, auf einer «Entsprechung»³ – und nicht auf 'einfachen Substanzen' beruht, ist sie aber mit anderen Zeichen vergleichbar, mit 'einer Flagge, die gehisst wurde, um ein bestimmtes Ding anzuzeigen', oder, wie es im *Cours* allgemeiner heisst, mit 'der Schrift, dem Taubstummenalphabet, symbolischen Riten, Höflichkeitsformen, militärischen Signalen usw. usw.'

Ist aber mit dieser Feststellung der Gegenstand der Sprachwissenschaft hinreichend bestimmt? Wenn dies der Fall wäre, könnte die Linguistik problemlos als Teilgebiet oder als Unterabteilung einer «allgemeinen Theorie der Zeichen» betrachtet werden. Und ganz so sieht es aus, wenn man etwa den ersten der beiden folgenden Abschnitte aus dem Entwurf des Gedenkartikels für Whitney liest. Doch mit dem, was Saussure im zweiten Abschnitt ins Spiel bringt, schlägt die Bewegung, die von der Sprache zum Zeichen führt, unvermittelt in die entgegengesetzte Richtung um:

1. <Die Sprache ['langage'] ist nichts mehr als ein> *besonderer Fall* der Theorie der Zeichen. <Aber genau, allein durch diese> Tatsache, ist sie bereits in der absoluten Unmöglichkeit, etwas Einfaches zu sein (noch etwas in seiner Seinsweise für unseren Geist direkt Fassbares), wo doch in einer allgemeinen Theorie der Zeichen, der besondere Fall der lautlichen Zeichen zudem <nicht der tausend Mal> *komplexeste* von allen bekannten besonderen Fällen <wäre>, wie die *Schrift*, die *Chiffrierung*, etc.

2. Es wird die <kapitale> Wirkung der Erforschung der Sprache ['langage'] auf die Theorie der Zeichen sein, <es wird> der <für immer> neue Horizont sein, den sie eröffnet haben wird, dass sie ihr *eine ganz neue Seite des Zeichens* gezeigt <und enthüllt> hat, nämlich dass dieses erst wirklich gekannt zu werden beginnt, wenn man gesehen hat, dass es ein Ding ist, das nicht nur übermittelbar ['transmissible'] ist, sondern das von seiner Natur her *bestimmt ist, übermittelt/weitergegeben* ['transmis'] zu werden, 2. Modifikation []. Nur, für denjenigen, der die Theorie der Sprache ['langage'] machen will, ist das die hundertfache Komplikation []⁴

¹ Cf. BPUG, Ms. fr. 3952.4 b, S. 4-5, Erstabdruck einer Abschrift des französischen Originaltextes in Prodocimi 1983, S.69-71.

² Der Begriff «combinaison», den H. Lommel mit «Verbindung» übersetzt hat, taucht im *Cours* wiederholt auf. Vgl. etwa GRF, S. 78; CLG/D, S. 99; CLG/E (I), S. 150, Nr. 1111 ff. oder CLG/E (I), S. 264, D 278, Nr. 1900.

³ Die Passage, die sich in einer Notiz findet, die vermutlich zur Vorbereitung einer Vorlesung über die Theorie der Silben aus dem Jahre 1897 diente, lautet wie folgt:

"[...] <es ist höchst> illusorisch, anzunehmen, dass <man> in der Sprachwissenschaft eine erste Ordnung: LAUTE, und eine zweite Ordnung: BEDEUTUNGEN <erkennen könne>, aus dem einfachen Grund, dass die sprachliche/linguistische Tatsache <grundlegend> unfähig ist, sich aus einem einzigen dieser Dinge zusammensetzen, und vielmehr, um existieren zu können, EINE <ENTSPRECHUNG>, aber in keinem Augenblick eine SUBSTANZ, NOCH ZWEI Substanzen verlangt [...]"

(Cf. CLG/E (II), S. 30, N 14a, Nr. 3303).

⁴ Cf. CLG/E (I), S. 169, N 10, Nr. 1267.

Unter Punkt eins wird zunächst nochmals das besondere erkenntnistheoretische Problem benannt, mit dem es eine Wissenschaft zu tun hat, die ihren Gegenstand als Zeichen begreift: Als 'besonderer Fall der Theorie der Zeichen' kann die Sprache nichts 'Einfaches', nichts 'für unseren Geist direkt Fassbares' sein – keine 'Substanz' –, doch in *dieser* Hinsicht sind die 'lautlichen Zeichen' nicht einmal der 'komplexeste von allen bekannten besonderern Fällen'. Wie Saussure unter Punkt zwei erläutert, ist es etwas anderes, wodurch die 'Erforschung der Sprache' der 'Theorie der Zeichen' einen 'für immer neuen Horizont eröffnet': die Erkenntnis nämlich, dass das '*Zeichen erst wirklich gekannt zu werden beginnt, wenn man gesehen hat, dass es ein Ding ist, das von seiner Natur her bestimmt ist, übermittelt – bzw. weitergegeben – zu werden*'.

Dass es hier um eine 'ganz neue Seite des Zeichens' geht, leuchtet insofern ein, als in den bisherigen Überlegungen zum Zeichen von der 'Kombination' bzw. der 'Entsprechung' von 'Artikulationen' und 'Gedanken' die Rede war, aber keineswegs davon, dass das 'Zeichen von seiner Natur her bestimmt sei, weitergegeben zu werden'. Diese Feststellung trifft insbesondere auch auf das zu, was man im *Cours* über den Begriff des Zeichens erfährt. Denn obwohl Saussure in seinen Notizen wiederholt und ausdrücklich betont hat, dass der Begriff «*transmission*» eine für das Zeichen (und dessen Theorie) konstitutive Dimension benennt¹, erscheint dieser Begriff nirgends in den einschlägigen Passagen des Textes, den Bally und Sechehaye 1916 veröffentlicht haben². Wie wir im folgenden zeigen wollen, erlaubt aber gerade die Feststellung, das Zeichen sei 'von seiner Natur her bestimmt, übermittelt zu werden', zu sehen, dass Saussures Konzeption des Zeichens von spezifisch linguistischen Problemen ausgeht und von diesen geprägt ist.

Was genau versucht also Saussure unter dem Begriff «*transmission*» zu denken? Kommen wir, um diese Frage zu beantworten, zunächst kurz auf Saussures Notizen zu den germanischen Legenden zurück, denn hier sind wir ja bereits einmal auf den Begriff «*transmission*» gestossen – welchen wir mit '*Weitergabe*' übersetzt haben.

***Ein Gegenstand,
der nie zweimal 'der gleiche' ist***

Ausgehend von der Feststellung, dass die Vielzahl der verschiedenen Versionen einer Legende daher rührt, dass diese in einer mündlichen Überlieferung während

¹ Vgl. etwa CLG/E (II), S. 28, N 12, Nr. 3299 oder CLG/E (II), S. 47, N 24a, Nr. 3342. Die betreffenden Passagen werden in diesem Kapitel noch im Wortlaut zitiert.

² Bezeichnenderweise ist der Begriff «*transmission*» weder im Index zur Ausgabe von T. De Mauro (CLG/D), noch in jenem der deutschen Ausgabe des *Cours* aufgeführt. Und selbst in R. Englers ausgezeichnetem *Lexique de la terminologie saussurienne* findet sich weder ein Eintrag zu «*transmission*» noch spielt dieser Begriff in den dort aufgeführten Definitionen des Zeichens eine Rolle. Vgl. LTS, S. 45/46.

Jahrhunderten von Erzähler zu Erzähler weitergegeben wurden und sich dabei verändert haben mussten, kam Saussure zum Schluss, dass der Prozess der Weitergabe nicht als etwas verstanden werden kann, was den Legenden äusserlich ist. Auf den Begriff gebracht ist diese Einsicht in der Formulierung, dass Legenden aus 'Symbolen' bestehen, die 'nur existieren, weil sie in die Zirkulation geworfen sind'. Dass diese Überlegung auch zur Erklärung der 'unaufhaltsamen Bewegung der Sprache in der Zeit' herangezogen werden kann, haben wir im vorangehenden Kapitel bereits aufgezeigt. Wenn aber einerseits das Prinzip der notwendigen Zirkulation mit seiner verändernden Dynamik für die Sprache von grundlegender Bedeutung ist, andererseits die Sprache 'nichts mehr als ein besonderer Fall der Theorie der Zeichen ist', stellt sich umgekehrt die Frage, wie das Prinzip der notwendigen Zirkulation mit dem Begriff des Zeichens zusammenzudenken ist.

Diese Frage ist für das Verständnis von Saussures Denken zentral, und sie hat ihn wiederholt beschäftigt – wenn auch oft in einer auf den ersten Blick vielleicht nicht ohne weiteres ersichtlichen Form. So zum Beispiel in einer Notiz, die zu den 1894 entstandenen Entwürfen für ein Buch über allgemeine Sprachwissenschaft gezählt wird:

Betrachten wir zum Beispiel die stimmliche Lautfolge *alka*, die nach einer gewissen Zeit, indem sie von Mund zu Mund geht, *ôk* geworden ist, und stellen wir fest, dass, <um zu vereinfachen,> wir uns absolut enthalten, den Bedeutungswert von *alka* oder *ôk* in Betracht zu ziehen, obwohl es ohne diesen nicht einmal den Anfang einer sprachlichen/linguistischen Tatsache im eigentlichen Sinn gäbe. Also, *alka* wird mittels des Faktors ZEIT *ôk*. Im Grunde genommen, wo ist das BAND zwischen *alka* und *ôk*? Wenn wir auf dieses Geleise kommen, und es ist unweigerlich notwendig darauf zu kommen, werden wir bald sehen, dass man sich fragen müsste, wo das BAND zwischen *alka* und *alka* <selbst> ist, und in diesem Moment würden wir verstehen, dass es nirgends <als primäre Tatsache> ein Ding gibt, das *alka* wäre [...]¹

Die Laute einer Sprache verändern sich also, indem sie 'von Mund zu Mund gehen'. Doch wenn man die Veränderung der Lautfolgen – wie es Saussure hier, 'um zu vereinfachen', vorschlägt – losgelöst von ihrem 'Bedeutungswert' beschreiben will, stellt sich das Problem, dass gar nicht zu begründen ist, weshalb man etwa die 'Lautfolge' *alka* ausgerechnet mit *ôk* vergleicht. Nur als lautliche Substanz betrachtet, ist *alka* ebensogut wie mit *ôk* zum Beispiel auch mit **olk* vergleichbar. Man beschreibt dann aber keine 'sprachlichen Grössen im eigentlichen Sinn', sondern irgendwelche 'stimmliche Lautfolgen'. Wenn man *alka* gerade mit *ôk* vergleicht, bezieht man sich – ob ausgesprochen oder nicht – auf die Tatsache, dass diese zwei Lautfolgen einen (vergleichbaren) 'Bedeutungswert' haben. Das 'Band zwischen *alka* und *ôk*' wird somit dadurch fassbar, dass man die 'stimmlichen Lautfolgen' von ihrer Zeichenfunktion her begreift. Dies gilt aber ebenso für das 'Band zwischen *alka* und *alka* selbst'. Wenn ich zwei- oder mehrmals hintereinander dasselbe Wort *alka* ausspreche, produziere ich mehrere Lautfolgen, die sich, was ihre konkrete Materialität anbelangt, voneinander unterscheiden. Nur wenn ich davon ausgehe, dass sie einen vergleichbaren 'Bedeutungswert' haben, sind die materiell voneinander gesonderten Lautfolgen als Realisierungsformen bzw. als Versionen ein und desselben Zeichens interpretierbar.

¹ Cf. CLG/E (I), S. 26, N 9.2, Nr. 131.

Doch hinter dieser Einsicht verbirgt sich ein Problem: Genau genommen kann man gar nicht von einem 'Band zwischen *alka* und *alka selbst*' sprechen, sondern nur von einem Band zwischen verschiedenen Realisierungsformen von *alka*, von einem Band zwischen *alka* und *alka* und *alka*¹. Keine der Lautfolgen *alka*, die ich ausspreche oder höre, ist eher als eine andere '*alka selbst*'. 'Nirgends gibt es als primäre Tatsache ein Ding, das *alka* wäre'. Ein unveränderliches, in sich selbst ruhendes «Original *alka*» existiert nicht und insofern kann es auch keine Kopien dieses «Originals» geben, sondern nur unzählige, materiell sich unterscheidende und voneinander gesonderte Versionen von *alka*. Oder anders formuliert: '*Alka selbst*' existiert nur in den Reihen seiner Versionen, existiert, indem es 'von Mund zu Mund geht', indem es, gemäss einer anderen Formulierung Saussures, "im Zeitraum von 24 Stunden tausende von Malen neu ediert wird"² – aber gerade deshalb verändert es sich, gerade dadurch wird *alka* im Laufe der Zeit zu *ôk*.

Damit ist aber nicht nur ein sprachhistorisches Problem benannt, sondern zugleich auch ein zeichentheoretisches. Denn wenn, wie es Saussure eingangs seiner Notizen für den Whitney Gedenkartikel schreibt, "der Gegenstand, der als Zeichen dient, nie zweimal 'der gleiche' ist"³, bedeutet dies, dass Zeichen '*selbst*' nie als mit einem bestimmten Gegenstand materiell zusammenfallende bzw. als in einem Gegenstand ruhende Grössen gedacht werden können. Vielmehr existiert ein Zeichen '*selbst*' nur in den Reihen seiner Versionen, existiert nur, indem verschiedene Gegenstände, die als Zeichen dienen, weitergegeben werden. Zeichen sind also – wie die Symbole der Legenden – nicht an sich gegeben, um dann zusätzlich auch noch weitergegeben zu werden, sondern sie existieren, weil sie zirkulieren. Das heisst aber, dass der Prozess der Weitergabe nicht als etwas gedacht werden kann, was dem Zeichen äusserlich ist. Zeichen sind – jetzt können wir Saussures Formulierung nachvollziehen – vielmehr 'Dinge, die von ihrer Natur her dazu bestimmt sind, weitergegeben zu werden'. Und weil Zeichen grundlegend dazu bestimmt sind, weitergegeben zu werden, weil 'der Gegenstand, der als Zeichen dient, nie zweimal 'der gleiche' ist', können Zeichen nicht als ein für allemal gegebene, unveränderliche Grössen gedacht werden⁴. —

¹ Dégallier hat in diesem Zusammenhang folgendes notiert:

"So das Wort *guerre*: Ich kann es in einem kurzen Moment an die zwanzigmal aus dem Munde eines Redners kommen hören. Ich sehe in diesem <wiederholten> Wort eine Identität. Aber jedesmal, wenn das Wort ausgesprochen wird, handelt es sich um <gesonderte> Akte."

(Cf. CLG/E (I), S. 244, D 195, Nr. 1764); vgl. dazu auch GRF, S. 128 f. bzw. CLG/D, S. 150 f. sowie N 23.4 in CLG/E (I), S. 243 ff.

² Cf. CLG/E (II), S. 21, N 9.3, Nr. 3296.

³ Cf. CLG/E (II), S. 21, N 10, Nr. 3297. Im Entwurf für den Whitney Gedenkartikel fährt Saussure folgendermassen fort:

"Der Gegenstand, der als Zeichen dient, ist nie zweimal 'der gleiche': Vom ersten Moment an braucht es eine Untersuchung <oder eine anfängliche Vereinbarung>, um zu wissen, in wessen Name, <in welchen Grenzen> wir das Recht haben, ihn den gleichen zu nennen; hier ist der grundlegende Unterschied zu irgendeinem anderen Gegenstand, und die erste ganz einfache Quelle. – Zum Beispiel, der Tisch, den ich vor mir habe, ist materiell der gleiche heute und morgen, und der Buchstabe *b*, den ich schreibe, ist ebenso materiell wie der Tisch, aber er ist nicht []"

⁴ Ein vergleichbarer Gedanke kommt in Saussures Kritik 'der Phonologen' zum Ausdruck:

"Man muss die Einheit des Phonems definieren, und wenn man diese Einheit definiert haben wird, wird man sehen, dass es zwischen der Einheit in der Kette und ausserhalb der Kette keinen Unterschied gibt. Man wird aufhören, sich vorzustellen, dass die Phoneme einerseits im Himmel schweben und dass sie andererseits manchmal in die gesprochene Kette ['chaîne parlée'] fallen. Das

Inzwischen ist also einsehbar geworden, woher die Gegenläufigkeit der Bewegungen rührt, die Saussures Denken zu kreisen lassen scheinen: Die Sprachwissenschaft ist auf den Begriff des Zeichens angewiesen, um ihren Gegenstand fassen zu können, aber zugleich wird in der 'Erforschung der Sprache' eine Dimension der Zeichenproblematik sichtbar, von der in der herkömmlichen 'Theorie der Zeichen' nicht die Rede ist. Zeichen können nicht einfach als 'Kombinationen' von 'Artikulationen' und 'Gedanken' betrachtet werden, sondern müssen als 'Kombinationen' gedacht werden, die nur in einem Prozess der Weitergabe existieren, dessen verändernder Dynamik sie unentrinnbar ausgesetzt sind. Saussure hat in diesem Zusammenhang von einem 'zweiten Leben des Zeichens'¹, von einem 'Wirbel der Zeichen'² gesprochen, – und diesen 'Wirbel' als eine für die Konzeption des Zeichens konstitutive Dimension zu denken ist die Aufgabe, die sich ihm mit seinem Projekt der Semiologie gestellt hat³.

Dass hier der entscheidende Punkt liegt, an dem sich Saussures *Semiologie* von der traditionellen – vor allem in der Philosophie entwickelten – 'Theorie der Zeichen' (von der philosophischen *Semiotik*⁴) unterscheidet, ist aus einer Notiz ablesbar, die aus

grösste Unrecht der Phonologen, das ich angreife, ist nicht, dass sie sich vorgestellt haben, dass die Phoneme, indem sie "in die Kette eintreten" einer bestimmten Ordnung unterworfen werden, obwohl diese Vorstellung schon ausserordentlich ist, sondern vielmehr, dass sie die Vorstellung akzeptiert haben, dass irgendein anderer Zustand der Phoneme existiere als derjenige, den sie in der Kette haben, und dass sie die Vorstellung verbreitet haben, dass B oder Z oder L Einheiten darstellen, ja "unmittelbar gegebene Einheiten", ohne je zu zeigen zu versuchen, was einer solchen Aussage entspricht."

(Cf. CLG/E (I), S. 132, N Phonologie, Nr. 945).

¹ Hier die Formulierung in ihrem Kontext:

"Was es Besonderes gibt im *konventionellen* Zeichen, das ist, dass die Disziplinen, die sich bisher damit zu befassen hatten, <nicht> geahnt haben, dass dieses Zeichen (2.) *übermittelbar* ['transmissible'] war, und von daher mit einem zweiten Leben versehen war, von dem man gut sagen kann, dass diese Disziplinen (wie das Publikum im allgemeinen) keine Art von Begriff davon haben, [...]"

(Cf. CLG/E (II), S. 28, N 12, Nr. 3299).

² Und zwar in einer der *Notes item*:

"*Item.* <Kein> moderner oder alter Psychologe hat, wenn er auf die Sprache ['langue'] anspielt, oder wenn er sie als *wesentliches* Vehikel des Denkens betrachtet, auch nur einen Moment lang irgendeine Vorstellung ihrer Gesetze gehabt. Alle ohne Ausnahme stellen sich die Sprache ['langue'] als eine *fixe* Form vor, und alle, auch ohne Ausnahme, als eine *konventionelle* Form. Sie bewegen sich, sehr natürlich, in dem, was ich die horizontale Tranche der Sprache ['langue'] nenne, aber ohne die geringste Vorstellung, des sozio<historischen> Phänomens, das *unmittelbar* den Wirbel der Zeichen in der vertikalen Kolonne nach sich zieht und das es dann verbietet, daraus eine *fixe* Sprache ['langage'] oder eine *konventionelle* Sprache ['langage'] zu machen, da es das Resultat der unaufhörlichen sozialen Wirkung ist, das sich ausserhalb jeder Wahl aufdrängt. – Jedenfalls kann der Anfang eines Verständnisses von Seiten der Psychologen einzig vom Studium der lautlichen Umwandlungen ['transformations phonétiques'] her kommen." (Cf. CLG/E (II), S. 35, N 15, Nr. 3309).

³ Vgl. dazu Fehr 1992a, S. 73-82.

⁴ Im Gegensatz etwa zu den Linguisten R. Jakobson oder L. Hjelmslev, die beide, wenn auch aus ganz unterschiedlichen Gründen, von «Semiotik» sprechen, taucht diese traditionelle Bezeichnung der 'Theorie der Zeichen' in Saussures Schriften nirgends auf. Siehe zu Jakobson: "Die Linguistik und ihr Verhältnis zu anderen Wissenschaften", in R. Jakobson: *Aufsätze zur Linguistik und Poetik*, hrsg. v. W. Raible, Frankfurt 1979, S. 150-224, insbesondere S. 170-187, oder: "Ein Blick auf die Entwicklung der Semiotik", in R. Jakobson: *Semiotik. Ausgewählte Texte 1919-1982*, hrsg. v. E. Holenstein, Frankfurt 1988, S. 108-135; zu Hjelmslev: *Prolégomènes à une théorie du langage*, Paris 1968-71; vgl. aber auch E. Benveniste: "Sémiologie de la langue", in ders.: *Problèmes de linguistique générale II*, Paris 1974, S. 43-66.

einer späten Schaffensphase Saussures stammt und die uns zum Ausgangspunkt dieses Kapitels zurückführt, nämlich zu Saussures Versuch, mittels der Semiologie der 'Linguistik einen Platz unter den Wissenschaften zuzuweisen':

Man hat diskutiert, um zu wissen, ob die Linguistik zur Ordnung der Naturwissenschaften oder zu jener der historischen Wissenschaften gehört. Sie gehört zu keiner der beiden, sondern zu einem Abteil der Wissenschaften, <das, wenn es nicht existiert, existieren sollte unter dem> Namen *Semiologie*, das heisst Wissenschaft der Zeichen oder Untersuchung [*'étude'*] dessen, was sich ereignet, wenn der Mensch versucht, sein Denken mittels einer notwendigen Konvention zu bedeuten. <Unter allen semiologischen Systemen> ist das semiologische System 'Sprache' [*'langue'*] das einzige (mit der Schrift, <von der wir zu gegebener Zeit sprechen werden,>) das <sich dieser Prüfung zu stellen> hatte, sich der *Zeit* gegenüber zu finden, das nicht einfach von Nachbar zu Nachbar <gegründet> ist, durch gegenseitiges Einverständnis, sondern auch von Vater zu Sohn durch eine bindende Tradition und *gemäss dem Zufall dessen, was in dieser Tradition eintrifft*, was ausserhalb davon nicht erprobt, <weder bekannt noch beschrieben ist>. ~~Wenn man will, ist die Linguistik also eine psychologische Wissenschaft, insofern sie semiologisch ist, aber die Psychologen haben die ZEIT nie in ihre Semiologie eingreifen lassen.~~ Diese Tatsache, welche die erste ist, die das Interesse des Philosophen hervorrufen könnte, wurde von den Philosophen ignoriert; keiner von ihnen lehrt, was in der Weitergabe [*'transmission'*] einer Semiologie passiert. Und die <gleiche> Tatsache fesselt demgegenüber derart die Aufmerksamkeit der Linguisten, <dass diese deshalb glauben>, ihre Wissenschaft sei eine historische oder eminent *historische*, wo sie doch nichts anderes als eine *semiologische* ist: von daher zum vornherein vollständig in der Psychologie enthalten, unter der Bedingung, dass diese ihrerseits sieht, dass sie in der Sprache [*'langue'*] einen Gegenstand hat, der sich in der Zeit ausdehnt, und der sie zwingt, vollständig aus ihren Spekulationen über das momentane Zeichen und die momentane Vorstellung herauszukommen.¹

Was Saussure interessiert, sind nicht 'Spekulationen über das momentane Zeichen' – ein Zeichen, das sozusagen ausserhalb der Zeit bzw. ein für allemal feststehen würde –, sondern das sich verändernde Zeichen, das sichtbar wird, wenn man die Sprache als einen Gegenstand betrachtet, der 'sich in der Zeit ausdehnt', der "seit dem ersten Tag, seit dem eine menschliche Gesellschaft gesprochen hat"² von Generation zu Generation weitergegeben wird. Aber dieses Interesse für die Dimension der Zeit ist nicht primär ein historisches. Wenn er das Zeichen in der Zeit betrachtet, so deshalb, weil hier die grundlegende Rolle sichtbar wird, welche der Prozess der Weitergabe für die Konstitution der Zeichen spielt. Beides, das Problem der Ausdehnung der Sprachen in der Zeit wie auch die damit verbundene Frage nach der zeichentheoretischen Bedeutung, die dem Prozess der Weitergabe zukommt, ist gemäss Saussure in den 'Spekulationen' der 'Philosophen' und 'Psychologen' nicht berücksichtigt.³

Ein anderes ist die Frage, wie Saussure auf den Namen *Semiologie* gestossen ist. Ohne diese unseres Wissens nach wie vor ungeklärte Frage damit beantworten zu wollen, sei auf folgendes hingewiesen: Zur Zeit Saussures war im Französischen die Bezeichnung «*sémiologie médicale*» noch synonym mit «*sympptomatologie*» gebräuchlich.

¹ Cf. CLG/E (II), S. 47, N 24a, Nr. 3342.1.

² Cf. CLG/E (II), S. 10, N 1.3, Nr. 3285.

³ Nur am Rande sei noch eine Passage aus Saussures Anagramm-Studien zitiert, in der ebenfalls und in interessanter Weise vom Prozess der Weitergabe der Sprache die Rede ist:

"Aber das Resultat ist auch wegen seiner indoeuropäischen Bedeutung verwirrend. Es geht hier tatsächlich nicht mehr um etwas, was unbewusst weitergegeben wird [*'transmis'*] wie die Sprache [*'langue'*], oder, im Vers selbst, der Rhythmus und die äussere Form; sondern notwendigerweise

Somit ist klar, was es als nächstes zu untersuchen gilt: Wir müssen der Frage nachgehen, wie sich die 'Theorie der Zeichen' verändert, wenn man – mit Saussure – vom Prozess der Weitergabe der Sprachen ausgeht. Oder genauer noch: Wir müssen aufzeigen, wie eine Konzeption des Zeichens auszusehen hat, die der Einsicht gerecht wird, dass sich Zeichen dadurch, dass sie weitergegeben werden – weil sie 'von ihrer Natur her dazu bestimmt sind, weitergegeben zu werden', weil sie nur existieren, indem sie zirkulieren – unmerklich vielleicht, aber unablässig und unausweichlich verändern.

um ein Geheimnis von Kavis oder Vātēs, welches es erfordert, eine Formel zu lernen, die dann von Meister zu Schüler während tausenden von Jahren weitergegeben wird." (Cf. A. Prosdocimi & A. Marinetti: "Saussure e il saturnio", in: CFS 44, [1990], 1991, S. 43/44.).

VIII. EINE GANZ NEUE SEITE DES ZEICHENS

Ansatzweise, in Rand- und Zwischenbemerkungen zu anderen Themen eingeflochten, ist in Saussures Texten von der *transmission* – der Weitergabe oder Übermittlung der Sprachen als einer für die 'Theorie der Zeichen' konstitutiven Dimension da und dort einmal die Rede. In Saussures Manuskripten, von den Notizen zur Genfer Antrittsvorlesung bis zu jenen, die zur Vorbereitung der letzten Vorlesung über allgemeine Sprachwissenschaft dienten, finden sich Sätze, Formulierungen, Gedanken, in welchen die zeichentheoretischen Implikationen und Konsequenzen durchschimmern, welche der Prozess der Weitergabe der Sprachen mit sich bringt. Von diesen über Saussures Werk verstreuten Textstellen hebt sich eine längere Passage ab, in welcher der fragliche Bezug zwischen Zeichentheorie und Sprachwissenschaft ausdrücklich benannt und beschrieben wird. Diese Passage steht in einem um 1894 entstandenen Entwurf Saussures zum geplanten Buch über allgemeine Sprachwissenschaft. Ausführlicher als in den im letzten Kapitel zitierten Textstellen setzt sich Saussure hier zunächst mit der von 'den Philosophen' entwickelten 'Theorie der Zeichen' auseinander und erläutert dann, wie sich die Konzeption des Zeichens verändert, wenn man von den konkret existierenden Sprachen ausgeht, die – was er bereits in seiner Antrittsvorlesung bemerkte – "zu zwei verschiedenen Zeitpunkten genommen, nicht mit sich selbst identisch"¹ sind, "die fortwährend im Übergang sind vom <Zustand> des Vortags zu jenem des folgenden Tags"² und in denen es folglich "niemals ständige, sondern nur vorübergehende und in der Zeit begrenzte Merkmale"³ geben kann.

Wir zitieren die Passage aus Saussures Entwurf in ihrer ganzen Länge, weil hier auf exemplarische Art und Weise sichtbar wird, wie sich in Saussures Denken sprachwissenschaftliche und zeichentheoretische Überlegungen aneinanderfügen und sich dabei gegenseitig kommentieren:

Im Kapitel *Semiologie*: <Die Mehrzahl der Konzeptionen, die sich die> Philosophen <machen, oder wenigstens, die sie anbieten>, lassen einen an unseren Urvater Adam denken, der die <verschiedenen> Tiere zu sich ruft und ihnen jedem seinen Namen gibt.⁴

Drei Dinge sind unveränderlich abwesend, in dem, was ein Philosoph für die Gegebenheit der Sprache ['langage'] hält:

1. <Zunächst diese Wahrheit, auf der wir gar nicht erst insistieren,> dass der Grund der Sprache ['langage'] <nicht> von Namen gebildet wird. Es ist ein Zufall, wenn das Zeichen einem Objekt entspricht, das definiert ist für die Sinne wie *ein Pferd, das Feuer, die Sonne*, <statt einer Vorstellung wie ἔθθηκε "er setzte">. Was

¹ Cf. CLG/E (II), S. 6, N 1.1, Nr. 3283.

² Cf. CLG/E (II), S. 11, N 1.3, Nr. 3285.

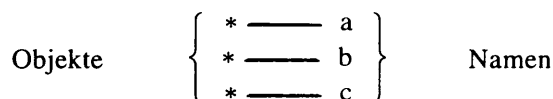
³ Ibid.

⁴ Cf. CLG/E (I), S. 147, N 12, Nr. 1086.

auch immer die Wichtigkeit dieses Falles ist, es gibt keinen <offensichtlichen> Grund, ganz im Gegenteil, ihn als Typus der Sprache ['langage'] zu nehmen. Ohne Zweifel ist dies, <man kann es so betrachten,> in gewisser Weise nur ein fehlerhaftes Beispiel.

Aber es gibt hier, implizit, eine Tendenz, die wir weder <verkennen, noch> durchgehen lassen können, über das, was die Sprache ['langage'] <definitiv> wäre: nämlich eine Nomenklatur von Objekten. <Von vorgängig gegebenen Objekten.>

~~Zuerst~~ das Objekt, dann das Zeichen; ~~ausserhalb des Zeichens und als erste unentbehrliche Basis des Zeichens ein durch die Sinne gegebenes Objekt, das eine andere Verbindung schafft als all jene, die wir bis jetzt gesehen haben~~ also (was wir immer verneinen werden), äusserlich gegebene Basis des Zeichens, und Figuration der Sprache ['langage'] durch diese Beziehung:



während doch die wahre Figuration : a – b – c ist, <ausserhalb jeder Kenntnis einer tatsächlichen Beziehung wie * — a, die auf ein Objekt gegründet ist>.

Wenn ein Objekt, wo es auch sei, der Endpunkt sein könnte, auf den ein Zeichen fixiert ist, würde die Linguistik augenblicklich aufhören, das zu sein, was sie ist, <von der Spitze> bis <zur Basis>; überdies, der menschliche Geist, im selben Moment, <wie es ausgehend von dieser Diskussion offensichtlich ist>. Aber das hier, wir haben es gesagt, ist nur der Nebeneinwand ['reproche incident'], den wir gegenüber der traditionellen Art und Weise vorbringen, die Sprache ['langage'] aufzufassen, wenn man sie philosophisch behandeln will. – Es ist <gewiss> unglücklich, dass man damit beginnt, <diese Gegebenheit> der *bezeichneten Objekte*, die darin überhaupt nichts zu suchen haben, als ein wesentliches Element einzuführen. Allerdings ist das hier nichts mehr als die Tatsache eines schlecht gewählten Beispiels, und indem man an den Platz von ἦλιος, *ignis* oder *Pferd* etwas anderes stellt wie [], erhebt man sich über diese Versuchung¹, die Sprache ['langage'] auf etwas Äusseres zurückzuführen.

Viel schwerwiegender ist der zweite Fehler, den die Philosophen allgemein machen, und der darin besteht, sich vorzustellen:

2. Dass, wenn einmal ein Objekt durch einen Namen bezeichnet ist, dies dann ein Ganzes ist, das sich übertragen ['se transmettre'] wird, ohne dass andere Phänomene voraussehen wären! Wenigstens, wenn sich eine Veränderung ereignet, <muss> man sie nur auf der Seite des Namens <befürchten>, und man unterstellt, dass *fraxinus* zu *frêne* wird. Dennoch auch auf der Seite der Vorstellung: []. Das genügt schon, um über die Heirat einer Vorstellung mit einem Namen nachdenken zu lassen, wenn dieser unvorhergesehene Faktor, der in der philosophischen Kombination absolut ignoriert ist, DIE ZEIT sich einmischt. Aber es gäbe hier noch nichts Erstaunliches, nichts Charakteristisches, nichts der Sprache ['langage'] speziell Eigenes, wenn es nur diese beiden Arten von Veränderung gäbe, und diese erste Art von Auflösung ['dissociation'], durch welche die Vorstellung das Zeichen verlässt, spontan, ob sich dieses nun verändert oder nicht. Bis jetzt bleiben <die> beiden <Dinge> noch zwei getrennte Entitäten, wenigstens für ein [].²

Was charakteristisch ist, das sind die unzähligen Fälle, in denen <es> die Veränderung des Zeichens <ist>, welche die Vorstellung selbst verändert und in denen man plötzlich sieht, dass es überhaupt keine Differenz gab, von Moment zu Moment, zwischen der Summe der unterschiedenen Vorstellungen und der Summe der unterscheidenden Zeichen.

Zwei Zeichen vermischen sich infolge einer phonetischen Veränderung:

Die Vorstellung wird in einem bestimmten Masse (bestimmt durch den Zusammenhang der anderen Elemente), verschwimmen ['se confondre'].

Ein Zeichen differenziert sich durch denselben blinden Vorgang; zwangsläufig wird sich ein Sinn an die so entstandene Differenz heften.

¹ Cf. CLG/E (I), S. 148, N 12, Nr. 1088-1091.

² Cf. CLG/E (I), S. 149, N 12, Nr. 1091.

Hier einige Beispiele, aber halten wir sogleich die vollständige Bedeutungslosigkeit eines Gesichtspunktes fest, der von der Beziehung der Vorstellung zu einem Zeichen ausserhalb der Zeit, ausserhalb der Weitergabe ['transmission'] ausgeht, die uns einzig, und experimentell, lehrt, was das Zeichen wert ist.¹

Die sprach- bzw. zeichentheoretischen Überlegungen der 'Philosophen' weisen also, laut Saussure, drei Mängel auf, deren Tragweite in der Reihenfolge, wie sie hier aufgezählt werden, zunimmt: 'Die Philosophen' verstehen – erstens – die Sprache als eine 'Nomenklatur'², das heisst sie betrachten die Objekte, auf welche die Zeichen verweisen, als eine gegenüber der Sprache vorrangige Ordnung; sie 'ignorieren' – zweitens – 'absolut' die Rolle, welche die Dimension der Zeit in der Sprache spielt, was sich daran zeigt, dass sie ein Objekt mit seinem zugehörigen Namen als 'ein Ganzes' betrachten, das 'sich übertragen wird, ohne dass andere Phänomene voraussehen wären'; ein solches 'anderes Phänomen', das 'die Philosophen' übersehen, stellen – drittens – die 'unzähligen Fälle' dar, in denen sich nicht nur die lautliche Seite des Zeichens verändert³, sondern 'die Vorstellung selbst', und zwar deshalb, weil sich offenbar 'zwangsläufig ein Sinn an die – lautlichen – Differenzen heftet', die dadurch entstehen, dass ein Wort von 'Mund zu Mund' geht. Diese Fehler begehen sie aber deshalb – und in dieser Feststellung gipfelt Saussures Kritik an den 'Philosophen' –, weil sie die Rolle nicht bedenken, welche der Prozess der Weitergabe der Sprachen bei der Konstituierung der Zeichen spielt. Gemäss Saussure ist es jedoch gerade die 'Weitergabe, die uns einzig und experimentell lehrt, was das Zeichen wert ist'.

Doch welches sind denn konkret die Erkenntnisse, die uns 'einzig und experimentell' der Prozess der Weitergabe der Sprachen lehrt? — Dass sich 'stimmliche Lautfolgen' in der Zeit verändern, dass sich, zum Beispiel, '*fraxinus*' im Laufe der Jahrhunderte zu '*frêne*' gewandelt hat, ist als rein sprachwissenschaftliche Beobachtung alles andere als neu oder originell. Wenn sich hingegen durch den Prozess der Weitergabe nicht nur die 'stimmlichen Lautfolgen' verändern, sondern in 'unzähligen Fällen' auch 'die Vorstellung selbst' – also das, worauf die Lautfolgen verweisen –, wird, ausgehend vom Phänomen des Sprachwandels, etwas sichtbar, was für die 'Theorie der Zeichen' weitreichende Konsequenzen hat: Sprachliche Zeichen können 'als erste unentbehrliche Basis nicht ein durch die Sinne gegebenes Objekt ausserhalb des Zeichens' haben, denn wenn dies der Fall wäre, würden sich die Zeichen durch den Prozess der Weitergabe nicht verändern, da dieser Prozess das 'Objekt ausserhalb des Zeichens' nicht tangiert. Was beim Sprechen weitergegeben wird, was 'von Mund zu Mund geht' und sich dabei verändert, sind ja nicht die 'Objekte ausserhalb des Zeichens',

¹ Cf. CLG/E (I), S. 273, N 12, Nr. 1950.

² Vgl. dazu auch CLG/E (I), S. 147, N 23.3.

³ Es ist schon verschiedentlich, auch von Saussure selbst, darauf hingewiesen worden, dass seine Terminologie hier schwankend bzw. der allgemeine Sprachgebrauch unpräzise ist: Stellen, in denen er «Zeichen» und «lautliche Seite des Zeichens» synonym verwendet, stehen andere gegenüber, in denen er auf eine genaue begriffliche Unterscheidung der beiden Grössen Gewicht legt. Vgl. dazu: LTS, S. 45 oder S. Bouquet: "La sémiologie linguistique de Saussure: une théorie paradoxale de la référence?", in: *Langages* 107, Paris 1992, S. 87 ff. Vgl. dazu auch Saussures *Notes item*, in denen er mit Neologismen wie *sème*, *parasème*, *aposème*, *inertôme*, *sôme*, *contre-sôme*, *anti-sôme*, *parasôme* dieses nicht nur terminologische Problem zu lösen versucht (CLG/E (II), S. 35 ff., N 15).

sondern eben Zeichen oder, genauer noch, 'stimmliche Lautfolgen'. Damit die Veränderungen des Zeichens, die sich im Prozess der Weitergabe einstellen, gedacht werden können, muss also das Zeichen von 'vorgängig gegebenen Objekten', die von diesem Prozess nicht berührt werden, gelöst werden.

Die zeichentheoretische Bedeutung der Veränderung der Sprachen in der Zeit liegt, mit anderen Worten, darin, dass sie den Blick von der Beziehung zwischen Zeichen und Objekt – von der Beziehung '* — a', die in der philosophischen 'Theorie der Zeichen' im Vordergrund steht¹ – weglent und statt dessen auf die Beziehungen *zwischen den Zeichen* oder *von Zeichen zu Zeichen*, kurz, auf Beziehungen vom Typus 'a – b – c' aufmerksam macht.

Dass Saussure mit dem Hinweis, in der 'Erforschung der Sprache' werde eine 'ganz neue Seite des Zeichens' sichtbar, nichts anderes als die für die Sprache konstitutive Rolle der Beziehungen vom Typus 'a – b – c' angesprochen hat, das soll in diesem Kapitel Schritt für Schritt dargelegt werden. Doch eines gleich vorweg: Hier wird, wohlverstanden, nicht behauptet, dass die Beziehung zwischen Zeichen und Objekt theoretisch belanglos sei und, ebensowenig, dass sie im konkreten Sprachgebrauch keine Rolle spiele, aber diese Beziehung kann, laut Saussure, nicht als primär, nicht als 'erste unentbehrliche Basis des Zeichens' verstanden werden, wenn man der Tatsache Rechnung tragen will, dass sich Zeichen durch den Prozess der Weitergabe der Sprachen verändern. – Man kann es auch so sagen: Zeichen können zwar auf Objekte verweisen, aber damit sie auf Objekte verweisen können, müssen sie weitergegeben werden, denn sie existieren ja nur, weil sie 'in die Zirkulation geworfen sind'. Und zirkulieren – wiederum – können Zeichen nur, insofern sie nicht an die Objekte, auf die sie verweisen, gebunden sind. Dass Zeichen losgelöst von den Objekten, auf die sie verweisen, zirkulieren bzw. weitergegeben werden können, ist zweifellos eine wesentliche Leistung der Sprachen² – aber weil dem so ist, muss zwischen der Ordnung der Zeichen und jener

¹ Als exemplarisch für diese Tradition können die folgenden beiden Passagen aus G. Freges berühmtem Aufsatz "Über Sinn und Bedeutung" gelten:

"Von der Bedeutung und dem Sinne eines Zeichens ist die mit ihm verknüpfte Vorstellung zu unterscheiden. Wenn die Bedeutung eines Zeichens *ein sinnlich wahrnehmbarer Gegenstand* ist, so ist meine Vorstellung davon ein aus Erinnerungen von Sinneseindrücken, die ich gehabt habe, und von Tätigkeiten, inneren sowohl wie äusseren, die ich ausgeübt habe, entstandenens inneres Bild.

[...]

Die Bedeutung eines Eigennamens ist der Gegenstand selbst, den wir damit bezeichnen; die Vorstellung, welche wir dabei haben ist ganz subjektiv; dazwischen liegt der Sinn, der zwar nicht mehr subjektiv wie die Vorstellung, aber doch auch nicht der Gegenstand selbst ist. Folgendes Gleichnis ist vielleicht geeignet, diese Verhältnisse zu verdeutlichen. Jemand betrachtet den Mond durch ein Fernrohr. Ich vergleiche den Mond selbst mit der Bedeutung; er ist der Gegenstand der Beobachtung, die vermittelt wird durch das reelle Bild, welches vom Objektivglas im Innern des Fernrohrs entworfen wird, und durch das Netzhautbild des Betrachtenden."

(in: G. Frege, *Funktion, Begriff, Bedeutung*, Göttingen 1962, S. 43 und 44/45, Hervorhebung hinzugefügt).

² Dies scheinen die Professoren der Akademie von Lagado nicht hinreichend bedacht zu haben, denen Gulliver auf der dritten seiner Reisen zu entlegenen Nationen begegnet. Um die Verbesserung ihrer Landessprache bemüht, waren diese Professoren entschlossen, kurzerhand die Worte abzuschaffen. Denn, so argumentierten sie, "weil Wörter nur Namen für Dinge sind, müsse es ... für alle Menschen vorteilhafter sein, solche Gegenstände bei sich zu tragen, die notwendig seien, um die bestimmten Angelegenheiten, über die man zu sprechen habe, auszudrücken." Wie Gulliver weiter berichtet, haben die Professoren von Lagado schwer an den Folgen dieses Versuchs zu tragen:

der Objekte, auf die sie verweisen, grundlegend unterschieden werden. Oder genauer noch: Damit der Prozess der Weitergabe der Sprachen gedacht werden kann, muss die Ordnung der Zeichen als eine von der Ordnung der Objekte oder Dinge unterschiedene und eigenen Gesetzen gehorchende Ordnung (an)erkannt werden.

Die permanenten Bedingungen der Sprache

Das zeichentheoretische Konzept, das es Saussure erlaubt, die Sprache als eine eigenständige Ordnung zu denken, ist das der Beliebigkeit der Zeichen. Wie es im *Cours* heisst, wird "der Grundsatz der Beliebigkeit des Zeichens – *l'arbitraire du signe* – von niemand bestritten"¹. Damit ist schon gesagt, dass Saussure nicht, wie es fälschlicherweise und vereinfachend immer wieder behauptet wird, der «Erfinder» dieses Prinzips ist. Was hingegen Saussures Originalität ausmacht, ist die Art und Weise, wie er das Prinzip der Beliebigkeit der Zeichen – das sich in der philosophischen Denktradition mindestens bis zu Aristoteles², wenn nicht bis zu Platon³ zurückverfolgen lässt – aufgegriffen und interpretiert hat⁴.

Am prägnantesten kommen Saussures Konzeption der Beliebigkeit der Zeichen und ihre sprachtheoretischen Konsequenzen in jener Passage aus dem Entwurf zum Whitney Gedenkartikel zum Ausdruck, in der dieses Prinzip zum ersten Mal überhaupt in Saussures Notizen diskutiert wird:

"Viele der Gelehrtesten und Klügsten halten sich an den neuen Plan, sich durch Gegenstände auszudrücken. Dabei gibt es nur einen Nachteil. Wenn die Angelegenheit, um die es geht, sehr umfangreich und differenziert ist, sieht man sich gezwungen, ein verhältnismässig grosses Bündel von Gegenständen auf dem Rücken mit sich herumzutragen, es sei denn, man kann sich einen oder zwei starke Diener als Begleitung leisten. Ich habe oft zwei dieser Weisen gesehen, die beinahe unter der Last ihrer Bündel zusammenbrachen wie bei uns die Hausierer. Sie pflegten beim Zusammentreffen auf der Strasse ihre Lasten abzulegen, ihre Säcke zu öffnen und sich eine Stunde lang zu unterhalten. Darauf packten sie ihr Zubehör wieder ein, halfen sich gegenseitig, ihre Bürde wieder aufzunehmen, und verabschiedeten sich."

(J. Swift: *Gullivers Reisen*, zitiert nach der Übersetzung von H. J. Real und H. J. Vienken, Stuttgart 1987, Dritter Teil, Eine Reise nach Laputa, Balnibarbi, Glubbudrib, Luggnagg und Japan, S. 240 und S. 241).

¹ GRF, S. 79; CLG/D, S. 100; CLG/E (I), S. 153, Nr. 1125.

² Vgl. dazu Coseriu 1968, S. 81-112; und, vor allem, die ausgezeichnete Studie von A. Chervel: "Le débat sur l'arbitraire du signe au XIX^e siècle", in: *Romantisme* 25-26, 1979, S. 3-33.

³ Auf die platonische Herkunft des Prinzips hat R. Jakobson in seinem Aufsatz "Suche nach dem Wesen der Sprache" hingewiesen (in Jakobson 1988, S. 82). Vgl. dazu auch G. Genette: *Mimologiques. Voyage en Cratylie*, Paris 1976, sowie, zur aussereuropäischen (insbesondere indischen) zeichentheoretischen Tradition, A. Rey: *Théories du signe et du sens. Lectures, I*, Paris 1973, S. 45-62, "La parole indienne" und Auroux 1989 ff., Bd I, S. 243 ff.

⁴ Zu diesem Schluss kommt auch die bisher umfassendste Darstellung von Saussures Konzeption der Beliebigkeit der Zeichen, R. Englers "Théorie et critique d'un principe saussurien: L'arbitraire du signe" (in: CFS 19, 1962, S. 5-66), in der sich auch eine detaillierte Auseinandersetzung mit Saussures Kritikern findet. Siehe dazu auch C. Normand: "L'arbitraire du signe comme phénomène de déplacement", in: *Dialectiques* 1-2, 1973, S. 109-126.

Es gibt nie einen Bruch []. Ob es sich um Kleider oder um [] handle, immer ist es der natürliche Bezug <der Dinge, der die Oberhand gewinnt nach einer Extravaganz und der durch die Zeiten hindurch die leitende Einheit bleibt>, der durch alle Veränderungen hindurch die Regel bleibt. Dagegen ist die Sprache ['langage'], um <die Aufgabe> zu erfüllen, <die ihr unter den> menschlichen Institutionen <zukommt>, in ihren Verfahren von irgendeiner Grenze enthoben (wenigstens von einer Grenze, die uns einer hätte sehen lassen). Daher, dass die prinzipielle Abwesenheit <einer Affinität> zwischen [] etwas RADIKALES ist, nicht etwas, was die geringste Nuance enthielte, kommt es, dass die Sprache ['langage'] in keiner konstant korrigierten oder dirigierte menschlichen, in keiner vom menschlichen Geist korrigierbaren oder dirigierbaren Regel enthalten ist.

Das ist der Grund, der die andern diktiert []¹

Die Institution der Ehe gemäss der monogamen Form ist <wahrscheinlich> vernünftiger als gemäss der polygamen Form. Das kann philosophisch diskutiert werden.

Aber die Institution irgendeines Zeichens, zum Beispiel σ oder s oder von *cow* oder *vacca*, um die Vorstellung von *Kuh* ['vache'] zu bezeichnen, ist auf die Unvernunft selbst gegründet; das heisst, dass es keine in der Natur der Dinge <und ihrer Übereinstimmung ['convenance']> begründete Vernunft/Ursache ['raison'] gibt, die in irgendeinem Moment eingreifen würde, <sei es> um eine [] zu erhalten, <sei es> um eine [] aufzuheben ['supprimer']²

Gerade wegen der Tatsache, dass es <in der Sprache ['langue'] nie eine Spur> innerer Korrelation zwischen den lautlichen Zeichen und der Vorstellung gibt, sind diese Zeichen ihrem eigenen materiellen Leben in einer Weise überlassen, die absolut ungekannt ist in den Bereichen, in denen die äussere Form sich auf den geringsten Grad <einer natürlichen Verbindung> mit der Vorstellung berufen <kann>. Weil es diese <anderen> Bereiche sind, die uns vertraut sind <in der Geschichte der Gesellschaften>, urteilen wir gemäss ihnen sehr falsch darüber, welches die Bedingungen der Sprache ['langage'] sein sollen, indem wir insbesondere annehmen, dass sie ausser Stande sind, sich grundlegend von jenen einer anderen ~~menschlichen~~ (sozialen) Institution zu unterscheiden.³

Saussure vertritt hier zwei Thesen: Weil sprachliche Zeichen beliebig sind, unterscheidet sich – erstens – die Sprache von jeder anderen '~~menschlichen~~ (sozialen) Institution'⁴. Und – zweitens – entzieht sich die Sprache, wegen der Beliebigkeit ihrer Zeichen, jeder 'vom menschlichen Geist korrigierbaren oder dirigierbaren Regel'.

Diese Thesen sind provokativ und verstehen sich kaum von selbst: Die Aussage, dass es bei den anderen '~~menschlichen~~ (sozialen) Institutionen' letztlich 'immer der natürliche Bezug der Dinge ist, der oberhand gewinnt', müsste, zumindest, präzisiert werden⁵. Vor allem aber: Auch wenn Zeichen keine 'äusserlich gegebene Basis' haben, auch wenn sie nicht auf den 'natürlichen Bezug der Dinge' zurückführbar sind, muss das

¹ Cf. CLG/E (I), S. 168, N 10, Nr. 1262.

² Cf. CLG/E (I), S. 162, N 10, Nr. 1210.

³ Cf. CLG/E (I), S. 169, N 10, Nr. 1268.

⁴ Auf diese Unvergleichlichkeit und Einzigartigkeit der Sprache hat Saussure immer wieder hingewiesen. Vgl. etwa N 1.1, N 9.3, N 10, N 17, N 21, N 24a in CLG/E.

⁵ So formuliert wird diese Aussage wohl nicht nur den Einspruch der Ethnologen hervorrufen. In einer vorangehenden Passage wird aber klarer, worum es Saussure hier geht:

"Die anderen Institutionen <sind>, tatsächlich, <alle zu verschiedenen Graden> auf NATÜRLICHE Bezüge gegründet, <auf eine Übereinstimmung zwischen> den Dingen als finales Prinzip. Zum Beispiel, das *Recht* einer Nation oder das politische System, oder selbst die Mode ihrer Bekleidung, <selbst die launenhafte Mode, die unsere Bekleidung festlegt, die sich nicht einen Moment von der Gegebenheit der Proportionen des menschlichen Körpers entfernen kann>."

(Cf. CLG/E (I), S. 168, N 10, Nr. 1261).

ja noch nicht heissen, dass sie deshalb 'auf die Unvernunft selbst gegründet' sind. Vielmehr ist es doch – so liesse sich argumentieren und so wurde und wird immer wieder argumentiert – eine Konvention, eine soziale Übereinkunft, die nicht unvernünftiger als andere 'menschliche (soziale) Institutionen' zu sein braucht, welche das Verhältnis von Lautfolgen und Vorstellungen regelt.

Doch führt, wie Saussure wiederholt gezeigt hat, auch dieser Ansatz zu keinem befriedigenden Bild von der Funktionsweise, vom 'Leben' der Sprache – und zwar wiederum deshalb nicht, weil in der Vorstellung eines 'ursprünglichen Vertrags' der Prozess der Weitergabe der Sprachen nicht hinreichend reflektiert ist.

Eine schlüssige Fassung von Saussures Kritik dieser Vorstellung, geben die Notizen A. Riedlingers zur Vorlesung vom 16. November 1908:

Wenn man erkennt, dass man das Zeichen in seinem sozialen Wert und seiner sozialen Existenz betrachten muss, ist man versucht, sich zuerst an das zu halten, was am meisten von unserem Willen abhängt; und man beschränkt sich auf diesen Aspekt, glaubend, man habe das Wesentliche erfasst: Daraus ergibt sich dann, dass man von der Sprache ['langue'] als von einem Vertrag, einer Übereinkunft spricht.¹

Das Interessanteste, was es am Zeichen zu untersuchen gibt, sind aber jene Seiten, wo es sich unserem Willen entzieht. Da ist seine wahrhafte Sphäre, weil wir sie nicht mehr reduzieren können.

Man betrachtet also die Sprache ['langue'] als eine Gesetzgebung ['législation'], in der Art der Philosophen des 18. Jahrhunderts, als ob sie von unserem Willen abhängt; aber die Sprache ['langue'], mehr noch als die Gesetzgebung, muss viel eher erlitten als geschaffen werden. Besser noch: Wenn es einen Bereich gibt, in dem die Gesetzgebung als Gesetz erscheint, das man hinnehmen muss und nicht, das man schafft, dann ist es jener der Sprache ['langue'].²

Es gibt in der Sprache ['langue'] ein Minimum an Initiative.³

Den Moment, in dem man sich über die Zeichen einigt, gibt es real nicht, bloss als Vorstellung. Und wenn es ihn gäbe, wäre er zu vernachlässigen gegenüber der Seite des regelmässigen Lebens der Sprache ['langue']. Die Frage des Ursprungs der Sprachen ['langues'] hat nicht die Wichtigkeit, die man ihr gibt. Diese Frage existiert überhaupt nicht.

(Frage nach der Quelle der Rhone: kindisch!) Der Moment der Genese ist nicht als solcher fassbar: Man sieht ihn nicht. Der ursprüngliche Vertrag fällt mit dem zusammen, was sich jeden Tag abspielt in der Sprache ['langue'], mit den permanenten Bedingungen der Sprache ['langue']: Wenn Sie einer Sprache ['langue'] ein Zeichen neu hinzufügen, vermindern Sie um eben dies die Bedeutung der andern. Umgekehrt, wenn man, sei dies auch unmöglich, am Anfang nur zwei Zeichen gewählt hätte, hätten sich alle Bedeutungen auf diese zwei Zeichen aufgeteilt. Eines hätte die eine, das andere die zweite Hälfte der Gegenstände bezeichnet.⁴

Der Augenblick der Übereinkunft unterscheidet sich nicht von den andern,⁵ und wenn man sich mit ihm beschäftigt, lässt man das Wesentliche weg: 1. die Tatsache, dass ein Zeichensystem wie das der Sprache ['langue'] von den aufeinanderfolgenden Generationen passiv aufgenommen wird (man würde ihn wie einen überlegten Akt, wie ein aktives Eingreifen der Sprache ['langue'] betrachten; 2. dass auf jeden Fall das Zeichensystem die Eigenschaft haben wird, sich weiterzugeben ['se transmettre'] unter Bedingungen, die keine Beziehung haben mit jenen, die es konstituiert haben (wenn man überhaupt zugesteht, dass es das Werk des Willens ist wie das Esperanto).

¹ Cf. CLG/E (I), S. 51, II R 19, Nr. 309-311.

² Cf. CLG/E (I), S. 159, II R 20, Nr. 1183.

³ Cf. CLG/E (I), S. 164, II R 20, Nr. 1230.

⁴ Cf. CLG/E (I), S. 160, II R 20, Nr. 1191.

⁵ Cf. CLG/E (I), S. 159, II R 21, Nr. 1182.

Die Sprache ['langue'] ist ein wenig wie eine Ente, die von einem Huhn ausgebrütet wurde!¹

Kaum ist der erste Augenblick vorbei, tritt die Sprache ['langue'] in ihr semiologisches Leben, und es gibt kein Zurück mehr: Sie wird sich weitergeben ['se transmettre'] gemäss Gesetzen, die nichts zu tun haben mit den Gesetzen ihrer Erschaffung.²

3. Indem es sich weitergibt ['en se transmettant'], wird sich dieses System in seinem Material verändern, was den Bezug vom Zeichen zum Denken verändert. Das gilt für jedes Zeichensystem.³

Die Vorstellung eines 'ursprünglichen Vertrags' ist für Saussure also deshalb unannehmbar, weil dabei ein Moment vorausgesetzt wird, in dem die sprechenden Subjekte frei entscheiden und ein für allemal festlegen können, was die Zeichen zu bedeuten haben. Wer auf diese Weise – 'in der Art der Philosophen des 18. Jahrhunderts' – räsoniert, übersieht oder verkennt aber, dass das Festsetzen eines Vertrags immer schon eine Sprache voraussetzt, in der man die vertragliche Übereinkunft verabreden kann. Worauf man zwangsläufig stösst, wenn man nach dem Ursprung einer Sprache sucht, ist demnach nicht ein Vertrag, sondern bloss eine andere Sprache, die zum Zeitpunkt des «Ursprungs» bereits im Umlauf war.

Damit zeichnet sich die zweite Grenze ab, an die sich eine Zeichentheorie zu halten hat, welche der Existenzweise konkreter Sprachen Rechnung zu tragen versucht: Sprachliche Zeichen sind nicht nur nicht auf 'vorgängig gegebene Objekte fixierbar'. Es ist auch kein Moment fassbar, in dem die Beliebigkeit der Zeichen dadurch gemildert würde, dass sie auf eine willentliche und in diesem Sinne vernünftige Vereinbarung zurückführbar wäre. Wer diese zweite Grenze nicht respektiert, 'lässt das Wesentliche weg', nämlich die Einsicht, dass *'der ursprüngliche Vertrag mit dem zusammenfällt, was sich jeden Tag abspielt in der Sprache, mit den permanenten Bedingungen der Sprache'*. Diese Formulierung mag zwar paradox klingen, doch sie markiert präzise jene 'Sphäre' der Sprache, die 'wir nicht mehr reduzieren können'⁴.

Die Einsicht, dass die Suche nach einem – vertraglichen oder wie auch immer gearteten – Ursprung vom 'Wesentlichen', nämlich von den 'permanenten Bedingungen der Sprache' wegführt, ist in bemerkenswerter Weise bereits in den Manuskripten zur

¹ Cf. CLG/E (I), S. 170, II R 21, Nr. 1275.

² Cf. CLG/E (I), S. 170, II R 21, Nr. 1274.

³ Cf. CLG/E (I), S. 54, II R 21, Nr. 335.

⁴ Die Grenze dieser Sphäre hat Saussure auch in seiner Definition der Etymologie präzise umschrieben: "Diese Beobachtungen erlauben es uns, unser Verständnis des Sinns, den das Wort *Etymologie* hat, zu vertiefen. Statt zu sagen, dass die Etymologie «die Suche nach dem Ursprung eines Wortes» sei, können wir zutreffender sagen, dass sie die Erforschung der Beziehungen eines Wortes zu anderen Wörtern sei. Was genau darauf hinaus läuft, zu sagen, sie sei «die Erklärung eines Wortes». Denn tatsächlich heisst ja «erklären» auf bekannte Tatsachen zurückführen. Und unter sprachlichen/linguistischen Bedingungen bedeutet auf bekannte Tatsachen zurückführen, auf andere Wörter zurückführen [...]."

(Cf. CLG/E (I), S. 433, Br 3, Nr. 2839). Insofern er von Positionen jenseits der hier formulierten Grenze her geführt wurde, geht der Streit zwischen Realisten und Nominalisten an dem für Saussure zentralen zeichentheoretischen Problem vorbei. Was Realisten und Nominalisten des 13. und 14. Jahrhunderts – bzw., im 18. und 19. Jahrhundert, die Verfechter der Natürlichkeit mit den Verfechtern der Konventionalität der Zeichen –, ihrer vordergründigen Gegensätzlichkeit zum Trotz, verbindet, ist, dass sie die Sprache nicht als eine eigenständige, einer eigenen Dynamik unterworfenen Ordnung auffassen.

Genfer Antrittsvorlesung formuliert. Zur Vorbereitung der dritten Stunde etwa hat Saussure notiert, "dass es <auf der Erde> niemals etwas anderes geben kann als Fortführung eines Idioms, <das am Vortag existiert,> und das *immer schon* <am Vortag existiert hat, bis man zur unergründlichen> Nacht der <wirklich> prähistorischen Zeiten <gelangt>"¹. Insofern jede Sprache 'Fortführung' einer Sprache ist, die 'am Vortag existiert' hat, insofern sie nicht anders existieren kann, denn als Fortführung, als Weitergabe dessen, was 'immer schon am Vortag existiert hat', gibt es in den Sprachen eine "absolute Kontinuität"². Das "Prinzip der Kontinuität" ist, wie Saussure hier ebenfalls notiert hat, "<das erste Merkmal oder das erste Gesetz> für die Weitergabe des menschlichen Redens [*la première loi à la transmission du parler humain*]"³ – und wegen dieser 'absoluten Kontinuität'⁴ müssen Sprachen 'viel eher erlitten als geschaffen werden'. Das heisst aber nicht, dass sie sich im Prozess der Weitergabe nicht verändern würden. Zwar wird es in den Sprachen "nie eine Schöpfung *ex nihilo* geben"⁵, wohl aber *Transformation*⁶ dessen, was weitergegeben wird: "Alles verwandelt sich"⁷ – aber "jede Erneuerung wird nur die neue Anwendung von Elementen sein, die vom vorangehenden Sprachzustand [*état de langage*'] geliefert werden"⁸. Oder anders gesagt:

<Wenn neue Formen auftauchen,> spielt sich alles [...] über Dekomposition der existierenden Formen ab und über Rekombination anderer Formen mittels Materialien, welche von den ersteren geliefert werden.⁹

Am prägnantesten allerdings kommt, was hier zeichentheoretisch auf dem Spiel steht, in einer Notiz Saussures zu den germanischen Legenden zum Ausdruck:

Was den Adel der Sprache [*langue*'] wie der Legende ausmacht, ist, dass sie, die eine wie die andere dazu verdammt, nur aus Elementen zu schöpfen, die ihnen bereits

¹ Cf. CLG/E (II), S. 11, N 1.3, Nr. 3285, Hervorhebung hinzugefügt. Von den ähnlichlautenden Formulierungen zu den andern Stunden, wollen wir hier nur noch die folgende zitieren, in der Saussure die sprachtheoretisch kapitale Konsequenz dieser Einsicht unterstreicht:

"Es genügt, einen Augenblick darüber nachzudenken, <denn> alles ist in dieser einfachen Beobachtung enthalten: Jedes Individuum <gebraucht> am folgenden Tag dasselbe <Idiom>, das es am Vortag gesprochen hatte <und dies hat sich immer so abgespielt>. [...] Es hat sich nie ereignet, dass die <Bewohner> Frankreichs erwacht sind und sich *bonjour* auf französisch gesagt haben, nachdem sie am Vorabend eingeschlafen sind und sich *serō* gesagt haben. — *Es gibt keinen Gegenstand, der mit der Sprache [*langue*'] vollkommen vergleichbar wäre, welche ein sehr komplexes Wesen ist, und das ist es, was ausmacht, dass alle Vergleiche und alle Bilder, denen wir uns üblicherweise bedienen, regelmässig dazu führen, dass wir uns eine Vorstellung machen, die in irgendeiner Hinsicht falsch ist.*"

(Cf. CLG/E (II), S. 6, N 1.1, Nr. 3283, Hervorhebung hinzugefügt).

² Cf. CLG/E (II), S. 16, N 6, Nr. 3292.

³ Cf. CLG/E (II), S. 6, N 1.1, Nr. 3283.

⁴ Vgl. dazu auch CLG/E (II), S. 21, N 9.3.

⁵ Cf. CLG/E (II), S. 9, N 1.2, Nr. 3284.

⁶ "Es gibt *Transformation*, und immer und immer wieder *Transformation*, aber es gibt nirgends <Reproduktion oder Produktion> eines neuen <sprachlichen/linguistischen> Wesens, das eine <unterschiedene> Existenz hätte, von dem, was ihm vorangeht und was ihm folgen wird."

(Cf. CLG/E (II), S. 8, N 1.2, Nr. 3284).

⁷ Cf. CLG/E (II), S. 16, N 6, Nr. 3292.

⁸ Cf. CLG/E (II), S. 9, N 1.2, Nr. 3284.

⁹ Cf. CLG/E (I), S. 419, N 7, Nr. 2779; im *Cours* ist dieser Gedanke in einem präzisen Bild gefasst: "Die Sprache [*langue*'] ist ein Kleid, das besetzt ist aus lauter Flickern, die aus seinem eigenen Stoff genommen sind." (GRF, S. 205; CLG/D, S. 241; CLG/E (I), S. 394, Nr. 2616).

vorliegen und die einen beliebigen Sinn haben, diese vereinen und beständig einen neuen Sinn daraus ableiten.¹

Damit ist klar, in welchem Sinne das Prinzip der Beliebigkeit der sprachlichen Zeichen zu präzisieren ist: Gesucht ist eine Konzeption dieses Prinzips, welche die kontinuierliche Transformation der Sprachen nicht einzuschränken oder auszuschalten versucht, sondern welche, ganz im Gegenteil, diese Dynamik, die daraus resultiert, dass Sprachen nur existieren, indem sie zirkulieren, voll auszuschöpfen und als konstitutive Dimension des Zeichens zu denken erlaubt.

Der Wert der Wörter

Wenn sich in den Sprachen 'alles verwandelt', wenn es 'niemals ständige, sondern nur vorübergehende und in der Zeit begrenzte Merkmale' gibt, können, das ist inzwischen klar geworden, auch sprachliche Zeichen keine fixen Grössen sein, und insofern ist die Vorstellung eines ursprünglich die Zeichen bindenden Vertrags für eine Zeichentheorie, die am Prozess der Weitergabe der Sprachen Mass nimmt, ebenso unbrauchbar wie die Vorstellung der Fixierbarkeit sprachlicher Zeichen auf 'vorgegebene äussere Objekte'. Die kontinuierliche Transformation der Sprachen wird hingegen zeichentheoretisch fassbar, wenn man mit Saussure davon ausgeht, dass die verschiedenen – je für sich genommen beliebigen – Zeichen, die in einer Sprache koexistieren, sich gegenseitig determinieren.

Was das genau heisst, wird im *Cours* am Beispiel sinnverwandter Wörter erläutert:

Innerhalb einer und derselben Sprache ['langue'] begrenzen sich gegenseitig alle Worte, welche verwandte Vorstellungen ausdrücken: Synonyma wie *denken*, *meinen*, *glauben* haben ihren besonderen Wert nur durch ihre Gegenüberstellung; wenn *meinen* nicht vorhanden wäre, würde sein ganzer Inhalt seinen Konkurrenten zufallen.²

Dass es 'ihre Gegenüberstellung' innerhalb des Deutschen ist, welche den Verben 'denken – meinen – glauben' 'ihren besonderen Wert' verleiht, wird klar, wenn man diese Stelle aus H. Lommels Übersetzung des *Cours* wieder ins Französische zurückzuübertragen versucht: Weil es dort keine einfache und direkte Entsprechung zum Verb «meinen» gibt, ist auch der Bedeutungswert von «penser» und «croire» anders als jener von «denken» und «glauben». Und umgekehrt ist es auch kein Zufall, wenn sich Lommel in seiner Übersetzung nicht ans französische Originalbeispiel "*redouter, craindre, avoir peur*"³ gehalten hat, denn im Deutschen, wiederum, gibt es ja keine

¹ Cf. LEG, S. 307.

² GRF, S. 138; CLG/D, S. 160; CLG/E (I), S. 261, Nr. 1881.

³ Ibid.

einfache und direkte Entsprechung zu «*craindre*» – «*redouter*». Die Tatsache, dass sich die jeweiligen Beispielreihen nicht oder nicht ohne weiteres in eine andere Sprache übersetzen lassen, unterstreicht aber zusätzlich, worum es hier, ganz allgemein und grundsätzlich, geht: Sprachliche Grössen sind nicht isoliert, sondern in ihrem Verhältnis zu anderen Grössen derselben Sprache zu beschreiben. Und an diesem Grundsatz hat sich auch eine sprachwissenschaftliche Zeichentheorie zu orientieren: Nicht die Frage, welchem Objekt ein Zeichen zuzuordnen ist, ist vorrangig abzuklären, sondern vielmehr die Frage, welchen anderen Zeichen es innerhalb einer bestimmten Sprache gegenübersteht.

Die Reihe 'denken – meinen – glauben' kann somit als Veranschaulichung jener Beziehungen vom Typus 'a – b – c' verstanden werden, die laut Saussure die 'wahre Figuration der Sprache' bilden: Beziehungen nicht von Zeichen zu Objekt, sondern von Zeichen zu Zeichen. Dass das Beispiel sinnverwandter Wörter diese zeichentheoretische Verallgemeinerung impliziert und auf sie zielt, bestätigen die Mitschriften zu Saussures zweiter Vorlesung über allgemeine Sprachwissenschaft, auf welche sich die Passage aus dem *Cours* stützt:

Sie [die Psychologen, die Philosophen oder die Allgemeinheit] betrachten die Sprache [*langue*] als eine Nomenklatur und unterschlagen so die gegenseitige Determination sprachlicher Werte durch deren Koexistenz. Alle Grössen hängen gegenseitig voneinander ab: Will man somit bestimmen, was im Französischen *jugement* ist? Man kann es nur durch das definieren, was es umgibt, sei es, um zu sagen, was es ist, sei es, um zu sagen, was es nicht ist. Ebenso, wenn man es in eine andere Sprache [*langue*] übersetzen will. Von daher kommt die Notwendigkeit, das Zeichen, das Wort im Zusammenhang des Systems zu betrachten. Ebenso existieren die Synonyme *craindre*, *redouter* nur eines an der Seite des andern: *craindre* wird um den ganzen Inhalt von *redouter* bereichert, solange *redouter* nicht existiert.¹

Was er am Beispiel der 'Synonyme *craindre*, *redouter*' erläutert, dass sie 'nur eines an der Seite des andern existieren', gilt also laut Saussure ganz allgemein für die Sprache: 'Alle Grössen hängen gegenseitig voneinander ab'. Entsprechend ist, statt von der Beziehung isolierter Zeichen zu Objekten, welche bei der Konzeption der Sprache als Nomenklatur im Vordergrund steht, vom 'Wert' der Zeichen innerhalb des 'Systems' einer Sprache die Rede. Der Begriff des 'Werts', der hier neu als zeichentheoretische Kategorie ins Spiel gebracht wird, ist, wie Saussure betont, immer mit jenem des 'Systems' zusammenzudenken, "denn jeder Wert impliziert ein Wertsystem"². Zeichen haben demnach einen Wert, oder genauer noch, Zeichen sind als Kombination von Laut- und Bedeutungswerten beschreibbar, insofern sie ein System bilden. Weil aber sprachliche Zeichen grundsätzlich beliebig sind und somit die Kombination von Laut und Bedeutung, die ein Zeichen bilden, auf nichts anderem als auf deren Wert im System einer Sprache beruhen kann, sind sprachliche Zeichen nie absolut, sondern immer nur relativ, in bezug auf andere Zeichen desselben Systems bestimmbar. Mehr noch: Wenn sich Zeichen durch ihre Koexistenz gegenseitig determinieren, zugleich jedoch nur

¹ Cf. CLG/E (I), S. 50, II R 18, Nr. 302-303 bzw. CLG/E (I), S. 261, Nr. 1881; Sperrungen hinzugefügt.

² Cf. CLG/E (I), S. 177, N 23.6, Nr. 1317.

existieren, weil sie zirkulieren, können die in einer Sprache ko-existierenden Zeichen kein geschlossenes System bilden, und insofern erweist sich ein als Kombination von Laut- und Bedeutungswerten bestimmtes Zeichen als *prinzipiell instabil und veränderlich*. Damit findet zwar die kontinuierliche Transformation der Sprachen ihre präzise zeichentheoretische Entsprechung, doch im gleichen Zug sieht sich die 'Theorie der Zeichen' mit einer Reihe neuer Fragen konfrontiert, die verdeckt bleiben, solange man die Sprache als konventionelle Zuordnung von Zeichen zu Objekten begreift.

Spürbar, wenn auch noch nicht ausdrücklich gestellt oder zum Gegenstand der Reflexion gemacht, sind diese Fragen bereits in jener Passage aus dem Entwurf zum Whitney Gedenkartikel, in der Saussure zum ersten Mal überhaupt in seinen Notizen den Gedanken skizziert hat, dass sich sprachliche Grössen durch ihre Koexistenz gegenseitig determinieren bzw. 'einen Wert schaffen':

Das gänzlich letzte Gesetz der Sprache [*la loi tout à fait finale du langage*] ist, <soweit wir etwas darüber zu sagen wagen,> dass es nichts gibt, was dauernd in *einem* Term residieren kann (dies als direkte Folge des Umstands, dass die sprachlichen/linguistischen Symbole keine Beziehung zu dem haben, was sie bezeichnen sollen), folglich ist ~~*a* unfähig, etwas zu bezeichnen, ohne die Unterstützung von *b*~~ (und ist darüber hinaus nur fähig in dem Masse, als *b* ihm einen Wert schafft, und umgekehrt, derart, dass nichts mehr bleibt als Differenzen), dieses gleicherweise ohne die Unterstützung von *a*; <oder> beide haben ihren Wert allein in ihrer <gegenseitigen Differenz, oder> keines von beiden hat, nicht einmal in einem seiner Teilchen (ich denke hier an "die Wurzel" u.ä.), seine Bedeutung anderswo als in diesem Geflecht [*plexus*] ewig negativer Differenzen.¹

<Man ist überrascht. Aber> wo gäbe es <in Wahrheit die Möglichkeit des Gegenteils?> <Wo> einen einzigen Moment einen Punkt eines positiven Strahlens <in der ganzen Sprache [*langage*]>, weil doch kein einziges Lautbild existiert, das eher als ein anderes dem entspricht, was es besagen soll? Es ist von absoluter, sogar apriorischer Evidenz, dass es niemals ein einzelnes/einziges Sprachfragment [*fragment de langue*] geben wird, das auf etwas anderes gegründet sein kann, im Sinne eines letzten Prinzips, als auf sein Nichtzusammenfallen oder auf den Grad seines Nichtzusammenfallens mit dem Rest; die positive Form ist gleichgültig [*indifférente*] bis zu einem Grad, von dem wir noch keine Vorstellung haben, nachdem wir fünf oder sechs Sprachen [*langues*] gelernt haben, wo []; denn dieser Grad ist sicher gleich null.²

Auf den ersten Blick wird hier bloss in allgemeiner Form bestätigt, was wir, ausgehend vom Beispiel sinnverwandter Wörter, soeben beschrieben haben. War vorher von der 'gegenseitigen Determination sprachlicher Werte durch deren Koexistenz' die Rede, so heisst es diesmal, dass sprachliche Grössen 'ihren Wert allein in ihrer gegenseitigen Differenz' haben. Doch, genauer besehen, klingt hier, und zwar mit dem Begriff der Differenz, etwas an, was bisher noch nicht zur Sprache kam: Wenn nämlich kein 'Sprachfragment auf etwas anderes gegründet sein kann, im Sinne eines letzten Prinzips, als auf sein Nichtzusammenfallen mit dem Rest', wird, in der Tat, nicht nur seine 'positive Form gleichgültig', es gibt dann auch 'nichts, was dauernd in *einem* Term residieren kann'. Was Saussure hier als 'gänzlich letztes Gesetz der Sprache' zu apostrophieren wagt, hat er in einer anderen Notiz so formuliert:

¹ Cf. CLG/E (I), S. 264, N 10, Nr. 1903.

² Cf. CLG/E (I), S. 265, N 10, Nr. 1906.

Die Präsenz einer Form ist in den Formen, die sie von Moment zu Moment umgeben, (<in Dingen, die ausserhalb dieser Form liegen>) und die nicht von ihr abhängen [...].¹

Hier wird, wie Saussure schreibt, "der heikelste Punkt der Linguistik"² umschrieben – und in der Tat hat die Vorstellung, dass die 'Präsenz einer Form' nicht in ihr selbst liegt, also nicht in dem, was an ihr sinnlich wahrnehmbar ist, nicht in ihrer 'positiven Form', sondern gerade in dem, was sie *nicht* ist, 'in den Formen, die sie von Moment zu Moment umgeben' und die, folglich, 'von Moment zu Moment' auch ändern können, etwas Schwindelerregendes. Soviel aber ist klar: Wenn kein 'Sprachfragment' "uns als eine ganz klare Entität gegeben ist"³, können auch sprachliche Zeichen nicht mehr und nicht einfach als Grössen verstanden werden, die dank ihrer Präsenz intentional und instrumentell verfügbar sind. Mit dem 'Geflecht ewig negativer Differenzen' ist vielmehr jene 'wahrhafte Sphäre des Zeichens' benannt, 'in der es sich unserem Willen entzieht', jene Seite der Sprache, die 'in keiner vom menschlichen Geist korrigierbaren oder dirigierbaren Regel enthalten ist'.

Gemeinsam ist diesen Formulierungen, auf die wir im Verlaufe dieses Kapitels bereits gestossen sind und die wir jetzt in einem neuen gedanklichen Kontext wieder aufgreifen, dass sie das Verhältnis von Sprache und sprechendem Subjekt in ungewohnter Weise thematisieren: Sprachen erscheinen hier nicht als der Bereich, in dem die sprechenden Subjekte als vernünftige Wesen zu sich selbst bzw. zu einem ihrem Denken adäquaten Ausdrucksmittel finden. Wie es im *Cours* ausdrücklich heisst, ist "im Gegensatz zur falschen Vorstellung, die man sich leicht davon macht, die Sprache ['langue'] nicht ein Mechanismus, der im Hinblick auf auszudrückende Begriffe geschaffen und angeordnet ist"⁴. Statt auf 'auszudrückende Begriffe' sind sprachliche Zeichen vielmehr 'auf die Unvernunft selbst gegründet', und sie sind 'ihrem eigenen materiellen Leben in einer Weise überlassen, die absolut ungekannt ist'.

Diese verschiedenen Formulierungen, die zunächst erstaunen mögen, gewinnen mit Saussures Beschreibung des 'Geflechts ewig negativer Differenzen' und der diesem eigenen, negativen Dynamik ihre zeichentheoretische Stringenz.

¹ Cf. CLG/E (II), S. 28, N 12, Nr. 3299. Vgl. dazu auch GRF, S. 138; CLG/D, S. 159; CLG/E (I), S. 260, Nr. 1875.

² Ibid.

³ Ibid.

⁴ GRF, S. 101; CLG/D, S. 121; CLG/E (I), S. 189, Nr. 1412. Saussure spielt hier auf den Satz an, mit dem A. Arnauld und C. Lancelot ihre *Grammaire générale et raisonnée* eröffnen:

"La grammaire est l'Art de parler. Parler est expliquer ses pensées par des signes, que les hommes ont inventéz à ce dessein."

(*Grammaire générale et raisonnée ou La Grammaire de Port-Royal*, édition critique présentée par H. Brekle, Nouvelle impression en facsimilé de la troisième édition de 1667, Stuttgart 1966, S. 5).

*Die Unfähigkeit,
eine sichere Identität zu bewahren*

Wenn sich Saussure demnach die Sprache als eine letztlich nicht auf menschliche Vernunft zurückführbare Institution darstellt, heisst das allerdings nicht, dass sich damit für ihn die Frage nach dem Verhältnis von Sprache und sprechenden Subjekten bereits erschöpft hätte. Wie das folgende Fragment aus den *Notes item* zeigt, ist gerade das Gegenteil der Fall:

Item. Es mangelt an Analogie zwischen der Sprache ['langue'] und jedem anderen menschlichen Ding aus zwei Gründen: 1. Die innere Nichtigkeit ['nullité'] der Zeichen. – 2. Die Fähigkeit unseres Geistes, sich an Terme zu hängen, die in sich null und nichtig sind. – (Aber das ist nicht, was ich zunächst sagen wollte. Ich bin abgekommen.)¹

Wegen der 'inneren Nichtigkeit der Zeichen' mangelt es also nicht nur 'an Analogie zwischen der Sprache und jedem anderen menschlichen Ding', es stellt sich auch die Frage, wie sich 'unser Geist an Terme hängen kann, die in sich null und nichtig sind'. Man mag diese Frage als eine betrachten, die im Rahmen der Linguistik nicht zu beantworten ist und die vielmehr in den Gegenstandsbereich von Psychologie, Psychoanalyse oder einer philosophischen Anthropologie gehört, doch stellt sie sich unausweichlich, wenn man Sprachen vom Prozess ihrer Weitergabe her beschreibt. Denn weitergegeben werden die Sprachen von denjenigen, die sie sprechen, und folglich besteht zwischen Sprachen und sprechendem Subjekt ein notwendiger Zusammenhang. Wenn Sprachen nicht ohne Subjekte existieren, die sie sprechen und dadurch weitergeben, ist, umgekehrt, – wie Saussure in den Notizen zu seiner Antrittsvorlesung, einen bekannten philosophischen Topos variierend, schreibt – "der Mensch ohne Sprache ['langage'] vielleicht der *Mensch*, aber nicht ein Wesen, das auch nur annäherungsweise dem Menschen gliche, den wir kennen und der wir sind"².

Wer spricht, greift auf, was bereits im Umlauf ist, und gibt es weiter. Oder anders gesagt: Wer spricht steht in einer Tradition, die ihn zugleich bestimmt und überschreitet:

In Wahrheit hat keine Gemeinschaft die Sprache ['langue'] je anders gekannt denn als ein von den früheren Generationen ererbtes Produkt, das man so, wie es war, zu übernehmen hatte.³

¹ Cf. CLG/E (II), S. 38, N 15, Nr. 3316.1.

² Cf. CLG/E (II), S. 4, N 1.1, Nr. 3283.

³ GRF, S. 84; CLG/D, S. 105; CLG/E (I), S. 160, Nr. 1190. Riedlinger notierte in Saussures zweitem Cours:

"Die Sprache ['langue'] kann als etwas betrachtet werden, was die Generation, die sie aufnimmt, von Moment zu Moment interpretiert: Sie ist ein Instrument, das man zu begreifen versuchte. <Die gegenwärtige Generation> interpretiert sie überhaupt nicht wie die vorangehenden Generationen, da <unter veränderten Bedingungen> die Mittel nicht mehr die gleichen sind. Es braucht also einen ersten Akt der Interpretation, der aktiv ist (vorher steht man einer zu begreifenden Masse gegenüber, was passiv ist!)"

Damit gesprochen werden kann, müssen Sprachen bereits im Umlauf sein, sie werden von den 'früheren Generationen ererbt' oder übernommen. Weil sie (immer schon) zirkulieren, können sprachliche Systeme nicht als geschlossene Ordnung begriffen werden, vielmehr ist jede Sprache "~~das nicht freie Produkt dessen, was ihr ... vorangegangen ist~~"¹. Weil Sprachen notwendig zirkulieren, muss in einem infinitesimalen Prozess der relative Wert der Worte durch die sprechenden Subjekte ständig neu – und kann zugleich nie endgültig – bestimmt werden.

Die unaufhaltsame Bewegung, die sich in der Verschiedenheit der Sprachen niederschlägt, gründet, wir haben es gesehen, in der 'inneren Nichtigkeit der Zeichen'. Doch so sehr sich dieses Konzept zur Beschreibung der kontinuierlichen Transformation der Sprachen als fruchtbar erweist, so dringend stellt sich damit auch die Frage, wie sich die 'innere Nichtigkeit der Zeichen' auf die sprechenden Subjekte auswirkt bzw. wie diese mit ihr umgehen. Diese Frage hat Saussure immer wieder neu und nicht nur in seinen sprachwissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. In seinen Notizen zum *Nibelungenlied* etwa, und zwar in einem längeren Kommentar zu einem Satz aus B. Symons "Heldensage"², taucht sie auf als Frage nach der *Identität der Zeichen* :

– «Dass Wolf-Hugdietrich Theoderich, der Sohn von Chlodowech, sei, ist unbestritten und unbestreitbar» ... Symons.³

Dieser Satz kann einem nachdenklich stimmen, zunächst unabhängig von jeder Tatsache, weil man, in methodologischer Hinsicht, nicht weiss, was er im Bereich der mythischen Studien bedeuten kann. Es ist wahr, dass man, wenn man den Dingen auf den Grund geht, feststellt, dass in diesem Bereich, wie im verwandten Bereich der Sprachwissenschaft, alle Ungereimtheiten des Denkens von der ungenügenden Reflexion über das herkommen, was die *Identität* <oder die> Merkmale <der Identität> sind, wenn es um ein nicht existierendes Wesen geht, wie ~~das Zeichen. Diese Zeichen~~ das *Wort*, oder die *mythische Person*, oder ein Buchstabe des Alphabets, die nichts anderes als <verschiedene Formen> des ZEICHENS sind, und zwar im philosophischen Sinn.*

*Allerdings von der Philosophie selbst schlecht wahrgenommen.

<Vielleicht ins Vorwort einfügen>

Ein Buchstabe des Alphabets, zum Beispiel ein Buchstabe aus dem Alphabet der germanischen Runen, besitzt offensichtlich, von Anfang an, keine andere *Identität* als diejenige, die resultiert aus der Assoziation

- a. eines bestimmten phonetischen Werts
- b. einer bestimmten graphischen Form
- c. von Namen *oder Übernamen*, die ihm gegeben werden können
- d. seiner Stellung im Alphabet.

Wenn zwei oder drei dieser Elemente ändern, wie es sich ständig ereignet und um so schneller als eine Veränderung die andere nach sich zieht, weiss man nicht mehr, *buchstäblich und faktisch*, was man darunter versteht, nach nur schon sehr kurzer Zeit, oder vielmehr []

(Cf. CLG/E (I), S. 390/91, II R 101, Nr. 2591).

¹ Cf. CLG/E (II), S 21, N 9.3, Nr. 3296.

² In: *Grundriss der germanischen Philologie*, hrsg. von Hermann Paul, zweite verbesserte und vermehrte Auflage, Strassburg 1900 [1891-93], Bd 3, S. 606-734.

³ Saussure gibt diesen Satz Symons relativ frei auf französisch wieder:

"Que Wolf-<Hug>dietrich soit le Théodéric fils de Clovis est incontesté et incontestable".

(LEG, S. 191). Im Originaltext lautet er:

"Dass zunächst der Name *Hugdietrich*, d.i. »der fränkische Dietrich«, den Merovingerkönig Theoderich I. bezeichnet, ist unbestritten und unbestreitbar."

(Vgl. B. Symons: "Heldensage", in: Paul 1900, Bd 3, S. 672).

<Das graphische Individuum wie überhaupt ganz allgemein das semiologische Individuum wird, im Gegensatz zum organischen Individuum, kein Mittel haben, um zu beweisen, dass es dasselbe geblieben ist, denn es beruht, von Grund auf, auf einer freien Assoziation.>

<Wie man sieht,> ist die Unfähigkeit, eine sichere Identität zu bewahren, nicht zu den Wirkungen der *Zeit* zu zählen – das ist der **zentrale** <bemerkenswerte> Irrtum derjenigen, die sich mit dem Zeichen befassen – sondern ist vorweg in der Konstitution des Wesens angelegt, das man umhert und beobachtet wie einen Organismus, während es doch nichts anderes ist als ein Fantom, das resultiert aus der <flüchtigen> Kombination von zwei oder drei Vorstellungen.* <Alles ist eine Sache der *Definition*.> Statt von dieser Einheit auszugehen, die nirgends existiert, sollte man sich Rechenschaft darüber geben, dass sie die Formel ist, die wir einem momentanen Zustand von Zusammenfügung [*état momentané d'assemblage*] geben, – wobei einzig die Elemente existieren. Derart ist Dietrich <gemäss seinem wahren Wesen> weder eine historische noch eine anhistorische [sic] Person; er ist einfach die Kombination von drei oder vier Zügen, die sich jeden Moment auflösen können, was die Auflösung der ganzen Einheit nach sich zieht.

* Nicht eine mehr oder weniger fragile <Schöpfung>: sondern eine radikal eines Einheitsprinzips entbehrende <Schöpfung>; es ist einzig die relative Dauer gewisser Züge, die darüber hinweg täuscht, und es ist die tägliche Lektion desjenigen, der forscht, zu sehen, dass die Assoziation – die wir manchmal hochhalten – <nur eine Seifenblase ist>, nicht mal eine Seifenblase ist, welche wenigstens ihre eigene physische und mathematische Einheit hat <und nicht zufällig und unwürdig ist [] in einer methodischen und nicht zufälligen Weise []>¹

Diese Passage gehört, zweifellos, zu den eindrücklichsten, wenn nicht ergreifendsten, die sich in Saussures Notizen finden. Ihr zufolge trifft die Feststellung, dass sie 'in sich null und nichtig' sind, nicht nur auf sprachliche Zeichen zu, sondern ganz allgemein auf 'nicht existierende Wesen, wie das Wort oder die mythische Person oder die Buchstaben des Alphabets'. All diese Grössen, 'die nichts anderes als verschiedene Formen des Zeichens' sind, 'und zwar im philosophischen Sinn', sind 'nicht nur mehr oder weniger fragile Schöpfungen', sondern 'entbehren radikal eines Einheitsprinzips'. Sie sind 'unfähig, eine sichere Identität zu bewahren', und dies nicht einfach wegen 'den Wirkungen der Zeit', sondern weil sie nichts als 'Fantome' sind, die aus einer 'flüchtigen Kombination' resultieren.

Es ist unübersehbar: Hier wird nicht nüchtern ein Strukturmerkmal der Zeichen beschrieben, hier wird etwas formuliert, was als zutiefst problematisch erfahren wird. Wer mit Zeichen zu tun hat – und für jeden, der spricht, ist dies unausweichlich der Fall – kommt mit etwas haltlos Abgründigem in Berührung. In der Bemerkung, Zeichen hätten nicht einmal die Konsistenz 'einer Seifenblase' schwingt etwas mit, was über den Ton einer sachlich neutralen Feststellung hinausgeht, und wenn Saussure gar 'vom semiologischen Individuum' spricht, das im Gegensatz zum 'organischen Individuum', kein 'Mittel habe, um zu beweisen, dass es dasselbe geblieben ist', und damit die Inkonsistenz der Zeichen personifiziert, ist spätestens klar, dass hier nicht einfach etwas beschrieben wird, was nur die sprechenden Subjekte im allgemeinen betrifft, sondern vielmehr eine Struktur, in die sich Saussure als sprechendes Subjekt in dramatischer Weise involviert sieht. Auf Grund unserer bisherigen Lektüre können wir diese Struktur

¹ Cf. LEG, S. 191-192. Vgl. die Kommentare von Avalle zu dieser Stelle ("La sémiologie de la narrativité chez Saussure", in Ch. Bouazis e.a.: *Essais de la théorie du texte*, Paris 1973, S. 17-49; *L'ontologia del segno in Saussure*, Turin 1973, S. 1-128) sowie R. Englers Einwände dagegen ("Sémiologies saussuriennes; 1. De l'existence du signe", in: CFS 29, 1974-1975, S. 45-73).

so umschreiben: Wenn ein 'semiologisches Individuum kein Mittel hat, um zu beweisen, dass es dasselbe geblieben ist', und zugleich der Mensch erst durch die Sprache zu dem wird, was er ist, bzw. nur "vollständig ist durch das, was er seiner Umgebung entlehnt"¹, also durch die zirkulierenden Zeichen, kann die Identität der eine Sprache sprechenden Subjekte nicht nur dadurch bestimmt und gegeben sein, dass diese 'organische Individuen' sind. Vielmehr erweist sich damit auch die Identität der sprechenden Subjekte als in prekärer Weise dem 'Wirbel der Zeichen' ausgesetzt.

¹ Der Kontext dieser Formulierung lautet wie folgt:

"*Merkmale der Sprache* ['langage']. Fortgesetzt wird die Sprache ['langage'] im *menschlichen Individuum* betrachtet, was ein falscher Gesichtspunkt ist. Die Natur gibt <uns> den Menschen für die *artikulierte Sprache* ['langage'] organisiert, aber *ohne artikulierte Sprache* ['langage']. Die Sprache ['langue'] ist eine soziale Tatsache. Das Individuum, welches für das Sprechen organisiert ist, kann nur durch die Gemeinschaft, die es umgibt, dazu kommen, seinen <Apparat> zu gebrauchen, – ganz abgesehen davon, dass es das Bedürfnis, ihn zu gebrauchen nur <in seinen> Beziehungen zur Gemeinschaft verspürt. Es hängt vollständig von dieser Gemeinschaft ab; [...] Also ist, was das betrifft, der Mensch nur vollständig durch das, was er seiner Umgebung entlehnt. –" (Cf. CLG/E (II), S. 16, N 6, Nr. 3292).

IX. DIE FARBEN DER VOKALE

Das Vorhaben, Saussures Texte im Hinblick auf die Frage zu untersuchen, wie sich darin das Verhältnis von Sprache und sprechendem Subjekt darstellt, mag zunächst befremden. Denn gemäss einer zeitweilig weitverbreiteten Ansicht stand der Saussureschen Linguistik ja gerade deshalb der Rang eines für die Geisteswissenschaften vorbildlichen Modells zu, weil es ihr auf elegante Weise gelungen war, ihren Gegenstand ohne Bezug auf ein sprechendes Subjekt – wenn nicht befreit von allem Subjektiven – zu definieren¹. Und in der Tat gibt es in Saussures Werk eine Reihe von Formulierungen, welche diesen Schluss nahelegen. So etwa die Unterscheidung von *langue* und *parole*, wie sie im *Cours* vorgenommen wird, und weiter die daran anknüpfende Abgrenzung einer *linguistique de la langue* von einer *linguistique de la parole*.

Sehen wir uns diese Formulierungen, die sich im dritten und vierten Kapitel der Einleitung in den *Cours* finden, gleich im Wortlaut an:

Indem man die Sprache ['langue'] vom Sprechen ['parole'] scheidet, scheidet man zugleich: 1. das Soziale vom Individuellen; 2. das Wesentliche vom Akzessorischen und mehr oder weniger Zufälligen.

Die Sprache ['langue'] ist nicht eine Funktion des sprechenden Subjekts; sie ist das Produkt, welches das Individuum in passiver Weise einregistriert; sie setzt niemals eine vorherige Überlegung voraus, [...].

Das Sprechen ['parole'] ist im Gegensatz dazu ein individueller Akt des Willens und der Intelligenz, [...].²

In dieser vielzitierten Passage aus der Einleitung in den *Cours* ist also die *langue* primär dadurch definiert, 'nicht eine Funktion des sprechenden Subjekts' zu sein, während, im Gegenzug, die *parole* als Grösse bestimmt wird, die 'als ein individueller Akt des Willens und der Intelligenz' beschrieben werden kann. Weil gleichzeitig die *langue* als wesentlich, die *parole* als akzessorisch bezeichnet wird, scheint hier tatsächlich und in radikaler Weise das sprechende Subjekt aus der Sprachwissenschaft ausgegrenzt zu werden.

Im selben Sinn kann, ein paar Seiten weiter, auch die Passage verstanden werden, in der die Aufteilung der Sprachwissenschaft in eine *linguistique de la langue* und eine *linguistique de la parole* zum strikten methodologischen Prinzip erhoben wird:

¹ Eine umsichtige Würdigung der Ansicht, dass mit Saussure das sprechende Subjekt aus der Sprachwissenschaft ausgeschlossen werde, und zugleich auch eine scharfsinnige Analyse ihrer Unzulänglichkeiten, findet sich in P. Henry, *Le mauvais outil. Langue, sujet et discours*, Paris 1977. Vgl. dazu auch J. Kristeva: "Du sujet en linguistique", in *Langages* 24, 1971, S. 107-125; Hagège 1985, insbesondere S. 303 ff. und S. 342 ff., sowie Dosse 1991, Bd I, S. 65-75. In ein weiteres wissenschaftsgeschichtliches Umfeld gestellt wird diese Problematik in den Beiträgen zu *Langages* 77, 1985, *Le sujet entre langue et parole(s)*, hrsg. v. C. Normand.

² GRF, S. 16/17; CLG/D, S. 30; CLG/E (I), S. 41/42, Nr. 241-246.

[...] es ist nicht möglich, Sprache ['langue'] und Rede ['parole'] unter einem und demselben Gesichtspunkt zu vereinigen. Die alles umfassende Gesamtheit der Sprache ['langage'] widersetzt sich der Erkenntnis, weil sie nicht gleichartig ['homogène'] ist, während die vorgeschlagene Unterscheidung und Unterordnung alles klärt.

Das ist die erste Gabelung, auf die man stösst, wenn man die Theorie der Sprache ['langage'] aufzustellen sucht. Man muss zwischen beiden Wegen, die man nicht zur gleichen Zeit einschlagen kann, wählen. Sie müssen getrennt verfolgt werden.

Streng genommen, kann man jeder dieser beiden Disziplinen den Namen «Sprachwissenschaft» belassen, also auch von einer Sprachwissenschaft des Sprechens ['linguistique de la parole'] reden. Aber man darf diese nicht mit der Sprachwissenschaft schlechthin zusammenwerfen, derjenigen, deren einziges Objekt die Sprache ['langue'] ist.

Wir werden uns ausschliesslich jener letzteren widmen, und wenn wir im Laufe unserer Darlegungen Aufklärungen vom Studium des Sprechens ['parole'] hernehmen, werden wir uns bemühen, niemals die Grenzen zu verwischen, welche die beiden Bereiche trennen.¹

Was gemäss dieser ausdrücklichen Absichtserklärung für die 'Sprachwissenschaft schlechthin' einzig zählt, ist die *langue*, und mit ihr wird sich der *Cours* in der Folge auch ausschliesslich befassen. Bedeutet dies nun aber, dass mit der *parole* auch das sprechende Subjekt aus dem Gegenstandsbereich einer Saussureschen Sprachwissenschaft ausgeschlossen wird? Hält man sich nur an die zitierte Definition von *langue* und *parole* in der Einleitung des *Cours*, scheint ein solcher Schluss zumindest nicht abwegig und die eingangs erwähnte, szientistische Interpretation der Saussureschen Linguistik durchaus vertretbar zu sein².

Ein anderes Bild der Saussureschen Linguistik zeichnet sich aber ab, sobald man sich jenen Teilen des *Cours* zuwendet, in welchen das in der Einleitung entworfene Programm einer *linguistique de la langue* konkret umgesetzt und sein erkenntnistheoretischer Hintergrund genauer beleuchtet wird. Hier stösst man insbesondere auf die beiden folgenden Passagen, die, wenn sie auch weit auseinanderliegen – die eine bezieht sich auf die synchronische, die andere auf die diachronische Sprachwissenschaft –, die selbe, für unseren Zusammenhang entscheidende Einsicht zum Ausdruck bringen:

¹ GRF S. 23/24; CLG/D, S. 38/39; CLG/E (I), S. 58/59, Nr. 362-370.

² In seiner Kritik der strukturalen Linguistik etwa scheint P. Ricœur den *Cours* ohne grosse Vorbehalte mit dessen szientistischer Lesweise gleichzusetzen. Siehe z. B. "La structure, le mot, l'événement", in: P. Ricœur, *Le conflit des interprétations. Essais d'herméneutique*, Paris 1969, S. 80 ff. Noch zehn Jahre später stellt R. Robin kurzerhand fest: "Die inaugurale Dichotomie von Saussure [«langue vs parole»] führt zu einer Ausgrenzung des Subjekts, [...]." (Cf. "Le hors-texte dans le discours politique", in: *Recherches et Théories* 19, 1979, S. 70). In diesem Zusammenhang ist auch daran zu erinnern, dass Ch. Bally, weil er in Saussure einen "überzeugten Intellektualisten"* sah, später in seinem eigenen wissenschaftlichen Werk eine ausdrücklich auf die "Affektivität" der sprechenden Subjekte ausgerichtete Linguistik auszuarbeiten versuchte. (* Ch. Bally: *Ferdinand de Saussure et l'état actuel des études linguistiques. Leçon d'ouverture du Cours de linguistique générale*, Genf 1913, S. 23).

Für die Synchronie gibt es nur einen Gesichtspunkt, nämlich den der Sprechenden Subjekte selber; deren Zeugnisse zu sammeln, ist ihre einzige Methode; um zu wissen, in welchem Grade irgend etwas eine Realität ist, ist es nötig und zugleich hinreichend, zu untersuchen, in welchem Grade es für das Bewusstsein der Individuen existiert.

(Erster Teil, Allgemeine Grundlagen, Kapitel III, Statische und evolutive Sprachwissenschaft, § 5. *Der Gegensatz der beiden Arten von Sprachwissenschaft in ihrer Methode und ihren Prinzipien*)¹

Die Analogie ist psychologischer Natur; aber das genügt nicht, um sie von den lautlichen Vorgängen zu unterscheiden [...]. Man muss weitergehen und sagen, dass die Analogie grammatischer Natur ist: Sie setzt das Bewusstsein und das gedankliche Erfassen ['compréhension'] einer Beziehung voraus, welche die Formen untereinander verbindet.

(Dritter Teil, Diachronische Sprachwissenschaft, Kapitel IV, Die Analogie, § 3. *Die Analogie als Prinzip sprachlicher Neuschöpfungen*)²

Für die synchronische Sprachwissenschaft, die gemeinhin und zurecht als Kernstück der Saussureschen *linguistique de la langue* gilt³, gibt es also laut *Cours* 'nur einen Gesichtspunkt' – 'nämlich den der Sprechenden Subjekte'. Und ebenso kann die 'grammatikalische Natur' der für die diachronische Sprachwissenschaft wichtigen 'Analogie' offenbar erst mit dem Hinweis hinreichend herausgestellt werden, dass sie, im Gegensatz zu den 'lautlichen Vorgängen', ein 'Bewusstsein' bzw. das 'gedankliche Erfassen' sprachimmanenter Beziehungen voraussetzt⁴.

Halten wir, ohne uns tiefer in die angeschnittenen Problemkreise hineinzubegeben, nur dieses fest: Statt aus ihr ausgeschlossen zu sein, erscheint das Sprechende Subjekt hier wiederholt und ausdrücklich als ein für die *linguistique de la langue* unabdingbarer Bezugspunkt, ohne den weder die synchronischen Beziehungen eines sprachlichen Systems, noch die diachronischen Vorgänge, die es verändern, angemessen beschreibbar wären. Oder anders gesagt: Was uns die zitierten beiden Passagen aus dem *Cours* vor Augen führen, ist, dass das Sprechende Subjekt aus Saussures *linguistique de la langue* – aus der 'Sprachwissenschaft schlechthin' – nicht wegzudenken ist⁵.

¹ Cf. GRF, S. 107; CLG/D, S. 128; CLG/E (I), S. 200, Nr. 1503-1504.

² Cf. GRF, S. 197; CLG/D, S. 226; CLG/E (I), S. 374, Nr. 2511.

³ Vgl. etwa Engler 1975, S. 849.

⁴ Auf diese Passage spielt übrigens M. Merleau-Ponty in seiner 1952 gehaltenen Antrittsvorlesung am Collège de France an. Vgl. "Eloge de la philosophie", in: M. Merleau-Ponty, *Eloge de la philosophie et autres essais*, Paris 1960, S. 56.

⁵ Was übrigens bereits in der ersten Anmerkung zum ersten Kapitel der Einleitung in den *Cours* ohne Umschweife festgehalten ist:

"[...]man wagt nicht mehr zu sagen: «die Sprache ['langue'] tut das und das», oder vom «Leben der Sprache ['langue'] zu reden und dergleichen, da die Sprache ['langue'] kein Wesen ist und nur in den Sprechenden Subjekten existiert." (GRF, S. 6; CLG/D, S. 19; CLG/E (I), S. 18, Nr. 96).

– Von der in dieser Bemerkung auf den Punkt gebrachten Einsicht liess sich, bereits 1948, R.-L. Wagner leiten. Ganz im Gegensatz zur damals sich in der französischen Linguistik durchsetzenden scientistischen Auffassung des *Cours*, hebt er in seinem in *Les Temps Modernes* erschienenen und stark von Sartres Existenzialismus geprägtem Essai "Le langage et l'homme" hervor, dass die Bedeutung Saussures vor allem darin zu sehen sei, dass er "die Sprache ['langue'] dem Menschen angenähert hat und dass er – ohne dabei auch nur im geringsten das Prinzip der Autonomie der Linguistik aufzugeben – die menschliche Funktion der Sprache ['langage'] betont hat." (Cf. *Les Temps Modernes* 30, S. 1592). Siehe dazu auch R.-L. Wagner: *Introduction à la linguistique française*, Lille/Genf: Société de publications romanes et françaises, 1947, und dort insbesondere S. 20-29.

Die Anwesenheit des Abwesenden

Wie lässt sich aber, wenn das sprechende Subjekt aus Saussures Linguistik nicht wegzudenken ist, die Rolle, die es darin spielt, näher bestimmen? — Aufschlussreicher als jene von *langue* und *parole* scheint uns hier eine andere der klassisch gewordenen Unterscheidungen des *Cours*, nämlich diejenige von *syntagmatischen* und *assoziativen* (bzw., wie man heute zu sagen pflegt, *paradigmatischen*¹) Beziehungen. Damit der innige Zusammenhang dieser Unterscheidung mit der Frage nach dem Verhältnis von Sprache und sprechendem Subjekt sichtbar wird, ist allerdings eine aufmerksame Lektüre des *Cours* und ein detaillierter Vergleich einzelner Passagen daraus mit entsprechenden Stellen aus den Mitschriften zu Saussures verschiedenen Vorlesungen über allgemeine Sprachwissenschaft erforderlich.

Beginnen wir mit den beiden Abschnitten, in denen syntagmatische und assoziative Beziehungen im *Cours* eingeführt und einander gegenübergestellt werden:

Einerseits gehen die Wörter infolge ihrer Verkettung beim Ablauf irgendwelcher Aussagen Beziehungen unter sich ein, die auf dem linearen Charakter der Sprache ['*langue*'] beruhen, der es unmöglich macht, zwei Elemente zu gleicher Zeit auszusprechen. Sie reihen sich eins nach dem andern in der Kette des Sprechens ['*chaîne de la parole*'] an, und diese Kombination, deren Grundlage die Ausdehnung ist, können Anreihungen oder *Syntagmen* genannt werden. Die Anreihung besteht also immer aus zwei oder mehr aufeinanderfolgenden Einheiten (z. B. *abreißen; für uns; ein langes Leben; Gott ist gut; wenn das Wetter schön ist, wollen wir ausgehen* usw.). In eine Anreihung hineingestellt, erhält ein Glied seinen Wert nur, weil es dem vorausgehenden oder dem folgenden oder beiden gegenübersteht.

Andererseits aber assoziieren sich ausserhalb des gesprochenen Satzes die Wörter, die irgend etwas unter sich gemein haben, im Gedächtnis, und so bilden sich Gruppen, innerhalb deren sehr verschiedene Beziehungen herrschen. So lässt das Wort *Belehrung* unbewusst vor dem Geist eine Menge anderer Wörter auftauchen (*lehren, belehren* usw., oder auch *Bekehrung, Begleitung, Erschaffung* usw., oder ferner *Unterricht, Ausbildung, Erziehung* usw.). Auf der einen oder andern Seite haben alle diese Wörter irgend etwas unter sich gemein.²

Die Unterscheidung, die hier vorgenommen wird, scheint so einleuchtend wie einfach: Als 'syntagmatisch' werden Beziehungen bezeichnet, welche sich zwischen den Wörtern bilden, die 'beim Ablauf irgendwelcher Aussagen' verkettet und 'eins nach dem andern' aneinandergereiht werden. 'Assoziativ' nennt Saussure demgegenüber

¹ Diese Bezeichnung geht auf L. Hjelmslev zurück. Vgl. Hjelmslev 1968-71, S. 167 und ders.: *Le langage*, Paris 1966 (dänische Originalausgabe 1963), S. 56 ff; vgl. dazu aber auch R. Jakobson: "Zwei Seiten der Sprache und zwei Typen aphatischer Störungen", in: ders., *Aufsätze zur Linguistik und Poetik*, hrsg. v. W. Raible, Frankfurt/M 1979, S. 117-141 (zuerst erschienen in *Fundamentals of Language*, 1956) sowie E. Holenstein: "Die zwei Achsen der Sprache und ihre Grundlagen", in: ders. *Linguistik, Semiotik, Hermeneutik. Plädoyers für eine strukturelle Phänomenologie*, Frankfurt/M 1976, S. 76-113.

² GRF, S. 147; CLG/D, S. 170/71; CLG/E (I), S. 277-280, Nr. 1983-1993. Zur Bedeutung des polnischen Sprachwissenschaftlers N. Kruszewski für diese Modellvorstellung, vgl. weiter unten, S. 132.

Beziehungen zwischen Wörtern, die nicht direkt in einem bestimmten Satz aneinandergereiht sind, die aber 'irgend etwas unter sich gemein haben' – sei es eine vergleichbare Bedeutung ('Unterricht, Ausbildung, Erziehung') oder eine vergleichbare sprachliche Form (etwa 'Bekehrung, Begleitung, Erschaffung').

Zur Etablierung der Abgrenzung syntagmatischer von assoziativen Beziehungen wird im *Cours* zudem eine wichtige Präzisierung hinsichtlich ihrer je verschiedenen Lokalisation gemacht: Während nämlich die syntagmatischen Beziehungen definitionsgemäss 'in der Kette des Sprechens' angesiedelt sind und auf der linearen 'Ausdehnung' der Wörter beruhen, müssen offenbar die assoziativen Beziehungen, wenn sie doch 'ausserhalb des gesprochenen Satzes' liegen, anderswo situiert werden. Und dieser andere Ort der assoziativen Beziehungen wird auch mehrfach benannt: So heisst es im zweiten Abschnitt der eben zitierten Passage, dass sich die Wörter '*im Gedächtnis*' assoziieren, und weiter, dass ein bestimmtes Wort '*unbewusst vor dem Geist* eine Menge anderer Wörter auftauchen' lässt. Vergleichbare Umschreibungen der assoziativen Beziehungen finden sich auch in den folgenden Abschnitten des *Cours*. Dort liest man etwa, dass "ihr Sitz im Gehirn ist"¹ bzw. dass "sie Teile jenes inneren Schatzes sind, der bei jedem Individuum die Sprache ['langue'] bildet"², oder aber, dass sie "im Unterbewusstsein"³ bzw. – wie es A. Riedlinger notierte – "in einem latenten Bewusstsein"⁴ existieren. Kurz: Was alle diese Umschreibungen verbindet, ist, dass sie die assoziativen Beziehungen im sprechenden Subjekt ansiedeln.

Mit dem sprachtheoretisch brisanten Unterschied, dass syntagmatische Beziehungen rein sprachimmanent, assoziative Beziehungen aber wiederholt und ausdrücklich durch den Rückgriff auf das sprechende Subjekt definiert werden, hängen zwei weitere gegensätzliche Merkmale derselben zusammen. Dabei geht es einmal um die Existenzweise, einmal um die je besondere Form der Anordnung syntagmatischer und assoziativer Beziehungen.

Der prinzipielle Unterschied in der Existenzweise der beiden Beziehungsarten wird im folgenden Abschnitt auf den Begriff gebracht:

Die syntagmatische oder Anreihungsbeziehung besteht *in praesentia*: Sie beruht auf zwei oder mehreren in einer bestehenden Reihe neben einander vorhandenen Gliedern. Im Gegensatz dazu verbindet die assoziative Beziehung Glieder *in absentia* in einer virtuellen Gedächtnisreihe.⁵

Und zur unterschiedlichen Anordnung syntagmatischer und assoziativer Beziehungen ist im *Cours* folgendes zu lesen:

Während ein Syntagma sofort die Vorstellung einer Anordnung in der Aufeinanderfolge und einer bestimmten Anzahl von Bestandteilen hervorruft, bieten sich die Glieder assoziativer Art weder in bestimmter Zahl noch in bestimmter Ordnung dar. Wenn man *schmerz-lich*, *lieb-lich*, *fried-lich* usw. assoziiert, so kann

¹ GRF, S. 148; CLG/D, S. 171; CLG/E (I), S. 281, Nr. 1997.

² Ibid., CLG/E (I), Nr. 1998.

³ GRF, S. 154; CLG/D, S. 177; CLG/E (I), S. 293, Nr. 2064.

⁴ Cf. CLG/E (I), S. 293, II R 96, Nr. 2064.

⁵ GRF, S. 148; CLG/D, S. 171; CLG/E (I), S. 282, Nr. 2000-2003.

man nicht von vornherein sagen, wie gross die Anzahl der Wörter sein wird, die das Gedächtnis darbietet, noch in welcher Ordnung sie auftreten.¹

Nun: Wenn sich assoziative Beziehungen also 'weder in bestimmter Zahl noch in bestimmter Ordnung darbieten', wenn sie, zudem, wie wir gesehen haben, nur '*in absentia*', als 'virtuelle Gedächtnisreihen', 'im Unterbewusstsein' der sprechenden Subjekte existieren, stellt sich dann nicht die Frage, ob sie im Rahmen einer allgemeinen Sprachwissenschaft überhaupt zu behandeln waren? Oder anders gefragt: Weshalb sind assoziative Beziehungen in Saussures Augen "unentbehrlich für das Leben der Sprache ['*langue*']"² und mithin Gegenstand der Linguistik? Weshalb muss sich insbesondere die *linguistique de la langue*, deren erklärtes Ziel doch eine möglichst geschlossene Beschreibung der Sprache als ein System von Zeichen ist, trotz der offenkundigen Unbestimmtheit der assoziativen Beziehungen und obwohl sie losgelöst von einem sprechenden Subjekt nicht zu denken sind, auch – und gerade – mit diesen befassen?

Lesen wir dazu den folgenden Ausschnitt aus A. Riedlingers Notizen zu Saussures zweiter Vorlesung über allgemeine Sprachwissenschaft:

Es gibt für ein Wort zwei Arten einem andern benachbart, verbunden, angenähert zu sein, mit einem andern in Kontakt zu sein: Man kann das als die beiden Existenzorte der Wörter oder als die *zwei Beziehungssphären zwischen den Wörtern* bezeichnen. Das entspricht zwei Funktionen, die auch in uns aktiv sind bezüglich der Sprache ['*langage*'].³

Auf der einen Seite gibt es den innern Schatz, welcher den Fächern des Gedächtnisses entspricht; man kann das ein Magazin nennen; das ist der eine der beiden Orte, die eine der beiden Sphären. In diesem Schatz ist alles versorgt, was im zweiten Ort in Aktion treten kann. Und der zweite Ort, das ist der Diskurs, die Kette des Sprechens ['*parole*']. Je nachdem, ob man sich an den einen oder andern Existenzort der Wörter hält, wird man es mit Gruppen zu tun haben, aber mit Gruppen von ganz unterschiedlicher Natur:

Schatz (Magazin)	Diskurs (Kette)
Assoziationseinheiten	diskursive Einheiten (d.h. Einheiten, die im Diskurs hergestellt werden)
Gruppen im Sinne von <i>Familien</i>	Gruppen im Sinne von <i>Syntagmen</i> ⁴

In der Masse der Elemente, über die wir virtuell verfügen und die wir effektiv verwenden können, in diesem Schatz machen wir Assoziationen: Jedes Element lässt uns an andere denken. Alles, was in irgendeiner Hinsicht vergleichbar oder nicht vergleichbar ist, ist um jedes Wort herum gegenwärtig; anders wäre der Mechanismus der Sprache ['*langue*'] nicht möglich.⁵

Zunächst mag es so aussehen, als ob hier nur nochmals variiert wird, was wir in Bezug auf syntagmatische und assoziative Beziehungen eben dargelegt haben: ihre

¹ GRF, S. 151; CLG/D, S. 174; CLG/E (I), S. 288, Nr. 2032-2034.

² GRF, S. 147; CLG/D, S. 170; CLG/E (I), S. 276, Nr. 1982.

³ Cf. CLG/E (I), S. 277, II R 89, Nr. 1982.

⁴ Cf. CLG/E (I), S. 281, II R 89, Nr. 1998.

⁵ Cf. CLG/E (I), S. 289, II R 90, Nr. 2038.

unterschiedliche Lokalisation, einmal in der 'Kette des Sprechens', einmal in den 'Fächern des Gedächtnisses'. Ganz am Schluss dieser Passage wird aber etwas angesprochen, wovon bisher noch nicht die Rede war: 'Der Mechanismus der Sprache', so heisst es hier nämlich, 'wäre nicht möglich', wenn nicht 'alles, was in irgendeiner Hinsicht vergleichbar oder nicht vergleichbar ist, um jedes Wort herum gegenwärtig' wäre. — Eines ist klar: Wenn es die assoziativen Beziehungen sind, die den 'Mechanismus der Sprache' ermöglichen, dann waren sie, trotz ihrer Unbestimmtheit und trotz ihrer Abhängigkeit vom sprechenden Subjekt, von zentraler Bedeutung für die Linguistik. Doch was genau wird hier als 'Mechanismus der Sprache' bezeichnet und wie soll man sich diesen vorstellen?

Ein Beispiel:

Nehmen wir das Kompositum *ab-reissen*. Wir können es darstellen auf einem horizontalen Band, das der gesprochenen Reihe entspricht:

ab - reissen →

Aber gleichzeitig und auf einer andern Achse existiert im Unterbewusstsein eine oder mehrere assoziative Reihen, deren Einheiten ein Element mit der Anreihung gemeinsam haben, z. B.:

ab - reissen →

<p><i>abbrechen</i> <i>abschneiden</i> <i>abnehmen</i> <i>u. s. w.</i></p>	<p><i>reissen</i> <i>zerreissen</i> <i>entreissen</i> <i>durchreissen</i> <i>u. s. w.</i>¹</p>
--	---

Was zwischen den beiden ausgezogenen Linien steht, ist die 'gesprochene Kette', das, was wir hören, wenn jemand spricht. Wenn wir die Lautfolge 'abreissen' als Wort hören, etwa im Satz «Du willst das Band abreissen», und sie als Infinitiv des Verbs *abreissen* interpretieren, das aus zwei Teilen, aus *ab* und aus *reissen* besteht, so deshalb, weil wir sie unbewusst mit anderen Verben der deutschen Sprache assoziieren: Einerseits mit einer Reihe '*abreissen, abschneiden, abnehmen*' bzw. mit '*abzwicken, abtrennen, ablösen*' oder auch mit '*abfahren, abschneiden, abseilen, abspülen, abwischen*', andererseits mit einer Reihe '*reissen, zerreissen, entreissen, durchreissen*' oder mit '*aufreissen, hinreissen, mitreissen*'. Erst auf dem Hintergrund solcher Reihen – so Saussures Gedanke – wird klar, dass es sich bei der Lautfolge 'abreissen' um ein verbales Kompositum handelt, das sich aus *ab* und *reissen* zusammensetzt. Oder anders gesagt: Was eine syntagmatische Beziehung als solche erst erkennbar und von andern unterscheidbar macht, sind die assoziativen Reihen, in denen ihre jeweiligen Bestandteile stehen.

¹ GRF, S. 153/54; CLG/D, S. 178; CLG/E (I), S. 293, Nr. 2064-2067.

Auf dem selben Weg, auf dem ihre grammatikalische Form analysierbar wird, kommt aber auch der ganz spezifische semantische Wert der Lautfolge 'abreissen' zustande. Nicht etwa von 'abschneiden' und auch nicht von 'durchreissen' ist im Satz «Du willst das Band abreissen» die Rede, sondern eben von 'abreissen' — und weil solche, auf assoziativen Beziehungen beruhenden "Differenzierungen"¹ bei jedem der in der 'gesprochenen Kette' aneinandergereihten Glieder beschreibbar sind – «Du», und nicht etwa *er*, «willst», und nicht etwa *musst*, «das Band», und nicht etwa *das Bild*, «abreissen» –, können assoziative Beziehungen als das verstanden werden, was der 'gesprochenen Kette' erst ihre Bedeutung verleiht. Oder anders gesagt: Der "Inhalt" eines Worts ist "nur richtig bestimmt durch die Mitwirkung dessen, was ausserhalb seiner vorhanden ist"², durch die assoziativen Beziehungen, die ausserhalb der gesprochenen Kette liegen und dennoch 'um jedes Wort herum gegenwärtig' bzw. "rings" um jedes ausgesprochene Wort "gelagert sind [flottent autour]"³. So betrachtet bilden assoziative Beziehungen "ein ganzes latentes System, vermöge dessen man die zur Bildung des Zeichens notwendigen Anhaltspunkte erhält. Dieses hätte von sich aus gar keine eigene Bedeutung"⁴.

« Was daneben gedacht wird »

Über den 'Mechanismus der Sprache', den wir uns somit als "Zusammenwirken"⁵ oder besser noch als "Ineinanderspielen"⁶ syntagmatischer und assoziativer Beziehungen vorstellen können, wird nun Saussures Konzeption der Beziehung von Sprache und sprechendem Subjekt präzise bestimmbar: Das 'latente System, vermöge dessen man die zur Bildung des Zeichens notwendigen Anhaltspunkte erhält', ist nichts anderes als der 'innere Schatz', das 'Magazin', über das ein sprechendes Subjekt verfügt. Indem es die 'gesprochene Kette' mit diesem 'latenten System' verbindet, indem es die 'beiden Existenzorte der Wörter' zueinander in Beziehung setzt, kann das sprechende Subjekt die Lautfolgen, die es hört, als aus Worteinheiten gebildete syntagmatische Ketten interpretieren, denen ein bestimmter Bedeutungswert zuzuschreiben ist.

Diese Konzeption des 'Mechanismus der Sprache', in der das 'latente System' der Assoziationen eines sprechenden Subjekts die Schlüsselrolle spielt, steht nicht im Widerspruch zur Auffassung der Sprache als einer sozialen Tatsache, sondern führt sie

¹ GRF, S. 155; CLG/D, S. 179; CLG/E (I), S. 294, Nr. 2072.

² GRF, S. 138; CLG/D, S. 159; CLG/E (I), S. 260, Nr. 1875.

³ GRF, S. 154; CLG/D, S. 177; CLG/E (I), S. 293, Nr. 2068.

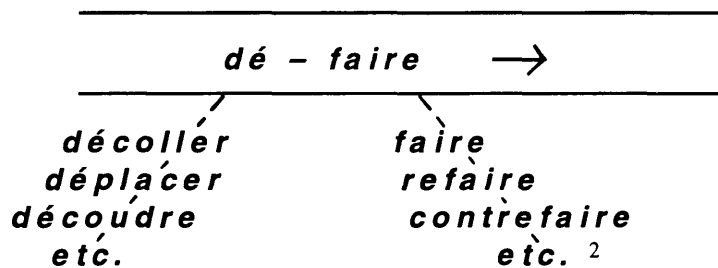
⁴ GRF, S. 155; CLG/D, S. 179; CLG/E (I), S. 294, Nr. 2076.

⁵ GRF, S. 152; CLG/D, S. 176; CLG/E (I), S. 290, Nr. 2045.

⁶ GRF, S. 154; CLG/D, S. 179; CLG/E (I), S. 294, Nr. 2069.

vielmehr konsequent fort¹: Wir haben in den vorangehenden Kapiteln gesehen, dass die Sprache als System von Zeichen nur existiert, indem sie zirkuliert, indem sie von Sprecher zu Sprecher, von Subjekt zu Subjekt weitergegeben wird und sich dabei verändert. Dieser unablässige Prozess der Veränderung der Sprache(n), ihre relative Instabilität, lässt sich nun auch als Folge des Umstands beschreiben, dass das 'latente System' der Assoziationen, der 'innere Schatz' der Subjekte, die an einer Sprache teilhaben, nie vollumfänglich identisch ist, sondern zwangsläufig variiert.

Konkret einsehbar wird dies, wenn wir statt auf das deutsche Beispiel, das uns zur Illustration des 'Mechanismus der Sprache' diene, auf dessen Vorlage im *Cours* zurückgreifen und diese wiederum mit den Beispielen in den verschiedenen Vorlesungsmitschriften vergleichen, nach welchen das Beispiel im *Cours* gebildet ist:



Dass das Verb der französischen Vorlage nicht *arracher* oder *démolir* und auch nicht *se déchirer* oder *se rompre* ist, wie man es auf Grund des Beispiels *abreißen* in der deutschen Übersetzung annehmen könnte, überrascht uns inzwischen nicht mehr sonderlich. Bemerkenswert sind hingegen die Unterschiede, die zwischen der Form dieses Beispiels im *Cours* und seinen verschiedenen Versionen in den Mitschriften von A. Riedlinger, L. Gautier und E. Constantin bestehen, die alle Saussures zweite Vorlesung über allgemeine Sprachwissenschaft besuchten.

Im folgenden geben wir, was die drei am 14. Januar 1909 je notierten, nebeneinander und durch verschiedene Schrifttypen voneinander unterschieden, wieder:

¹ In R.-L. Wagners bereits erwähntem Essai "L'homme et le langage" finden sich hierzu die folgenden, damals wie heute bedenkenswerten Sätze:

"Die strukturelle Linguistik schickt sich gegenwärtig an, die sprachlichen Tatsachen ['faits linguistiques'] nicht mehr nur in der Theorie, sondern in aktuellen Sprachzuständen durch die sehr konkreten Beziehungen zu definieren, die sie im System momentan unterhalten. Sehr interessante Beschreibungen wurden unternommen, welche eine neue linguistische Untersuchungsmethode ausarbeiten. Unseres Erachtens wird sich aber der saussuresche Begriff der *langue* als Arbeitshypothese noch wirkungsvoller erweisen, wenn man ihn noch mehr in einer Zahl begrenzter Subjekte lokalisiert und versucht, die Faktoren zu bestimmen, die deren Bewusstsein ausmachen." (Cf. Wagner 1948, S. 1599/1600).

Vgl. dazu auch Merleau-Ponty 1960a.

² CLG/E (I), S. 293, Nr. 2066; CLG/D, S. 178.

ce qui est pensé à côté
(associatif)

refaire	} associatif.
parfaire	
<u>faire</u>	
défaire	
dé-ranger	
dé-placer	

l'axe syntagm.:	décrire	refaire
	dé-	-faire
	déplacer	faire
	déranger	parfaire
l'axe associatif		

parfaire
refaire
<u>faire</u>
dé-faire
dé-placer
dé-ranger
dé-mettre
etc.

(A. R.)

(L. G.)

(E. C.)¹

In allen drei Versionen wird das 'latente System' der Assoziationen von *défaire* dargestellt, die Worte *in absentia*, die 'rings' um dieses Wort 'herum gelagert sind', ohne selbst in der gesprochenen Kette aufzutreten. In allen drei Versionen wird auch deutlich, dass wir uns den 'Mechanismus der Sprache' als 'Ineinanderspielen' syntagmatischer und assoziativer Beziehungen vorzustellen haben. Und dennoch unterscheiden sich bereits diese drei Mitschriften, nicht nur durch ihre graphische Darstellung, sondern bis ins sprachliche Detail, augenfällig voneinander: Weder die mit *dé-* noch jene mit *-faire* gebildeten assoziativen Wortgruppen sind, was Zahl, Anordnung und Auswahl ihrer Elemente betrifft, in den drei Versionen je strikt identisch.

Bally und Secheyne standen bei der Redaktion des *Cours* nur die beiden Versionen von Riedlinger und Gautier zur Verfügung². Wie wir nun feststellen können, haben sie zwar in ihrer Version versucht, die unterschiedliche formale Gestaltung des Beispiels durch Riedlinger und Gautier in einer Art Synthese zu vereinen. Zugleich fällt aber auch auf, dass sich das Beispiel, so wie wir es aus dem *Cours* kennen, in seiner Wortwahl stark von den beiden Vorlagen unterscheidet: Aus den Reihen zu *dé-* ist im *Cours* nur gerade *déplacer* aufgenommen. Anstelle von *déranger*, *décrire*, *démettre* finden wir *décoller* und *découdre*. In der Reihe zu *-faire* schliesslich, finden wir *contrefaire* - "fälschen" -, statt, wie bei allen drei Vorlesungsmitschriften, *parfaire* - "vollenden".

Welches ist nun aber der sprachtheoretische Ertrag, der aus diesem Vergleich resultiert? Was sich im Nebeneinander der vier verschiedenen Versionen sozusagen experimentell zu bestätigen scheint, ist zunächst, dass 'sich die Glieder assoziativer Art weder in bestimmter Zahl noch in bestimmter Ordnung darbieten': Wenn Zahl und Ordnung der dem Verb *défaire* zugeordneten assoziativen Glieder von Version zu Version in augenfälliger Weise variieren, genauer noch, wenn sie variieren können, ohne dass sich der Aussagegehalt des Beispiels ändert, so scheinen sie, wie es bei Riedlinger und Constantin heisst, in der Tat "quelconque" - "beliebig"³ zu sein. Sind aber Zahl und Ordnung der assoziativen Glieder insofern beliebig, als sie von Version zu Version variieren, so ist, umgekehrt, jede einzelne Version durch Zahl und Ordnung ihrer jeweiligen assoziativen Glieder sehr wohl bestimmt, da sie sich ja scharf von den andern

¹ Vgl. CLG/E (I), S. 293, Nr. 2064-2066.

² Die Vorlesungsmitschriften von E. Constantin wurden erst 1958 wiederentdeckt. Vgl. R. Godel: "Nouveaux documents saussuriens: les cahiers E. Constantin", in: CFS 16, 1959, S. 23-32.

³ CLG/E(I), S. 288, Nr. 2033, II R 92 und II C 68.

unterscheiden lässt. Die Version von Bally und Sechehaye etwa weicht in signifikanter Weise dadurch von allen andern ab, dass *contrefaire* anstelle von *parfaire* steht.

Versuchen wir zu präzisieren: Als Veranschaulichung des 'latenten Systems, vermöge dessen man die zur Bildung eines Zeichens – *défaire* – notwendigen Anhaltspunkte erhält', sind, etwa, die vier Folgen '*défaire, faire, parfaire, refaire*' (A. R.), '*parfaire, faire, défaire, refaire*' (L. G.), '*défaire, faire, refaire, parfaire*' (E. C.) und, schliesslich '*défaire, faire, refaire, contrefaire, etc.*' (C. B. und A. S.) durchaus gleichwertig und könnten ebensogut durch andere ersetzt werden. Das System der französischen Sprache jedenfalls liefert keine Anhaltspunkte dafür, welche dieser Reihen den andern vorzuziehen wäre. Diesbezüglich trifft also zu, dass 'sich die Glieder assoziativer Art weder in bestimmter Zahl noch in bestimmter Ordnung darbieten'. Aber gerade insofern Zahl und Ordnung der assoziativen Glieder von einem sprachlichen System nicht vorgegeben sind, braucht es für das Funktionieren des 'Mechanismus der Sprache' die je bestimmten assoziativen Verknüpfungen der einzelnen sprechenden Subjekte.

Wir können es auch so sagen: Die assoziativen Glieder, die um die Worte der 'gesprochenen Kette' herum gelagert sind, stammen zwar immer aus dem sprachlichen System, ihre je bestimmte Anordnung aber lässt sich nicht direkt aus dem System schlechthin – etwa aus demjenigen des Französischen – ableiten, sondern verweist immer auf ein je besonderes sprechendes Subjekt – etwa auf A. R., L. G., E. C., C. B. und A. S.

Weshalb der eine gerade diese und nicht eine andere Anordnung der assoziativen Glieder vornimmt, wird er in der Regel kaum zu sagen wissen. Denn diese Anordnung ist weder bewusst noch intentional, sondern vielmehr durch das bestimmt, *was daneben gedacht wird* – 'ce qui est pensé à côté'¹. Wie diese assoziativen Vorgänge im 'latenten System' eines sprechenden Subjekts im einzelnen aussehen können, davon vermittelt uns ein Dokument aus der Feder Ferdinand de Saussures einen faszinierenden Eindruck. Anfangs der neunziger Jahre wurden er und zahlreiche andere Personen vom Genfer Psychologen Théodore Flournoy im Rahmen einer empirischen Untersuchung, die dieser zusammen mit Edouard Claparède durchführte, gefragt, welche Farbeindrücke in ihnen die Vokale hervorriefen. In der 1893 unter dem Titel *Des phénomènes de synopsis* publizierte Studie ist Saussures Antwort anonym – "Hier zu

¹ Vergleichbares stellt R. Jakobson in Bezug auf die Sprache der Dichtung fest:

"Phonologie und Grammatik mündlicher Dichtung bezeugen ein System komplexer und ausgeprägter Entsprechungen, die erscheinen, wirken und durch die Generationen weitergegeben werden, ohne dass jemandem die Regeln bewusst würden, die dieses verwickelte Gefüge beherrschen. Das unmittelbare und spontane Erfassen von Wirkungen ohne rationales Herausarbeiten der Vorgänge, von denen sie hervorgebracht werden, ist nicht auf die mündliche Überlieferung und ihre Übermittler beschränkt. Die Intuition mag als wichtiger, nicht selten sogar einziger Gestalter dieser verwickelten phonologischen und grammatischen Strukturen in den Schriften individueller Dichter auftreten. Solche auf der Ebene des Unterbewussten besonders beeindruckende Strukturen können auch ohne Unterstützung durch logisches Urteil und klare Einsicht wirken [...]"

(R. Jakobson: "Unterbewusste sprachliche Gestaltung in der Dichtung", in: ders., *Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921-1971*, hrsg. von E. Holenstein und T. Schelbert, Frankfurt/M 1979, S. 325).

diesem Thema eine instruktive Antwort, die ich dem Entgegenkommen eines bedeutenden Linguisten, Herrn X, verdanke"¹ – abgedruckt:

«Welche Farben haben Ihrer Meinung nach die Vokale?»²

«Ich glaube nicht in den Termen auf die Frage (zur Farbe der Vokale) antworten zu können, in denen sie gestellt wurde. Und zwar wegen des folgenden Umstands, der mich erstaunt:

Wir schreiben auf Französisch denselben Laut auf vier verschiedene Arten in *terrain*, *plein*, *matin*, *chien*. Wenn nun dieser Vokal *ain* geschrieben wird, dann sehe ich ihn in einem bleichen Gelb, wie einen im Ofen schlecht gebackenen Ziegelstein.; wenn er *ein* geschrieben wird, macht er mir den Eindruck eines Geflechts rotvioletter Venen; wenn er *in* geschrieben wird, weiss ich überhaupt nicht mehr, welchen Farbeindruck er in meinem Geist hervorruft, und neige dazu zu glauben, dass er keinen Farbeindruck hervorruft; wenn er endlich *en* geschrieben wird (was nur nach einem vorangehenden *i* vorkommt), erinnert mich die Gruppe, als Ganzes, ziemlich an einen Knäuel noch frischer Hanfschnüre, der noch nicht den weisslichen Ton der gebrauchten Schnur angenommen hat.

Es ist somit, offenbar, nicht der Vokal als solcher, das heisst so wie er für das Ohr existiert, der einen entsprechenden visuellen Eindruck hervorruft. Andersherum ist es aber auch nicht der Anblick eines bestimmten Buchstabens oder einer bestimmten Gruppe von Buchstaben, der diesen Eindruck hervorruft. Vielmehr ist es der Vokal in dem Masse, wie er im graphischen Ausdruck enthalten ist, ist es das imaginäre Wesen, welches diese erste Vorstellungsassoziation bildet, das, durch eine andere Assoziation mir so erscheint als habe es eine gewisse *Konsistenz*, eine bestimmte *Farbe*, manchmal auch eine bestimmte *Form* und einen bestimmten *Geruch*.

Diese Farbe und anderen Merkmale beziehen sich, anders gesagt, nicht auf akustische Werte, sondern auf orthographische Werte, von welchen ich unwillkürlich

Substanzen mache. Das Wesen $\left[\begin{array}{c} \text{Vokal } x \\ \text{Buchstabe } x \end{array} \right]$ ist charakterisiert durch diesen Aspekt, diesen Ton, dieses Anfühlen.

Ich habe kaum beobachtet, ob in den Fremdsprachen die Folge der Entsprechungen für mich dieselbe ist wie im Französischen. Es scheint mir auf jeden Fall, dass sie dort weniger intensiv, weniger entwickelt, weniger präzise ist.

Auf Französisch ist *a*, das heisst $\left[\begin{array}{c} \text{Vokal } a \\ \text{Buchstabe } a \end{array} \right]$ weisslich, gegen gelb gehend; als Konsistenz ist es etwas Solides, aber wenig Dichtes, das leicht unter einem

¹ Cf. Th. Flournoy: *Des phénomènes de synopsis (audition colorée)*, Paris/Genf 1893, S. 50. Dass es sich beim erwähnten 'bedeutenden Linguisten' in der Tat um Saussure handelt ist unter anderem durch die folgende Bemerkung belegt, welche Mireille Cifali im Nachlass von Claparède fand:

"Detaillierte Antwort von Personen, von Wissenschaftlern mit skrupulösem Gewissen, deren Aufrichtigkeit über jedem Zweifel steht (Fall Ferdinand de Saussures). Cf. Flournoy, S. 51, überaus reich an Details."

(Cf. M. Cifali: "Présentation", in: *Le bloc-notes de la psychanalyse* 3, 1983, S. 133/34). – Wie Flournoy und Claparède im Vorwort zu ihrem Buch schreiben, basiert ihre Untersuchung auf 694 eingegangenen von 2600 versandten Fragebögen sowie auf Resultaten, die zuvor schon von anderen Autoren (z. B. A. Binet oder E. Bleuler) publiziert worden waren. In seiner bereits zitierten Studie "Le débat sur l'arbitraire du signe au XIX^e siècle" zeigt A. Chervel nicht nur auf, dass das Thema der Farbe der Vokale zu dieser Zeit in Frankreich (hier vor allem im Anschluss an A. Rimbauds 1871 erschienenes Sonett *Voyelles*) ebenso wie auf der andern Seite des Rheins – etwa bei August Schlegel, Wilhelm von Humboldt, Jakob Grimm und vielen anderen mehr – sehr en vogue war, sondern versucht auch, deren diesbezügliche Spekulationen in den sprachtheoretischen Zusammenhang der Debatte um die Beliebigkeit des sprachlichen Zeichens zu stellen (vgl. Chervel 1979, S. 17 ff.). G. Genette hat in einem Übersichtstableau die Farb-Vokal Zuordnungen von mehr als zwanzig dieser und anderer namhafter Autoren zusammengestellt (Genette 1976, S. 404). Der jüngste, bemerkenswerte Beitrag zum Thema stammt von keinem geringeren als Claude Lévi-Strauss: "Des sons et des couleurs", in: ders.: *Regarder, écouter, lire*, Paris 1993, S. 125-148.

² "Quelles couleurs trouvez-vous aux voyelles?" lautete Flournoys Frage wörtlich.

Stoss kracht, zum Beispiel ein in einem Rahmen aufgespanntes Papier (vergilbt von der Zeit), eine dünne Türe (aus nicht lackiertem, weiss gebliebenem Holz), von der man spürt, dass sie beim geringsten Stoss, den man ihr gäbe, mit Krachen zerspringen würde, eine *schon zerschlagene* Eierschale, welche man weiter unter dem Druck der Finger knacken lassen kann. Besser noch: Die Schale eines rohen Eis ist *a* (und zwar hinsichtlich der Farbe und der Konsistenz des Objekts), aber die Schale eines gekochten Eis ist nicht *a*, weil man das Gefühl hat, das Objekt sei kompakt und widerstandsfähig. Eine gelbliche Glasscheibe ist *a*; eine Glasscheibe von gewöhnlicher Farbe, mit bläulichen Reflexen, ist das genaue Gegenteil von *a*, wegen ihrer Farbe, und obwohl die Konsistenz genau passt.

Ein *a*, das nicht *a* geschrieben wird, zum Beispiel das *a* in *roi*, ruft diese Ideen nicht hervor – es sei denn, ich schriebe dasselbe Wort in phonetischer Schreibweise *rwa*.» [...]¹

Zur gleichen Zeit, in der seine wissenschaftlichen Veröffentlichungen immer spärlicher und wortkarger werden, zur gleichen Zeit auch, aus der seine fragmentarisch gebliebenen, von zahllosen abgebrochenen Sätzen durchzogenen Entwürfe zu seinem nie geschriebenen Buch über die Grundlagen der allgemeinen Sprachwissenschaft stammen, schildert Saussure nicht nur wort- und detailreich, sondern mit spürbarer Lust und feinfühlig die Farbeindrücke, die in ihm die 'Vokale der Wörter' hervorrufen. Es ist ein sehr privater, wenn nicht intimer Text, der dabei entsteht, und der so wohl nur entstehen konnte, weil er nicht dem Massstab von Saussures wissenschaftlicher Prosa genügen musste. Und doch ist dieser Text alles andere als wissenschaftlich bedeutungslos.

Wir haben im letzten Kapitel gesehen, wie seine zeichentheoretischen Überlegungen Saussure zur Feststellung führen, dass es 'das gänzlich letzte Gesetz der Sprache sei, dass es nichts gibt, was dauernd in *einem* Term residieren kann' und 'dass es niemals ein einzelnes Sprachfragment geben wird, das auf etwas anderes gegründet sein kann, als auf sein Nichtzusammenfallen oder auf den Grad seines Nichtzusammenfallens mit dem Rest'. Die Herausbildung dieser Einsicht, die im *Cours* auf die Formel reduziert ist, "dass es in der Sprache ['langue'] nur Differenzen gibt"², lässt sich über Saussures *Mémoire sur le système primitif des voyelles dans les langues indo-européennes* bis zu seinen ersten Publikationen, insbesondere seinem 1877 erschienenen "Essai d'une distinction des différents a indo-européens" zurückverfolgen. Im Dokument, das wir nun vor uns haben, geht es ebenfalls um Vokale und dabei ausführlich auch um den Vokal *a*³. Doch hier wird nicht der Stellenwert dieses Vokals im System einer bestimmten Sprache, etwa dem Sanskrit, beschrieben, sondern die Rede ist von den Farbeindrücken, die dieser Vokal – je nach Schreibweise – bei einem bestimmten Subjekt, bei Ferdinand de Saussure, dessen Muttersprache das Französische ist, hervorrufen. Saussures Feststellung, dass 'ein einzelnes Sprachfragment niemals auf etwas anderes gegründet sein kann, als auf sein Nichtzusammenfallen mit dem Rest', das 'gänzlich letzte Gesetz der Sprache', wird durch seine Beschreibung der Eindrücke, die

¹ Cf. Flournoy 1893, S. 50-52.

² Cf. GRF, S. 143; CLG/D, S. 166; CLG/E (I), S. 270, Nr. 1939.

³ Saussures *Mémoire* beginnt, nebenbei bemerkt, wie folgt:

"Die Untersuchung der vielfältigen Formen, unter denen sich das manifestiert, was man das indo-europäische *a* nennt, ist der unmittelbare Gegenstand dieses Werkleins [...]" (Cf. REC, S. 3).

Wie sich J. Wackernagel 1922 erinnerte, gab kurz nach dem Erscheinen des *Mémoire* eine "sehr kultivierte Genfer Dame" ihm gegenüber ihrem Erstaunen Ausdruck, "wie ein derart geachteter und gelehrter Mann ein ganzes Buch über den Buchstaben *a* schreiben konnte" (cf. Gmür 1986, S. 81).

sich für ihn, unter Einbezug ihrer verschiedenen Schreibweisen, mit den Vokalen verbinden, nicht widerlegt; diese Feststellung wird vielmehr in entscheidender Weise ergänzt, indem hinter der ersten, durch systematische Differenzen und Werte bestimmten Ordnung, eine zweite, durch subjektive Differenzierungen bestimmte Ordnung sichtbar wird, in der ein und derselbe Laut, je nach Schreibweise, durch ganz andere Eindrücke und Wertungen assoziativ besetzt erscheint.

Damit zeichnet sich aber eine mögliche Antwort auf Saussures Frage ab, wie 'die Fähigkeit unseres Geistes, sich an Terme zu hängen, die in sich null und nichtig sind'¹ zu erklären sei: Für das System einer Sprache zählen sprachliche Laute, insofern sie Träger von Differenzen sind. Dieselben Laute sind jedoch, für die sprechenden Subjekte, zugleich auch durch Wertungen assoziativer Natur besetzt. Wenn nun der 'Mechanismus der Sprache' nicht ohne das 'latente System' der assoziativen Beziehungen eines sprechenden Subjekts denkbar ist, heisst das nichts anderes, als dass sich dessen je individuelle Wertungen und Besetzungen, ohne dass sie als solche expliziert zu werden brauchen, ins System der von ihm gesprochenen Sprache einschreiben und ihr damit eine je spezifische Konsistenz bzw. eine von Subjekt zu Subjekt verschiedene «*Färbung*» verleihen. Für die Beschreibung der Sprache(n) als soziale Tatsache zählt zweifellos zunächst nicht deren je individuelle Färbung, sondern die Ordnung der systematischen Differenzen ihrer Elemente. Wenn es aber die individuelle Färbung ist, dank welcher sich 'unser Geist an Terme hängen kann, die in sich null und nichtig sind', erweist sich die Ordnung der subjektiven Differenzierungen insofern als eine für die sprachlichen Systeme unabdingbare Voraussetzung, als diese ja nur existieren, indem sie, von Subjekt zu Subjekt weitergegeben, zirkulieren.

In Zungen reden

Liest man derart die 1893 anonym erschienenen Zeilen zur Farbe der Vokale im Kontext der gleichzeitig entstehenden semiologischen Überlegungen, zeigt sich, dass und wie mit Saussure eine komplexe Wechselwirkung zu denken wäre, in der sich systematische und subjektive sprachliche Differenzen gegenseitig bedingen und bestimmen. Doch führt eine solche Lektüre weit weg von dem, was Bally und Sechehaye als Saussuresche Sprachwissenschaft dargestellt haben². Wenn man im *Cours* vergeblich nach solchen Überlegungen, wie wir sie hier entwickelt haben, sucht, hat das aber nichts damit zu tun, dass dessen Herausgeber etwas unterschlagen oder einfach auch nur weggelassen hätten, was sie in ausgearbeiteter Form in den ihnen bekannten Manuskripten vorfanden. Die Gedankengänge, wie wir sie hier zu skizzieren versuchten, gehören wohl eher zu dem,

¹ Siehe weiter oben, *Zeichen*, S. 110 ff.

² Weiterführende Überlegungen dazu finden sich in J. Fehr: "Wie natürlich sind die natürlichen Sprachen?", in: *Liechtensteiner Exkurse II*, «*Was wäre Natur?*» (26.-30. September 1994), im Druck.

was Saussure daran hinderte, sein Denken als sprachwissenschaftliche Theorie zu fassen. Dass Saussure aber, ohne zu ausformulierten Resultaten zu gelangen, sehr wohl in der hier angezeigten, vom Hauptstrom der Linguistik abweichenden und wenig erforschten Richtung gesucht hat, bestätigt sich eindrücklich in den Arbeiten, die im Umfeld seiner sprachwissenschaftlichen Lehr- und Forschungstätigkeit entstanden sind.

Nur ein paar Jahre nachdem er ihn über seine synoptischen Impressionen befragt hatte, ist Flournoy auch mit einem weiteren Anliegen an Saussure gelangt, das im Zusammenhang mit einer anderen, weit bekannteren Arbeit des Genfer Psychologen steht. Wir denken an seine Untersuchung des Mediums Elise-Catherine Muller alias Hélène Smith. — Flournoy selbst war, wie er eingangs seines im Jahre 1900 unter dem Titel *Des Indes à la planète Mars. Etude sur un cas de somnambulisme avec glossolalie* erschienenen Buchs berichtet, "im Dezember 1894 von Herrn August Lemaître, Professor am Gymnasium zu Genf, eingeladen [worden], in dessen Wohnung einigen Sitzungen eines weder gewerbsmässigen noch bezahlten Mediums beizuwohnen, dessen ausserordentliche, augenscheinlich übernormale Begabung man mir schon mehrfach gerühmt hatte"¹. In dieser ersten Sitzung wurde Flournoy von Hélène Smith, welche, "in bescheidenen Verhältnissen lebend und von unantastbarem Rufe, ihren Unterhalt rechtschaffen als Angestellte eines grossen Geschäftshauses verdiente"², sogleich durch die Mitteilung von "Ereignissen" überrascht, "die", wie Flournoy schreibt, "sich in meiner Familie vor meiner Geburt begeben hatten, nur persönliches Interesse beanspruchten, und von denen die jetzige Generation sicher nichts wissen konnte"³. Herausgefordert von diesen Mitteilungen des Mediums, unternahm Flournoy in den folgenden zehn Jahren den in zahlreichen wissenschaftlichen Publikationen⁴ dokumentierten Versuch, mittels des zu jener Zeit verfügbaren Instrumentariums der experimentellen Psychologie⁵ und unter Einbezug verschiedener Fachexperten, die

¹ Th. Flournoy: *Die Seherin von Genf. Experimentaluntersuchungen zur Religions- Unterbewusstseins- und Sprachpsychologie*, hrsg. v. G. Vorbrodt, mit einem Geleitwort von M. Dessoir, Leipzig 1914 [hinfort zitiert: SVG] S. 1. In der deutschen Übersetzung von *Des Indes* sind auszugsweise auch Passagen aus den "Nouvelles observations sur un cas de somnambulisme avec glossolalie" aufgenommen, die Flournoy 1902 in der ersten Nummer seiner neugegründeten Zeitschrift *Archives de Psychologie*, S. 101-255 veröffentlicht hatte (zur Textgestalt vgl. SVG, S. XII-XV, Einleitung des Herausgebers). In dieser Nachfolgeuntersuchung berichtet Flournoy von den verschiedenartigen Reaktionen, die sein Buch beim Publikum, in wissenschaftlichen und spiritistischen Kreisen und insbesondere bei Hélène Smith auslöste.

² Ibid.

³ Ibid.

⁴ Neben den beiden bereits erwähnten Arbeiten sind dies u.a.: "Quelques faits d'imagination subliminale chez les médiums", in: *La Suisse universitaire*, 1898, S. 419-20; "Genèse de quelques prétendus messages spirites", in: *Revue philosophique* XLVII, 1899, S. 144 ff. [im gleichen Jahr als sechzehneitiger Separatdruck auch bei Ch. Eggimann in Genf erschienen]; "Observations psychologiques sur le spiritisme", in: *Quatrième Congrès international de psychologie*, Paris: 1900, S. 102-112; *Esprits et Médiums. Mélanges de métapsychique et de psychologie*, Paris/Genf 1911, 570 Seiten, sowie mehrere kleinere Artikel und Rezensionen.

⁵ Flournoy hatte im Universitätsjahr 1878/79, zur gleichen Zeit als dort Saussure sein *Mémoire* veröffentlichte, in Leipzig Philosophie studiert. In diesem Jahr eröffnete W. Wundt sein psychologisches Laboratorium. Als Flournoy 1891 an die Universität Genf berufen wurde, bestand er darauf, dass sein Lehrstuhl, als erster dieser Art in Europa, der Faculté des Sciences zugeteilt wurde, und begann umgehend mit der Einrichtung seines eigenen "laboratoire de Psychologie". In der ersten Hälfte der neunziger Jahre veröffentlichte Flournoy eine Reihe von Beiträgen zur experimentellen Psychologie. Vgl. dazu E. Claparède: "Théodore Flournoy. Sa vie, son œuvre (1854-1920)", in:

psychischen Vorgänge zu erforschen, welche sich bei Hélène Smith abspielten, um so ihren 'augenscheinlich übernormalen' Fähigkeiten auf die Schliche zu kommen¹.

Zu den auffälligsten 'übernormalen' Begabungen von Hélène Smith gehörte zweifellos, dass sie in ihren Trancezuständen offenbar in der Lage war, verschiedene

Archives de psychologie XVIII, 1923, S. 1-125, sowie Th. Flournoy: *Notice sur le laboratoire de Psychologie. Publiée à l'occasion de l'Exposition nationale suisse à Genève en 1896*, Genf 1896. Vgl. dazu auch J. Fehr: "«Le mécanisme de la langue» entre linguistique et psychologie: Saussure et Flournoy", in: *Langages*, 1995, im Druck.

- ¹ Mit der Veröffentlichung von *Des Indes à la planète Mars* wurden Autor und Heldin des Buchs auf einen Schlag weltberühmt. Innert weniger Monate erreichte das Werk seine dritte französische Auflage und noch im gleichen Jahr wie das französische Original erschien (in New York und London) eine englische, 1905 dann eine italienische und 1914 schliesslich die deutsche Übersetzung, aus der wir hier zitieren. Dass das Buch diesen durchschlagenden Erfolg wohl weniger seinen wissenschaftlichen als seinen romanesken Qualitäten verdankte, war Flournoy, wie aus den folgenden Sätzen seines Vorworts ablesbar ist, bewusst:

"Der Doppeltitel dieses Werks bezeichnet seinen gemischten und mangelhaften Charakter. Ursprünglich sollte es eine "*Untersuchung über einen Fall von Somnambulismus*" sein, d.h. eine kurze Monographie, einzig auf Exaktheit bedacht und beschränkt auf einige solcher Tatsachen, die Psychologen und Physiologen interessieren möchten. Aber die Umstände entschieden anders. Die in Genf auftretende Polemik, die sichtliche Unmöglichkeit, die Kenntnis eines Falls, dem sich schon die Neugierde eines weiteren Publikums anheftete, auf Spezialisten einzuengen, und noch andere Überlegungen haben mich veranlasst, von meinem rein wissenschaftlichen Plan abzuweichen und meine Untersuchung auf Popularisierung einzustellen. Wenn ich wenigstens ehrlich meinen Weg festgehalten hätte mit Verzicht auf jede Härte der Methode! Wenn ich mich doch bemüht hätte, aus einem komplexen Fall, wo man unaufhörlich von *Indien zum Planeten Mars* und anderen ebenso unvorhergesehenen Dingen fährt, alles herauszunehmen, was dabei an anekdotenhaftem Interesse, moralischen Reflexionen, historischen Vergleichen, literarischen Quellen vorlag! Aber ich vermochte es nicht. Ich bin der parteiische und unentschiedene Sklave der einander entgegengesetzten Richtungen geblieben, zwischen welchen ich hätte wählen sollen. Ich habe zwei Hasen auf einmal verfolgt, und weiss nun nicht, was daraus wird.

Das ist die Genesis dieses Buches, dessen Länge ausser Verhältnis zur Wichtigkeit seines Inhalts ist. Zu sehr gespickt mit Termini technici und barbarischen Interpretationen, um dem grossen Publikum etwas zu sagen, zu angefüllt mit elementaren und banalen Erklärungen, um die Aufmerksamkeit der Fachmänner zu verdienen, hat es weder die Form, die für die ersteren nötig ist, noch den Inhalt, den zu fordern die letzteren ein Recht haben. Nichtsdestoweniger veröffentliche ich es – als ein nicht nachzuahmendes Beispiel –, um nicht mehr daran denken zu müssen, und mit dem Trost, den ich in dem Gedanken finde, dass schliesslich niemand verpflichtet ist, es zu kaufen und zu lesen." (SVG, S. XVI-XVII).

Dass des Verfassers selbstironische Vorwarnungen wenig fruchteten, ist auch aus den literarischen Spuren ersichtlich, die *Des Indes* hinterliess. "Hélène, c'est moi" sagt Nadja in André Bretons gleichnamigen Buch, und auch auf einer Karte des surrealistischen *Jeu de Marseille* begegnet einem Flournoys Heldin (abgebildet in O. Flournoy: *Théodore et Léopold. De Théodore Flournoy à la psychanalyse*, Neuenburg 1986, S. 160-161). Neben den Surrealisten hat das Buch des Genfer Psychologen aber offenbar auch zwei sehr unterschiedliche Autoren der deutsch- und französischsprachigen Literatur der Schweiz inspiriert.

Der Held von Guy de Pourtalès' stark autobiographisch gefärbtem Roman *La pêche miraculeuse* hört – als er 1915 in Flandern auf französischer Seite kämpfend, in einen der ersten deutschen Kampfgasangriffe gerät und, verletzt am schlammigen Boden liegend, den Tod vor Augen sieht – die folgenden, von einer ihm vertrauten Stimme gesprochenen Worte:

"«*Be a man my Boy.*» La voix d'Ellen Smith, sa vieille bonne de Tannery, lui revenait avec ces mots anglais. «*Be a man.*»"

Nicht auf diesen "wunderbaren Namen"* , wohl aber auf einen mit der Unbill spiritistischer Erscheinungen und Intrigen kämpfenden Genfer Psychologieprofessor stösst man in Friedrich Glausers erstem Kriminalroman *Der Tee der drei alten Damen*. Dass es von diesem Louis Dominicé nicht weit zu Flournoy ist, lässt sich daraus erschliessen, dass ein Protagonist in der gleichzeitig mit dem Kriminalroman entstandenen Erzählung "Dämonen am Bodensee" genau jenes Buch liest, das auch André Breton so faszinierte.

* Cf. J. Lacan, *L'acte psychanalytique*, unveröffentlichtes Seminar vom 22. November 1967.

Sprachen zu sprechen und zu schreiben, deren Kenntnis man bei einer in bescheidenen Verhältnissen lebenden Genfer Angestellten kaum erwartet hätte: So kommunizierte sie nicht nur, in einem gänzlich unbekanntem Idiom, mit den Bewohnern des Planeten Mars¹, sondern schien, als Reinkarnation der vom indischen Prinzen Sivruka-Nayaka als elfte Frau geehrten arabischen Prinzessin Simandini, auch Sanskrit oder zumindest eine Sprache, die diesem sehr ähnlich war, zu sprechen und in einem ans Devanagari erinnernden Alphabet auch zu schreiben².

In der Annahme, dass Héléne Smiths 'indische Sprache' auch den Genfer Professor des Sanskrit interessieren dürfte, täuschte sich Flournoy nicht: Saussure liess sich für die Abklärung der Frage, ob es sich bei den Verlautbarungen des Mediums tatsächlich um Sanskrit handle oder nicht, nicht lange bitten, sondern bedankt sich vielmehr bereits in seinem ersten diesbezüglichen Brief an Flournoy überschwänglich für das interessante Material und bietet beflissen seine Dienste an. Saussures brennendes Interesse ist umso erstaunlicher, als er Flournoys Frage auf Anhieb beantworten konnte: Die Sprache des Mediums war nicht Sanskrit, sondern ein mit "sanskritoiden"³ Wortbildungen durchsetztes Kauderwelsch, ein «*charabia*». Ungeachtet dieses klaren Befunds bittet Saussure jedoch um weiteres Material und wünscht, sich mit Flournoy eingehend über den Fall zu unterhalten.

Die Mehrzahl der in der Folge entstandenen, detaillierten philologischen Kommentare und Briefe Saussures ist in *Des Indes à la planète Mars* wortwörtlich wiedergegeben. Doch nicht nur das: Wir erfahren auch, dass Saussure selbst, wenn auch nur selten⁴, an den bei Flournoy abgehaltenen spiritistischen Séancen teilnahm. Im Protokoll der Séance vom 26. Juni 1897 sehen wir ihn etwa, wie er "ganz nahe bei Héléne stehend, welche singend am Boden sass"⁵ von dieser als Reinkarnation ihres Höflings Miousa erkannt wird, und wie er, weiter, mit der philologischen Genauigkeit, die diese Umstände erlaubten, nämlich, wie er ausdrücklich festhält, "ohne Garantie"⁶,

¹ Wie Flournoy zurecht bemerkt, wurden zu jener Zeit durch C. Flammarions 1892 erschienenes, populärwissenschaftliches Werk *La planète Mars et ses conditions d'habitabilité* nicht nur spiritistische Kreise in den Bann dieses Gestirns gezogen. Die Sprache, in der Héléne mit den Marsbewohnern sprach, ist durch einen Korpus von über vierzig kürzeren und längeren Texten dokumentiert. Nur ein Jahr nach *Des Indes* erschien in Paris V. Henrys *Le langage martien. Etude analytique de la genèse d'une langue dans un cas de glossolalie somnambulique*, in welcher der Sorbonner Professor Hélénes Wortschatz einer minutiösen linguistischen Analyse unterzog. (Neuabdruck mit Einleitung sowie bio- und bibliographischen Angaben in V. Henry, *Antinomies linguistiques/Le langage martien*, Paris 1991).

Zur Zeit als Flournoy und Saussure in Leipzig studierten, erregten dort und an anderen deutschen Universitäten vergleichbare spiritistische Veranstaltungen die wissenschaftlichen Gemüter derart, dass sich Wundt veranlasst fühlte, ein klärendes Wort zu sprechen. Vgl. "Der Spiritismus. Offener Brief an Herrn Prof. Dr. Ulrici in Halle" [1879], in: W. Wundt, *Essais*, Leipzig 1885, S. 342-366, sowie S. Hall: *Die Begründer der modernen Psychologie (Lotze, Fechner, Helmholtz, Wundt)*, Leipzig 1912, S. 140 ff.

² Vgl. SVG, S. 330-411, Indischer Zyklus. Flournoy suchte in breitangelegten Nachforschungen, in denen er die Meinung namhafter Orientalisten und Historiker einholte, nach der Quelle dieses "Romans" und glaubte sie schliesslich in der Form der sechsbändigen, 1828 erschienenen *Histoire générale de l'Inde ancienne et moderne, depuis l'an 2000 avant J.-C. jusqu'à nos jours* von de Marès gefunden zu haben.

³ SVG, S. 385.

⁴ Nämlich genau viermal, wie Flournoy S. 393 festhält.

⁵ SVG, S. 382.

⁶ Ibid.

zu notieren versucht, was Hélène mit leiser Stimme artikulierte: "gâya gaya naïa ia miya gayâ briti ... gaya vayayâni pritiya kriya gayâni i gâya mamata gaya mama nara mama patii si gaya gandaryô gâya ityâmi vasanta [...]"¹ etc.

Aus den hier unmittelbar anschliessenden Zeilen ist zu entnehmen, welchen weiteren Verlauf diese Sitzung nahm, und zugleich geben sie einen guten Eindruck von Flournoy's Arbeitsweise:

Gegen Ende dieser selben Sitzung entschloss sich Léopold², zweifellos unserm ziemlich seltenen Gaste, de Saussure, zu Ehren, ... mit Hélènes Stimme seine mit Sanskritworten untermischte Interpretation des indischen Liedes zu geben, welche wörtlich folgt: "Singe, Vogel, lasst uns singen! Gaya .. Lasst uns besingen den Frühling; Tag und Nacht bin ich glücklich! Lasst uns singen! [...]"

Vergleicht man diese Übersetzung mit dem indischen Text, so entdeckt man zwischen ihnen gewisse Berührungspunkte: ausser den beiden, durchaus exakten Worten gaya = "singe" und vasanta = "Frühling", findet man den Gedanken von "lasst uns lieben" in =priti und briti (sanskrit prîti, Tätigkeit des Lebens). [...]

Die vorstehenden Beispiele genügen, um von Hélènes Indisch eine Vorstellung zu geben; es ist Zeit, damit zu schliessen. Augenscheinlich handelt es sich hierbei nicht um irgendeinen gegenwärtig existierenden Dialekt. Glardon meint, es sei weder Hindi noch Urdu, und sieht jetzt darin eine Mischung von wirklichen, wahrscheinlich Sanskrittermini, und erfundenen Worten, nachdem er anfänglich in Form einer einfachen Hypothese die Idee geäussert hatte, es könnte Tamil oder Mahratta sein. Michel urteilt ebenfalls, dass in Simandinis bizarrem Kauderwelsch der Situation ziemlich gut angepasste Sanskritbrocken vorliegen. Alle meine Korrespondenten sind im ganzen genau derselben Meinung; ich kann diese Meinung nicht besser zusammenfassen, als indem ich de Saussure von neuem das Wort lasse:

Auf die Frage, ob dies alles positiv "Sanskrit" darstellt, muss man offensichtlich mit Nein antworten; man kann nur sagen: 1. Es ist ein Sammelsurium von Silben, mitten darin unstreitig 8–10 Silben hintereinander, die ein Satzbruchstück mit vernünftigem Sinn bilden (besonders Ausrufsätze, z. B.: mama pryâ = mein Vielgeliebter, mama soukha = meine Wonnen!) — 2. Die andern, dem Aussehen nach unverständlichen Silben haben nie einen antisanskritischen Charakter, d. h. sie zeigen nie Gruppen, die mit der allgemeinen Gestalt von Sanskritwörtern materiell in Gegensatz stehen oder unvereinbar sind. — 3. Schliesslich wird der Wert dieser letzten Beobachtung aber durch die Tatsache beträchtlich herabgemindert, dass Fr. Smith sich kaum in Formen zusammengesetzter Silben ergeht und den Vokal *a* bevorzugt. Nun ist aber Sanskrit eine Sprache, die ungefähr *a* viermal so häufig wie andere Vokale verwendet, so dass, wenn man 3–4 Silben mit *a* ausspricht, man kaum riskiert, irgendwie kein Sanskrit getroffen zu haben.³

Flournoy beruft sich zwar bei seiner Bestandaufnahme von Hélènes indischer Sprache auch auf andere Spezialisten, hier auf Glardon und Michel, an anderem Ort auch auf Barth und Oltramare, aber Saussure hat das letzte Wort. Und wenn er sonst seine Briefe mit entschuldigenden Worten für deren leider übliche Verspätung einleitete, scheint Saussure hier seine "Epistolophobie"⁴, seine "krankhafte Furcht vor der Feder"⁵ überwunden zu haben. In kurzen Abständen erhielt Flournoy von ihm Post – und dies auch dann noch, als die ersten Druckfahnen von *Des Indes* bereits vorlagen:

¹ Ibid.

² Léopold nennt sich der Geist, der nach spiritistischer Auffassung durch Hélène spricht.

³ Cf. SVG, S. 382–384.

⁴ Cf. LAM, S. 93.

⁵ WUW, S. 8.

Die vorhergehenden Seiten waren schon im Druck, als de Saussure eine ebenso lebenswürdige als geistreiche Idee hatte. Um den nicht-indologischen Lesern durch mich einen lebendigeren Überblick, einen gewissermassen greifbaren Eindruck von Hélénes "Hindi" zu geben, wollte er zu ihrem Vorteil einen anscheinend lateinischen Text zusammenstellen, welcher möglichst genau sich zur Sprache von Titus Livius oder Cicero verhält, wie Simandinis "Sanskrit" zu dem der Brahmanen.¹

Woher kommt diese spürbare Faszination Saussures, die ihn nicht nur dazu bringt, Flournoy mit immer neuen 'ebenso lebenswürdigen als geistreichen Ideen' zu überhäufen, sondern selbst dazu, nach dem Vorbild von Hélénes "Hindi" einen 'anscheinend lateinischen Text zusammenzustellen'? Weshalb passionierte ihn die Sprache dieses Mediums mehr als alle anderen konsultierten Experten, wo man sich doch im wesentlichen über ihre Beschaffenheit einig war? Gab es etwas an diesem Fall, was Saussures sprachtheoretisches Interesse hervorrief oder rührte nicht vielmehr seine "Geduld und unerschöpfliche Gefälligkeit"² – für die sich Flournoy in seinem Vorwort ausdrücklich bedankt – gerade daher, dass ihn die Beschäftigung mit Hélénes "Hindi" von seinen quälenden sprachtheoretischen Fragen ablenkte?

Unter der Schwelle des Bewusstseins

G. Lepschy, der unseres Wissens in seinem 1974 erschienen Aufsatz "Saussure e gli spiriti"³ zuerst auf die Beiträge des Genfer Linguisten in Flournoy's einst weltberühmtem, bald einmal aber in Vergessenheit geratenem Buch aufmerksam machte, gibt auf solche Fragen keine Antwort. Denn anders als es der vielversprechende Titel seines Aufsatzes erwarten liesse, befasst er sich darin vor allem mit der wissenschaftsgeschichtlichen Bedeutung Flournoy's und beschränkt sich, was Saussure betrifft, im wesentlichen auf die Wiedergabe seiner philologischen Kommentare. Und T. Todorov, der in seinem 1977 unter dem Titel *Théories du symbole* erschienenen Buch den Fall als Kuriosum aufgreift, begnügt sich mit der Feststellung, dass "die Analyse der «Hindi»-Sprache ['langue'] Saussure in einem Grad zu passionieren scheint, den man sich nur schwer vorstellen kann"⁴.

Ginge es Saussure, wie Todorov unterstellt, bei der Analyse von Hélénes «Hindi» nur um die Frage, ob es sich dabei um Sanskrit handle oder nicht, wäre sein leidenschaftliches Interesse, seine 'Geduld und unerschöpfliche Gefälligkeit' in der Tat

¹ SVG, S. 396.

² SVG, S. XIX.

³ In: *Studi saussuriani per Robert Godel*, hrsg. v. R. Amacker, T. De Mauro & L.J. Prieto, Bologna 1974, S. 181-200.

⁴ Todorov 1977, S. 324. Auf Lepschys Artikel findet sich übrigens bei Todorov kein expliziter Hinweis.

höchst verwunderlich. Doch eine aufmerksame Lektüre seiner Beiträge zu *Des Indes* zeigt, dass Saussures Überlegungen, nachdem er zunächst die von Flournoy an ihn gerichtete Frage in philologischer Manier zu beantworten versucht hatte, sich schon bald auf andere Probleme richteten. Am klarsten lässt sich diese Verlagerung von Saussures Interesse anhand der Kommentare aufzeigen, die sich mit dem ersten von Hélène in ihrer «Hindi»-Sprache gesprochenen Satz befassen.

Wie alle anderen diesbezüglich konsultierten Experten auch, begnügte sich Saussure in seinem bereits erwähnten, auf den 1. Juni 1896 datierten Brief an Flournoy noch einfach damit, nach Ähnlichkeiten zwischen Hélènes «Hindi» und dem Sanskrit zu suchen¹. Ein gutes Jahr später, am 19. Juni 1897, kommt aber Saussure nochmals auf den fraglichen Satz – *atiêyo Ganapatinâmâ* – zurück und legt in einem längeren Kommentar eine gänzlich anders geartete Interpretation vor. Mit diesem wissenschaftsgeschichtlich bemerkenswerten Dokument wollen wir uns hier abschliessend befassen:

P. S. – Ob zu recht oder zu unrecht neige ich jetzt dazu, in den Sivruka-Sätzen etwas Analoges zur Marssprache zu sehen, das nur von Zeit zu Zeit von Sanskritfetzen durchzogen ist.

Nehmen wir an, als einfache Illustration meines Gedankens oder vielmehr meines Eindrucks, Simandini wolle diesen Satz: *Je vous bénis au nom de Ganapati* "Ich segne Euch in Ganapatis Namen" sprechen.

Im Sivrukazustand ist das einzige, was ihr nicht in den Sinn kommt, dies französisch auszusprechen, aber trotzdem sind es französische Worte, die Thema oder Substrat von dem, was sie sagen will, bleiben; und das Gesetz, dem ihr Geist gehorcht, ist, dass jedes dieser vertrauten Wörter durch ein stellvertretendes, mit exotischem Anstrich wiedergegeben wird. Das Wie ist nebensächlich; vor allem und allein ist nötig, dass es in ihren eigenen Augen nicht französisch erscheine, und sie befriedigt sei, wenn sie – indem sie zum Beispiel statt *Madame*, *Maguish*, statt *Mademoiselle*, *Manogadish* ausspricht – die durch jedes französische Wort in ihrem Geist markierte Stelle zufällig durch neue Lautbilder ausfüllt.

Was noch hinzukommt (bei meiner instinktmässigen «Erklärung»), ist einzig, dass die Substitution bald völlig willkürlich ist, bald durch die Erinnerung an ein Fremdwort, – sei es im übrigen deutsch, englisch, ungarisch oder sanskrit –, mit naturgemässer Bevorzugung des Idioms, das zum Ort der Handlung am besten passt, beeinflusst oder bestimmt ist.

Dies angenommen, versuche ich, diesen hypothetischen Hergang auf ein Beispiel wie den oben angeführten Satz "*Je vous bénis au nom de Ganapati*" genauer zu übertragen.

1. «Je» muss umgeformt werden. Liefert das Gedächtnis ein exotisches Wort für «je»? Nein; dann nimmt man zufällig statt dessen *a*. (Vielleicht ist dieses *a* von englisch *I, aï* ausgesprochen, tatsächlich eingegeben, was aber nicht nötig ist.)

2. «Vous bénis» oder «bénis vous». Wenn nämlich beispielsweise das Wort für «je» vom Englischen suggeriert ist, so kann sich ergeben, dass der englische Satzbau in den unmittelbar darauf hinzugefügten Wörtern unwillkürlich beobachtet wird.

Folglich markiert man

«bénis vous»

mit *tiê yo*

Das *yo* kann dem englischen *you* entlehnt sein. – Das *tiê*, «bénis», ist nirgendwoher übernommen, wie bei der Marssprache.

3. «Au nom de Ganapati». Der Name Ganapati selbst steht natürlich ausserhalb dieses ganzen Mechanismus und musste irgendwoher genommen werden. Es bleibt «au nom de», was durch *nâmâ* wiedergegeben sein wird, sei's in Erinnerung an deutsch *Name*, sei's durch das Wiederaufleben eines ebenfalls

¹ Vgl. O. Flournoy 1986, S. 183 f. (= B.042).

irgendwo wahrgenommenen Sanskritworts *nâmâ*; die dem französischen Satzbau entgegengesetzte Konstruktion schliesslich wird ihr auf den Flügeln von deutsch *Name* zugeflogen sein, also gemäss der Wendung *in Gottes Namen, in Ganapatis Namen*.

So ungefähr die Darstellung des Verfahrens, das ich mir vorstelle. Der genaue Wortlaut des fraglichen Satzes ist mir dabei nicht wichtig.

Kurz, ein Kauderwelsch, das seine Elemente, wo es kann, entlehnt und den Rest erfindet, mit der einzigen Regel, die französische Spur, der es folgt, nicht durchscheinen zu lassen. Das ist, wie gesagt, mein Eindruck, den ich Ihnen, ob wertvoll oder nicht, einfach noch mitteilen wollte.¹

Selbst über den unbeschwerten Ton dieser Zeilen erstaunt und sich über die gewagten Sprünge wundernd, die er sich von französischen über englische und deutsche Sprachfetzen zu Hélènes 'Sivruka-Sätzen' vollführen sah, scheint Saussure zunächst mit deren Mitteilung gezögert zu haben, konnte dann aber offenbar doch nicht widerstehen, Flournoy die 'Illustration' seines neuesten Gedankens wenigstens als Postskriptum zukommen zu lassen. Wie auch immer, die Überlegungen dieses Kommentars – Flournoy spricht von "geistreichen Konjekturen"² – haben, wie Saussure deutlich zu verstehen gibt, mit seinen Sanskritkenntnissen nur noch am Rande etwas gemein. Worum es hier geht, ist etwas anderes, nämlich schlicht darum, den 'Mechanismus' zu erklären, durch welchen dieses 'Kauderwelsch' des Mediums zustandekommt³.

Die Grundannahme, auf der dieser Kommentar beruht – die Annahme nämlich, dass sich hinter Hélènes «Hindi» französische Sätze verbergen, welche auszusprechen sie aber vermeiden will, oder genauer noch, dass ihr 'Kauderwelsch' gerade dadurch zustandekomme, weil sie den ihr 'vertrauten' französischen ('bald völlig willkürlich, bald beeinflusst durch die Erinnerung an ein Fremdwort') andere, 'exotische' Worte 'substituiert' – diese Annahme ist, worauf Saussure eingangs seines Postskriptums ausdrücklich hinweist, dieselbe, mit der Flournoy seinerseits die psychische Genese von Hélènes Marssprache zu erklären versucht⁴. Zusätzlich zu dieser von Flournoy

¹ Wir geben dieses Postskriptum gemäss dem in O. Flournoy's Buch S. 193/94 abgedruckten Original wieder, unter Einbezug der 1914 erschienenen deutschen Übersetzung (SVG, S. 385/86).

² SVG, S. 386.

³ Man kann sich fragen, was wohl A. Secheyne, der in seinem Nachruf auf Saussure die Anekdote erzählt, wie er von diesem einst eine Sanskritübung, in der er wiederholt lange mit kurzen *a* verwechselt hatte, mit der dringenden Ermahnung vor solchem Sanskrit "par à peu près"* zurückerhielt, über diese, aus der selben Zeit stammenden 'geistreichen Konjekturen' seines verehrten Lehrers gedacht hätte (* *F.d.S.*, S. 64). A. Breton hingegen dürfte in der Beschreibung dieses 'Verfahrens' eine Vorwegnahme jenes "psychischen Automatismus" gesehen haben, den er im ersten Manifest des Surrealismus wie folgt beschreibt:

"Ein reiner psychischer Automatismus, durch den man verbal, schriftlich oder auf irgendeine Weise die wirkliche Tätigkeit des Gedankens ausdrücken will. Ein Gedankendiktat, das von keinerlei Vernunftkontrolle beeinträchtigt wird, das frei ist von jeglichen ästhetischen oder moralischen Rücksichten. ... Der Surrealismus beruht auf dem Glauben an die höhere Wirklichkeit gewisser Assoziationsformen, die bis zu ihm vernachlässigt wurden, an die Allmacht des Traums, an das uneigennützigste Spielen des Denkens."

(zitiert nach J. Starobinski: "Freud, Breton, Myers", in: ders., *Psychoanalyse und Literatur*, Frankfurt/M 1990, S. 148/49).

⁴ Nur am Rande sei auf die Verwandtschaft dieser Annahme mit derjenigen erinnert, die Saussure in seiner Legendenforschung leitet. 'Imagination über einer Lücke' des Gedächtnisses ist der wichtigste Faktor der Veränderung' hiess es dort etwa (vgl. *Sprachen*, S. 64 ff.). Oder noch deutlicher: "Die bewusste Erfindung von etwas, um etwas anderes zu ersetzen, was dem Erzähler im gewünschten Moment nicht in den Sinn kommt, ist für den Erzähler eine kleine vorübergehende Erniedrigung, die

stammenden Grundannahme stützt sich Saussure in seiner Analyse der 'Sivruka-Sätze' auch auf eine Reihe von Informationen über Person und Leben von Héléne Smith. Wenn er, etwa, als assoziatives Material gerade Ungarisch, Deutsch, Englisch sowie einige Brocken Sanskrit in Betracht zieht, so einfach deshalb, weil er inzwischen von Flournoy weiss, dass dies die Sprachen sind, mit denen Héléne im Verlaufe ihres Lebens in Kontakt gekommen ist¹.

Diesen Einfluss Flournoys auf Saussures Kommentar heben wir deshalb hervor, weil sich, über die speziell Héléne Smith betreffenden Annahmen und Informationen hinaus, eine wissenschaftsgeschichtlich weit bedeutsamere Übereinstimmung zwischen den Überlegungen, wie sie Saussure hier vorlegt, und Flournoys psychologischem Erklärungsmodell spiritistischer Phänomene im allgemeinen aufzeigen lässt. Auf den kürzesten Nenner gebracht lautet der Gedanke, von dem sich Flournoy in seinen langjährigen Untersuchungen des Spiritismus leiten liess, wie folgt: Die scheinbar 'übernormalen' Fähigkeiten der Medien waren in Wirklichkeit nichts anderes als das Produkt von Vorstellungsassoziationen, deren Gestalt und Herkunft nur deshalb so rätselhaft erschien, weil sie sich *unter der Schwelle des Bewusstseins* bildeten. Traf dies zu, so erlaubte es die Beobachtung der Medien, umgekehrt, einen Blick unter eben diese Schwelle des Bewusstseins, auf die Mechanismen der '*subliminalen Imagination*' zu werfen:

An den sogenannt spiritistischen Phänomenen möchte ich speziell den beträchtlichen Teil hervorheben, der auf die *subliminale Imagination* zurückzuführen ist. Wir besitzen zahlreiche Dokumente über die Rolle der *unbewussten Wahrnehmung*, die uns, ohne unser Wissen, durch die Sinne ständig eine Menge von Dingen registrieren lässt, welche dazu geeignet sind, unsere Träume und (wenn wir uns spiritistischen Übungen hingeben) unsere scheinbaren Kommunikationen mit den Desinkarnierten zu nähren. Ebenso kennt man bestens die Bedeutung des *latenten Gedächtnisses*, in dem sich auf derart erstaunliche Weise unzählige, von unserem normalen Ich vergessene Erinnerungen erhalten, so dass wir sie nicht mehr wiedererkennen und glauben, darin originelle Ideen oder wahre Botschaften aus dem Jenseits zu erkennen, wenn sie unversehens wiederauftauchen.²

Saussures Kommentar von Hélénes 'Sivruka-Sätzen' fügt sich nahtlos in dieses Erklärungsmodell spiritistischer Phänomene ein, das Flournoy am vierten internationalen Kongress für Psychologie in Paris vorschlug. Mehr noch: Auf dem Hintergrund dieser programmatischen Zeilen wird Saussures Text als Versuch lesbar, die von Flournoy postulierte 'subliminale Imagination' in der Analyse dieser ausgefallenen Sätze zu illustrieren und konkret umzusetzen. Was Saussure dabei im Detail zu zeigen versucht, ist wie der vermutete, unterschwellige 'Mechanismus', wie die im 'latenten Gedächtnis' angelegten assoziativen Verknüpfungen, von den nicht ausgesprochenen französischen zu den ihnen substituierten 'exotischen' Worten führen.

er seinem Publikum zu verbergen sucht, für die allgemeine Bestimmung der Legende ist sie einer der enormsten und regelmässigsten Faktoren des Wandels ['transformation'] []". (Cf. LEG, S. 440).

¹ Was Hélénes rudimentäre Sanskritkenntnisse betrifft, vermutet Flournoy, dass ihr einmal eine Sanskritgrammatik in die Hände gekommen sein musste. In den *Nouvelles observations* berichtet er, dass er eine solche tatsächlich, und obwohl sie dieser vor ihm verborgen hatte, bei "Y., Mitglied der ehrenwerten «Gesellschaft für psychische Studien» [wie sich die Spiritisten in Anlehnung an ihre angelsächsischen Vorbilder nannten] in Genf" gefunden hatte. (SVG, S. 395).

² Cf. Flournoy 1900b, S. 107.

Durch seine Beschäftigung mit Hélénes 'Sivruka Sätzen' ist Saussure somit nicht nur mit dem Spiritismus in Berührung gekommen, sondern, in der Form, wie sie ihm von Flournoy vermittelt wurde, auch mit der damals aktuellen wissenschaftlichen Theoriebildung über die Natur unbewusster psychischer Prozesse¹. Im Vorwort zu *Des Indes* weist Flournoy ausdrücklich auf diesen wissenschaftlichen Kontext hin, wobei er, neben anderen, namentlich Freud und Janet erwähnt, von denen er, so lässt er durchblicken, sein psychologisches Erklärungsmodell spiritistischer Phänomene übernommen hat und an deren Arbeiten er sich orientiert².

Wenn der Kontakt mit diesem wissenschaftlichen Umfeld Saussure inspirierte, so deshalb, weil hier, von einer ganz anderen Seite her, eine Frage angegangen wurde, deren sprachtheoretische Bedeutung er seit seiner Genfer Antrittsvorlesung immer wieder unterstrichen hatte: die Frage nämlich, ob "sprachliche Tatsachen als Ergebnisse unserer Willenstätigkeit gelten"³ können bzw. ob sie auf bewusst oder unbewusst ablaufenden Vorgängen beruhen⁴. Dass sich diese Frage insbesondere dann stellte, wenn man das

¹ G. Murphy zitierend stellt H. Ellenberger in seinem monumentalen Werk *Die Entdeckung des Unbewussten. Geschichte und Evolution der dynamischen Psychiatrie* fest, dass "um 1895 «die Annahme, störende Tendenzen würden ins Unbewusste gedrängt, selbstverständlich» war" (Ellenberger 1973, S. 443). Vgl. dazu auch M. Cifali, "Théodore Flournoy, la découverte de l'inconscient", in: *Le bloc-notes de la psychanalyse* 3, S. 111-131, sowie E. Roudinesco, *La bataille de cent ans. Histoire de la psychanalyse en France*, Paris 1986, Bd I, S. 122 ff.

² Den Umstand, dass sich in *Des Indes* nur spärliche "Autoren-Zitate" finden, kommentiert Flournoy wie folgt:

"Ich habe es vorgezogen, mich dieses Vergnügens zu berauben oder mir diese Mühe zu ersparen – um nicht einen schon zu dicken Band noch mehr zu belasten, und mich auf einige bibliographische Angaben beschränkt, die mir wie von selbst ins Gedächtnis kamen. Indessen an einige übrigen verwandte und zum Teil gleichzeitige Theorien zu erinnern, liegt mir am Herzen, weil ich, ohne sie vielleicht ausdrücklich zu zitieren, beständig ihre Ausdrücke, Gesichtspunkte, Metaphern entlehnt habe, die übrigens mehr oder weniger in das allgemeine Wissensgut übergegangen sind, so dass es schwierig sein würde, praktisch daran vorüberzugehen. Speziell will ich erwähnen die Désagrégation mentale von P. Janet (*L'automatisme psychologique*, Paris 1989); *Etat mental des hystériques* usw.); das Doppel-Ich von M. Dessoir (Leipzig 1890); die hypnoiden Zustände von Breuer und Freud (*Studien über Hysterie*, Wien 1895) und besonders das Unterbewusstsein von F.W.H. Myers (*The subliminal consciousness*, *Proceedings of the Society for Psychical Research* Bd. VII S. 298 und folgende Bände)." (SVG, S. XXI/XXII).

Zum Verhältnis von freudscher Psychoanalyse und saussurescher Sprachwissenschaft siehe Fehr 1987 und ders., "«Boeuf, lac, ciel» – «concierge, chemise, lit«", in: *Actes du Colloque "Saussure aujourd'hui"*, Cerisy-la-Salle (13.-23.8.1992), Paris 1995, im Druck.

³ Die entsprechende Passage aus den Notizen zur ersten Stunde lautet wie folgt:

"– Können sprachliche/linguistische Sachverhalte als Ergebnisse unserer Willensakte gelten? Das ist also die Frage. Die Wissenschaft der Sprache ['langage'], die aktuelle, bejaht diese Frage. Nur muss man sofort ergänzen, <dass es viele bekannte Grade von bewusstem oder unbewusstem Willen gibt;> von allen Akten, die man aber vergleichen kann, hat der sprachliche Akt, wenn ich ihn so nennen kann, die Eigenschaft, am wenigsten reflektiert, am wenigsten überlegt zu sein, ebenso wie er der unpersönlichste aller Akte ist." (Cf. CLG/E (II), S. 6, N 1.1, Nr. 3283).

⁴ Diese Frage ist Saussure in der zweiten Stunde seiner Antrittsvorlesung im Zusammenhang mit seiner Unterscheidung des «lautlichen» vom «analogischen» Sprachwandel angegangen:

"Es gibt einerseits den *lautlichen* Wandel ['changement phonétique'] und andererseits den mit verschiedenen Namen genannten Wandel, <von denen keiner ausgezeichnet ist,> aber von welchen der gebräuchlichste *analogischer* Wandel ist. Wir werden unmittelbar sehen weshalb. Man kann diese zwei grossen Faktoren der sprachlichen Erneuerung <unter> verschiedenen Gesichtspunkten einander gegenüberstellen, indem man zum Beispiel sagt, dass der erste die physiologische und physische Seite der Rede darstellt, während der zweite der psychologischen und mentalen Seite desselben Akts <entspricht> –, dass der erste unbewusst ist, während der zweite bewusst ist, immer indem man sich in Erinnerung ruft, dass der Begriff des Bewusstseins äusserst relativ ist,

Wechselspiel zwischen assoziativen und syntagmatischen Beziehungen ins Auge fasste, hatte 1884 schon Mikolai Kruszewski in seinen *Prinzipien der Sprachwissenschaft* gezeigt, an dessen Darstellung der zwischen den Wörtern einer Sprache spielenden Similaritäts- und Kontiguitätsbeziehungen sich das Modell des 'Mechanismus der Sprache' orientiert, das Saussure Jahre später, in seinen Vorlesungen über allgemeine Sprachwissenschaft, entworfen hat¹. Die Beschäftigung mit den sprachlichen Produktionen von Fournoy's Medium erlaubte es Saussure nun, die Funktionsweise dieser unbewussten sprachlichen Vorgänge am konkreten Fall zu untersuchen und seine Beobachtungen und Überlegungen in einem interdisziplinären Kontext zu diskutieren.

Was Saussures Kommentar zu Hélènes Kauderwelsch *sprachtheoretisch* bedeutsam macht, ist die darin enthaltene Einsicht, dass die 'Sivruka-Sätze' erst dann und nur dadurch analysierbar wurden, dass man sie zu jenem weitgehend subjektiv determinierten, das sprachliche Material verschiedenster Herkunft enthaltenden 'latenten Gedächtnis' in Beziehung setzte, in dessen heterogener Zusammensetzung Hélènes Lebensumstände und Geschichte ihren Niederschlag gefunden hatten. Diese Einsicht Saussures kommt in seinem nachmaligen Modell des 'Mechanismus der Sprache' dort zum Ausdruck, wo deutlich wird, dass dieser 'Mechanismus' aufs engste an die je besonderen assoziativen Besetzungen des jeweiligen sprechenden Subjekts gebunden ist. —

Die hier dargelegte Lektüre von Saussures Beiträgen zu *Des Indes* mag nicht weniger gewagt erscheinen, als es Saussures Versuch war, den 'Mechanismus' darzustellen, auf dem die sprachlichen Produktionen von Hélène Smith beruhte. Jedenfalls aber wird im Nebeneinander der hier berücksichtigten Texte klar, dass die im *Cours* gemachte Feststellung, 'die «langue» sei nicht eine Funktion des sprechenden Subjekts', wenn überhaupt, Saussures Konzeption der Beziehung von Sprache und sprechendem Subjekt nur sehr einseitig resümiert. Nicht weniger verkürzend wäre es allerdings, in der besagten Feststellung, von der dieses Kapitel ja seinen Ausgang nahm, nur eine Verfälschung oder Vereinfachung von Saussures Denken durch die Herausgeber des *Cours* zu sehen. Denn in der Tat zeichnet sich Saussures Denken, zunächst einmal, dadurch aus, dass er die «langue» als eine eigenständige, nicht auf psychologische Kategorien zurückführbare Ordnung auffasst. Es ist das Verdienst von Bally und

derart, dass es sich nur um zwei Grade von Bewusstsein handelt, von denen der höhere noch immer <reine> Unbewusstheit ist verglichen mit dem Grad von Überlegung, der die Mehrzahl unserer Akte begleitet [...]"

(Cf. CLG/E(II), S. 9, N 1.2, Nr. 3284).

¹ Verschiedentlich und zurecht, nicht zuletzt von Saussure selbst – zunächst in seiner Genfer Antrittsvorlesung, dann, Jahre später, in seinen kritischen Notizen zu A. Sechehayes *Programme et méthode de la linguistique théorique* –, ist auf die Bedeutung des früh verstorbenen polnischen Sprachwissenschaftlers für die moderne Linguistik hingewiesen worden. Siehe CLG/E (II), S. 4, N 1.1, und S. 43, N 21, sowie die beiden einschlägigen Aufsätze von R. Jakobson: "L'importance de Kruszewski dans le développement de la linguistique générale", in: ders., *Essais de linguistique générale. 2. Rapports internes et externes du langage*, Paris 1973, S. 238-257, und: "Über die linguistische Einstellung zum Problem des Bewusstseins und des Unbewussten", in Jakobson 1988, S. 522-543. Zur Bedeutung des angelsächsischen Assoziationismus und insbesondere von J.St. Mills *System der deduktiven und induktiven Logik* für Kruszewski siehe Fehr 1987, S. 28-47 und P. Caussat: "Mikolaj Kruszewski: la «loi phonétique» entre substance et fonction", in: *Linx* 23, 1991, S. 81-101.

Sechehaye, diesem nicht nur in der Geschichte der Sprachwissenschaft revolutionären Ansatz mit dem *Cours* zum Durchbruch verholfen zu haben.

Aber gerade wenn man diesen Ansatz ernst nimmt, wird klar, weshalb die Frage nach der Verankerung der Sprache im sprechenden Subjekt, oder auch, nach den Auswirkungen der Sprache auf diejenigen, die sie sprechen, Saussure so intensiv und nachhaltig beschäftigen musste.

D.)

UMRISSE

vollkommen
unverständlich,
wenn ich Ihnen
nicht gestehen müsste,
dass ich eine krankhafte
Furcht vor der Feder habe,
und dass mir diese
Niederschrift
eine unvorstellbar
qualvolle Strafe bereitet,
die in keinem Verhältnis
zur Wichtigkeit
dieser Arbeit steht.
Wenn es sich um
Linguistik handelt,
wird dies für mich durch
die Tatsache verschärft,
dass jede klare Theorie,
und zwar je klarer sie ist,
sich in der Linguistik nicht
ausdrücken lässt;
denn ich betrachte es
als Tatsache,
dass es
in dieser Wissenschaft
keinen einzigen Begriff
gibt,
der jemals auf einer klaren
Vorstellung beruht hätte,
sodass man zwischen
dem Anfang und dem Ende
eines Satzes fünf- oder
sechsmal versucht ist,
ihn zu ändern.

Undatierte
Notiz zu einem Brief
auf einem zerrissenen Blatt

X. VERÖFFENTLICHTES UND UNVERÖFFENTLICHTES

1922, sechs Jahre nach der Erstveröffentlichung des *Cours de linguistique générale* und gleichzeitig mit dessen zweiter, leicht revidierten Auflage, gab Ch. Bally zusammen mit L. Gautier in Genf und in einer gleichzeitig in Heidelberg erschienenen Ausgabe den *Recueil des publications scientifiques de Ferdinand de Saussure* heraus¹. In diesem gut sechshundert engbedruckte Seiten zählenden Band sind alle sprachwissenschaftlichen² Arbeiten versammelt, die Saussure zu seinen Lebzeiten veröffentlicht hatte. Ein kurzer Blick auf Umfang und Erscheinungsjahr dieser Texte zeigt allerdings nicht nur, dass hier unter der Bezeichnung «publications scientifiques» sehr verschieden Gewichtiges vereint wurde, sondern auch, dass diese Texte aus einem alles andere als kontinuierlich und gradlinig verlaufenden Prozess hervorgegangen sein mussten.

Mehr als die Hälfte des Bandes umfassen jene beiden Arbeiten, die Saussure als junger Student in Leipzig verfasst hatte: das im Dezember 1878 erschienene *Mémoire sur le système primitif des voyelles dans les langues indo-européennes*³ und seine nur gut zwei Jahre später veröffentlichte Dissertation über den Gebrauch des absoluten Genitivs im Sanskrit⁴. Das bereits mehrfach erwähnte *Mémoire* hatte, wie W. Streitberg 1915 in seinem Nachruf auf Saussure schreibt, "den Namen des Verfassers mit einem Schläge

¹ Publié par Charles Bally et Léopold Gautier, Genf: Editions Sonor; Lausanne: Librairie Payot; Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag. Wie aus dem bestens dokumentierten Appendix zur Vorgeschichte des *Recueil* hervorgeht, mit dem Amacker & Bouquet ihre Ausgabe des Briefwechsels zwischen A. Meillet und C. Bally instrumentierten, hatte sich, bereits wenige Monate nach Saussures Tod, neben den Genfer Schülern und Meillet, auch W. Streitberg um die Veröffentlichung einer Sammlung von Saussures Arbeiten bemüht. Das nach umständlichen Verhandlungen ins Auge gefasste Projekt einer internationalen Koedition (Georg in Genf, Champion in Paris, Winter und die *Indogermanische Bibliothek* in Heidelberg) wurde dann aber durch den Ersten Weltkriegs verhindert (vgl. Amacker & Bouquet 1989 (1990), S. 121-125).

² Nicht in den *Recueil* aufgenommen wurden einzig zwei Buchrezensionen, die 1883 und 1907 erschienen waren.

³ Die Titelseite der Erstausgabe trägt die Angabe "Leipsick 1879" (vgl. M. Mayrhofer: "Zum Weiterwirken von Saussures «Mémoire»", in: *Kratylos* 33, 1988, S. 1). 1887 erschien in Paris der erste Nachdruck. Neben der bereits erwähnten Sekundärliteratur zu Saussures *Mémoire* (vgl. *Sprachen*, S. 47) und R. Gmürs 1986 erschienener materialreicher Monographie zur Rezeptionsgeschichte des *Mémoire* sei hier vor allem noch auf eine andere Arbeit Gmürs ("Saussures «Mémoire»-Prinzipien in seinen späteren indogermanistischen Arbeiten", in: Amacker & Engler 1990, S. 39-51) sowie auf Mayrhofer 1981 verwiesen.

⁴ Originaltitel: *De l'emploi du génitif absolu en sanskrit. Thèse pour le doctorat présentée à la Faculté de philosophie de l'Université de Leipzig*, Genf 1881. Im Gegensatz zu jener des *Mémoire* ist die Sekundärliteratur zu Saussures Dissertation äusserst spärlich geblieben. Vgl. dazu Mayrhofer 1981, S. 10 f., Gmür 1990, S. 40, sowie Villani 1990, S. 10 f.

berühmt gemacht"¹, zugleich aber auch enorme Erwartungen geweckt², die Saussures Dissertation und seine späteren Veröffentlichungen im Urteil der meisten Zeit- und Fachgenossen nicht zu erfüllen vermochten. Dazu nochmals Streitberg:

Wer vom *Mémoire* zu ihr [Saussures Dissertation] kommt, vermag sich der Überraschung nicht zu erwehren: einen grösseren Gegensatz kann man sich kaum denken. Dort ein geniales, allumfassendes System, hier fleissige Kleinarbeit, einem wenig ergiebigen Thema gewidmet.³

Man mag, mit T. De Mauro, den Gehalt der Dissertation, welcher der vierundzwanzigjährige Saussure 1881 veröffentlichte, höher einschätzen⁴, doch die in keinem Verhältnis stehende Wirkungsgeschichte der beiden Arbeiten scheint Streitberg recht zu geben: Saussures schmale Doktorarbeit konnte sich nie aus dem Schatten des "genialen"⁵ *Mémoire* lösen, das auch heute noch, mehr als ein Jahrhundert nach seinem Erscheinen, als Ausgangspunkt der modernen Indogermanistik gilt⁶. Als wissenschaftsgeschichtlich bemerkenswert an der Abhandlung über den absoluten Genitiv im Sanskrit erscheint im nachhinein einzig, dass sie, wider alles Erwarten, die letzte

¹ Streitberg 1915, S. 208. Streitbergs Feststellung wird durch die folgende Anekdote illustriert, die wir in der Fassung F. de Cruces wiedergeben:

"Als er sich zur Vorbereitung seines Doktorexamens an der Universität Leipzig bei einem der dortigen Professoren präsentierte, wurde er von diesem gefragt, ob er irgendwie verwandt sei mit dem berühmten Sprachwissenschaftler des gleichen Namens. Seine beste Antwort wird sein Doktorexamen [...] gewesen sein. Er bestand es mit der höchsten von der Universität verliehenen Auszeichnung: *summa cum laude* und *dissertatione egregia*." (Cf. *F.d.S.*, S. 16).

Da es uns in der hier gebotenen Kürze nicht möglich ist, den Inhalt von Saussures Frühwerk sachgerecht zu umreissen, geben wir wenigstens die folgende Charakterisierung aus der kompetenten (vgl. Gmür 1986, S. 202) Darstellung Th. Scheerers wieder:

"Diese Arbeit führt einerseits die historisch-vergleichende Grammatik zu einem Höhepunkt, weil sie die erste umfassende und im grossen und ganzen zutreffende Darstellung des indoeuropäischen Vokalsystems gibt. Andererseits überwindet sie methodisch die junggrammatische Beschränkung auf den atomisierenden Vergleich von empirisch gegebenen Einzelfakten und deutet so auf Beschreibungsmethoden der modernen Sprachwissenschaft hin." (Scheerer 1980, S. 14).

² Und zwar in sehr konkreter Form. Der erste Rezensent des *Mémoire*, der französische Philologe L. Havet, welcher am 25. Februar 1879 im *Journal de Genève* das Erscheinen von Saussures Frühwerk enthusiastisch, wenn auch nicht kritiklos begrüsst, schliesst seinen Artikel mit den folgenden, schicksalsträchtigen Sätzen:

"Das Buch de Saussures ist eines der bemerkenswertesten sprachwissenschaftlichen Werke, das seit langem erschienen ist, nicht nur durch seine Resultate, sondern auch durch das, was es für die Zukunft verspricht.

Eine Erneuerung eines Teils der Wissenschaft wird daraus hervorgehen. Aber am wertvollsten an dieser hochwertigen Schrift ist, was sie von ihrem Autor erwarten lässt: Ferdinand de Saussure ist einundzwanzig Jahre alt."

(Cf. "Louis Havet et le *Mémoire*", in: *CFS* 32, 1978, S. 122). Ähnlich schrieb der Indogermanist H. Hübschmann am 20. Oktober 1879 in einem Brief an Saussure:

"Wenn Sie Ihre Kenntnisse erweitern und vertiefen und sich an eine ganz strenge Methode binden, werden Sie, wie sich erwarten lässt, vorzügliche Arbeiten liefern und die Sprachwissenschaft gewaltig fördern."

(Zitiert nach Gmür 1986, S. 78).

³ Streitberg 1915, S. 210. Ganz ähnlich charakterisiert übrigens Meillet den Kontrast zwischen den beiden Frühwerken. vgl. *F.d.S.*, S. 74/75. Zur vor allem in Deutschland auch heftig geäusserten Kritik am *Mémoire* vgl. Gmür 1986, S. 64 ff.

⁴ Vgl. *CLG/D*, S. 330 f. sowie Scheerer 1980, S. 22 f.

⁵ Streitberg 1915, S. 206. Vom "schönsten Buch, das je in der Komparatistik geschrieben wurde", sprach, seinerseits, Meillet (cf. *F.d.S.*, S. 85).

⁶ Vgl. Gmür 1986, S. 206.

selbständige Buchveröffentlichung Saussures bleiben sollte. So wird die knappe restliche Hälfte des *Recueil* nurmehr von meist sehr kurz gefassten Artikeln aus wissenschaftlichen Zeitschriften und Festschriften gebildet¹.

Weitaus am zahlreichsten sind hier kleinere etymologische Notizen, die Saussure in seiner Pariser Zeit, also von 1880 bis 1890 in den *Mémoires de la Société de Linguistique* veröffentlichte, welche er während dieser Periode, als Sekretär der Société Linguistique de Paris, auch redaktionell betreute.² Mit dem Beginn seiner Lehrtätigkeit an der Universität Genf bricht auch die Serie dieser zum Teil nur wenige Zeilen zählenden Artikel ab³. Von 1890 bis 1897 hat Saussure einzig eine Rezension veröffentlicht⁴ sowie drei – allerdings gewichtigere – Aufsätze über das Litauische⁵. Auf den ersten dieser drei Artikel beziehend, schreibt Saussure in seinem Brief an Meillet vom 4. Januar 1894, und zwar unmittelbar vor der eingangs dieses Kommentars zitierten Passage, folgendes:

Der Anfang meines Artikels über die Intonation wird erscheinen. Der zweite Teil des Artikels⁶ wird beschlossen, was ich über die Intonation sagen will und wird 2. meine Bemerkungen über die Akzentuierung ebenso wie zur *lettischen Intonation* enthalten, welche (habe ich es Ihnen gesagt?) eine Auswirkung der *Akzentuierung* ist – *ohne Bezug zur litauischen Intonation* !! Aber ich bin ziemlich angeekelt von all dem, und von der allgemeinen Schwierigkeit, was sprachliche Tatsachen ['faits de langage'] betrifft, auch nur zehn Zeilen zu schreiben, welche verständlich sind.⁷

-
- ¹ Von der augenfälligen Spärlichkeit der Veröffentlichungen Saussures sollte man sich allerdings nicht, wie Mayrhofer zu recht bemerkt, über deren wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung täuschen lassen: "Mögen künftige Darstellungen nicht mehr übersehen, dass jenem postumen Buch von beispielloser Wirkung [*Cours*] ein an Ideen (nicht an Seitenzahlen) höchst produktives Lebenswerk vorausging; das frühe *Mémoire* und weitere Studien [siehe Anmerkung 4] hatten eine bleibende Wirkung auf die moderne Indogermanistik und letztlich auch auf die in den Schulen von Kasan und Prag entwickelte allgemeine Sprachwissenschaft." (Mayrhofer 1988, S. 13).
- ² Siehe CLG/D, S. 339 ff.
- ³ Von der Reihe dieser kürzeren etymologischen Arbeiten (REC, S. 402-419, 433-463, 477-480) hebt sich die 1884 erschienene Untersuchung über "Une loi rythmique de la langue grecque" (REC, S. 464-476; vgl. Streitberg 1915, S. 211), sowie der Artikel "Sur un point de la phonétique des consonnes en indo-européen" (REC, S. 420-432; vgl. Streitberg, *ibid.*) ab. 1987 entdeckte S. Bouquet im Nachlass von A. Meillet eine grössere Anzahl weiterer, im Stil seiner veröffentlichten etymologischen Bemerkungen gehaltenen Notizen Saussures (siehe R. Amacker und S. Bouquet, "Dix-huit notes étymologiques inédites de Ferdinand de Saussure", in: CFS 42, 1988, S. 215-244).
- ⁴ "J. Schmidt: Kritik der Sonantentheorie. Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung" (REC, S. 539-541).
- ⁵ "A propos de l'accentuation lituanienne. (Intonations et accent proprement dit)" (REC, S. 490-512) und "Accentuation lituanienne" (REC, S. 526-538). Streitbergs zu diesen beiden Arbeiten 1915 geäußertes Urteil – "Gewiss ist in diesen Bemerkungen nicht überall das letzte Wort gesprochen, gewiss kann man einzelne Lücken nachweisen, aber soviel lässt sich doch mit Fug behaupten: sie werden den Ausgangspunkt für jede neue Untersuchung bilden." (S. 212) – hat Mayrhofer 1988 bestätigt: "Die beiden Arbeiten über den litauischen Akzent sind Voraussetzung für jede heutige Darstellung der Herkunft der baltischen (und slavischen?) Betonungssysteme." (S. 13). Vgl. dazu auch Scherer 1980, S. 23. Saussures dritte umfangreichere Untersuchung zum Litauischen – "Sur le nominatif pluriel et le génitif singulier de la déclinaison consonantique en lituanien" – erschien ebenfalls 1894 (REC, S. 513-525).
- ⁶ In der Tat trägt Saussures 1894 erschienener Artikel "A propos de l'accentuation lituanienne" am Schluss den Vermerk «A suivre». Dieser Vermerk wird im *Recueil* lakonisch mit der Präzisierung: "Die angekündigte Folge ist nie erschienen" (cf. REC, S. 512) ergänzt.
- ⁷ Cf. LAM, S. 95.

Die Publikation der Untersuchungen zum Litauischen fällt also genau mit dem Beginn jener Periode zusammen, in der, gemäss Godel, 'die Probleme der Natur der Sprache und der Grundlegung der Linguistik für Saussure einen zwanghaften Charakter annahmen'. Im Jahre 1894 sind, wir erinnern uns, die Entwürfe zu einem Buch über allgemeine Sprachwissenschaft und ebenso zum Whitney Gedenkartikel entstanden, in dem Saussure zum ersten Mal von einer 'besonderen Semiologie' der Sprache spricht. Doch von der intensiven Reflexionsarbeit, von den Konzepten und Überlegungen, die Saussure dabei entwickelt, finden sich in den zum gleichen Zeitpunkt veröffentlichten Aufsätzen keine namhaften Spuren. Höchstens zwei, drei darin verstreut gemachte Bemerkungen können, im nachhinein, als – sehr diskrete – Hinweise auf Saussures sprach- und wissenschaftstheoretische Überlegungen gelesen werden¹. Vom gedanklichen Kern dieser Überlegungen aber, nämlich dem Versuch, den Gegenstand der Sprachwissenschaft *zeichentheoretisch* zu fassen, schimmert in keiner dieser Veröffentlichungen etwas durch.

In den folgenden acht Jahren, von 1897 bis 1905, veröffentlichte Saussure – abgesehen von einer detailreichen Studie zweier phrygischer Inschriften² – nichts. Und mit den etymologischen Betrachtungen schliesslich, die er in den drei letzten Artikeln vor seinem Tod noch publizierte, scheint Saussure in Ausblendung all dessen, was ihn in der Zwischenzeit so nachhaltig beschäftigt hatte, wieder an Stil und Arbeitsweise seiner Pariser Arbeiten anzuknüpfen³.

Dies bedeutet nun aber, umgekehrt, nicht, dass die hier kommentierten Notizen inhaltlich nichts mit den Themen verbinden würde, die Saussure in seinen wissenschaftlichen Publikationen behandelte. Ganz im Gegenteil ist, wie wir gesehen haben, Ausgangspunkt und Gegenstand dieser Notizen immer die sprachwissenschaftliche Praxis, die Beschreibung konkreter, einzelsprachlicher Phänomene. Und wenn Saussure dabei sprachphilosophische Grössen wie den Begriff des Zeichens einführt, so nicht, um eine von der Linguistik abgehobene Sprachtheorie zu entwickeln, sondern vielmehr, um aufzuzeigen, wie – wenn überhaupt – der Linguistik eine verlässliche Basis zu geben wäre.

¹ So schreibt Saussure etwa in seiner Rezension zu Schmidts *Kritik der Sonantheorie* :

"Wir können nicht ausführlich darauf eingehen, aber wenn man das erste Mal eine wahre Theorie der Sprache ['langue'] erarbeiten wird, dürfte eines der allerersten Prinzipien dasjenige sein, dass niemals, in keinem Fall, eine Regel, die für einen *Sprachzustand* ['état de langue'] (= für zwei gleichzeitige Terme) erstellt wurde, und nicht für ein *phonetisches Ereignis* (= für zwei aufeinanderfolgende Terme), mehr als eine zufällige Geltung haben wird." (Cf. REC, S. 540).

Hier ist unverkennbar die spätere Unterscheidung der *synchronischen* von der *diachronischen* Sprachwissenschaft vorgezeichnet. Vgl. dazu die von Godel nach 1894 (SM/G, S. 37), von Engler vor 1897 (Engler 1975, S. 839) datierten Notizen N 11 und N 12. Der Systemgedanke, der freilich bereits Saussures *Mémoire* zu Grunde liegt, schimmert in der folgenden, gegen die Junggrammatiker gerichteten Bemerkung aus Saussures Artikel zur konsonantischen Deklination des Litauischen durch:

"Alles hängt hier vom Geist ab, in dem eine Untersuchung geführt wird und welcher dem Leser zu beurteilen anheimgestellt bleibt. Vor allem darf man sich nicht von der Vorstellung abbringen lassen, dass der Wert einer Form ganz im Text liegt, aus dem man sie schöpft, das heisst im Zusammenhang der morphologischen, phonetischen, orthographischen Umstände, die sie umgeben und erhellen."

(Cf. REC, S. 514).

² "Inscriptions phrygiennes", in: E. Chantre, *Recherches archéologiques dans l'Asie Occidentale*, Paris 1898, S. 165-191, bzw. REC, S. 542-575.

³ Vgl. REC, S. 576- 599.

In seiner gut vierzig Jahre¹ dauernden Beschäftigung mit den Erscheinungsformen, mit mündlichen und schriftlichen Dokumenten der indo-europäischen Sprachfamilie, hatte sich Saussure die Einsicht aufgedrängt, dass, wie er es 1910, eingangs seiner letzten Vorlesung über allgemeine Sprachwissenschaft ausdrückte, die 'geographische Verschiedenheit der Sprachen' für die Sprachwissenschaft die 'entscheidende Tatsache' sei. Nicht weniger grundlegend wie der empirische Befund der *räumlichen* Verschiedenheit der Sprachen – der Verschiedenheit nicht nur von Land zu Land, sondern von Ort zu Ort, ja von Sprecher zu Sprecher² –, aber nicht so unmittelbar und für jedermann sichtbar, war die Feststellung der *zeitlichen* Verschiedenheit der Sprachen, bzw. das 'absolute Prinzip der Bewegung der Sprache in der Zeit'.

Das Modell das sich aus Saussures zahllosen nachgelassenen Notizen zur Erklärung dieser beiden Befunde rekonstruieren lässt, kann – in zwei Sätzen – wie folgt umrissen werden: Erstens: Die 'unaufhaltsame Bewegung der Sprache in der Zeit', die 'unerschütterlich, natürlich, über jedem äusseren Umstand existiert', rührt daher, dass es sich bei den Sprachen um Systeme an sich beliebiger, sich aber durch ihre Koexistenz gegenseitig begrenzender und bestimmender Zeichen handelt. Und zweitens: Insofern solche Systeme sprachlicher Zeichen einzig in einem Prozess sozialer Zirkulation existieren, sind sie immer 'nur augenblicklich' und verändern sich, über kurz oder lang, unweigerlich.

Wenn sich Saussures *Problemstellung* – die Erklärung des Sprachwandels – mit derjenigen der damals tonangebenden, aus der historisch-vergleichenden Grammatik hervorgegangenen Junggrammatischen Schule noch durchaus deckte³, so weicht sein *Lösungsansatz* flagrant von den entsprechenden Bemühungen seiner Zeitgenossen und ehemaligen Leipziger Lehrern und Komilitonen ab⁴: Aus der Sicht der Junggrammatiker

¹ "Zur Sprachwissenschaft kam Saussure nach eigenen Angaben im Alter von zwölf oder dreizehn Jahren. Man tut gut daran, die Frühreife nicht zu belächeln und das Wort «Wissenschaft» in diesem Zusammenhang ernst zu nehmen" schreibt Scheerer (1980, S. 8), und zurecht haben er und andere darauf hingewiesen, dass man bereits am "Essai pour réduire les mots du grec, du latin & de l'allemand à un petit nombre de racines" (in: CFS 32, 1978, S. 73-101), welchen der noch nicht fünfzehnjährige Saussure dem von ihm verehrten Adolphe Pictet vorlegte, "ohne Übertreibung einiges ablesen kann, was später deutlicher und mit weiterreichenden Folgen als typisch für Saussures Denkweisen erkennbar werden soll" (ibid). Siehe dazu vor allem Reichler-Béguelin 1990, S. 21 ff.

² In der bereits erwähnten Rezension zu *Les origines indo-européennes ou les aryas primitifs* von A. Pictet, findet sich bereits der folgende, bemerkenswerte Satz, in dem Saussure die Einsicht, die er zuletzt zum Ausgangspunkt der allgemeinen Sprachwissenschaft erheben sollte, dem von ihm verehrten Gelehrten zuschreibt:

"Indem er bereits in der ursprünglichen Wiege [der indogermanischen Sprachen] unterschiedliche Dialekte annahm, löste sich Pictet von der Vorstellung, dass zwei Völker, die sich von einander trennten, beide dieselbe Sprache ['langue'] mit sich nahmen, und er ersetzte sie durch die Vorstellung der Sprachverschiedenheit ['diversité de langue'] innerhalb der geographischen und politischen Einheit." (Cf. REC, S. 398/99).

³ Das Phänomen, das die ominöse, von den Junggrammatikern postulierte «Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze» erklären sollte, ist kein anderes als dasjenige des Sprachwandels. Vgl. dazu Arens 1969, Bd 1, S. 337 ff. und S. Auroux: "La querelle des lois phonétiques", in: *Linguisticae Investigationes* III, 1979, S. 1-27.

⁴ Als der neunzehnjährige Saussure 1876 seinen Leipziger Studienaufenthalt begann, war H. Osthoff bereits «Privatdocent». Der andere der beiden "Anführer und Rufer im Streite" (H. Arens) der entstehenden junggrammatischen Schule, K. Brugmann, habilitierte sich 1877. Vgl. dazu SOU, S. 12-25. Zur retrospektiven Konfrontation der junggrammatischen Lehre mit den Überlegungen Saussures siehe P. Caussat: "La querelle et les enjeux des lois phonétiques. Une visite aux néo-

kam der Rückgriff auf den Begriff des Zeichens nämlich einem Rückfall aus der eben erst errungenen *historischen* Stufe der Sprachwissenschaft in deren überwunden geglaubte Vorstufe, die *philosophische* Sprachwissenschaft¹ gleich. In der Tat fällt ja das Aufkommen der historisch-vergleichenden Grammatik, zumindest seit F. Bopps 1816 erschienenem, epochalem Werk *Über das Konjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache* mit dem allmählichen Zurücktreten und bald völligen Verschwinden jener Zeichenproblematik zusammen, welche die philosophische Auseinandersetzung mit der Sprache seit Jahrhunderten geprägt hatte. Von daher gesehen ist es kaum verwunderlich, dass es Saussure in den Artikeln, die er veröffentlichte, fein säuberlich vermied, vom Zeichen zu sprechen.

Doch wie wir zu zeigen versucht haben, unterscheiden sich Saussures zeichentheoretische Überlegungen grundlegend von den Konzepten der philosophischen Semiotik, und zwar gerade dadurch, dass sie die im Anschluss an Bopp im Verlaufe des 19. Jahrhunderts gewonnenen Erkenntnisse der historisch-vergleichenden Grammatik über die Natur des Sprachwandels zum Gegenstand hatten². Oder anders gesagt: Was Saussures Ansatz auszeichnet, ist, dass er die empirischen Befunde der Sprachwissenschaft seiner Zeit im Rückgriff auf die in Vergessenheit geratene Thematik der Zeichen theoretisch zu fassen versuchte. In der Art und Weise, wie Saussure den Sprachwandel mit der Zeichentheorie konfrontierte, verwandelten sich diese beiden bis anhin getrennt behandelten Gebiete von Grund auf, was nur schon daran ablesbar ist, dass Saussure, statt von Semiotik, von einer 'noch nicht existierenden Wissenschaft' – der *Semiologie* – spricht, 'welche das Leben der Zeichen im Rahmen des sozialen Lebens untersucht'. Dieser sein semiologischer Ansatz erlaubte es Saussure, die Sprachwissenschaft in einen umfassenden konzeptuellen Rahmen zu stellen, führte ihn aber auch dazu, sich mit Fragen und Themenbereichen zu befassen, die in der Sprachwissenschaft seiner Zeit keinen Platz hatten. Für Saussure waren weder die Beschäftigung mit den germanischen Legenden noch etwa mit den sprachlichen Produkten eines spiritistischen Mediums zu weit abliegend, als dass sie in seinen semiologischen Bemühungen nicht ihren Niederschlag gefunden hätten.

Dennoch ist die eingangs des *Cours* gemachte Feststellung, dass 'der Linguistik dadurch, dass sie der Semiologie zugerechnet worden sei, zum ersten Male ein fester Platz unter den Wissenschaften zugewiesen werden konnte', nur eine Halbwahrheit: Sie unterschlägt, dass mit deren Auffassung als einer semiologischen Wissenschaft, die Linguistik für Saussure alles andere als unproblematisch geworden war und dass er letztlich, wie sein Brief an Meillet durchblicken lässt, am Wert ihrer Aussagen zweifelte.

Derart muss man sich an eine Art Lehre halten, wie gegen seinen Willen, und wie wenn das vielleicht noch die beste Art und Weise ist, die Zweifel selbst darzulegen.³

grammairiens", in: *Langages* 49, 1978, *Saussure et la linguistique pré-saussurienne*, hrsg. v. C. Normand, S. 24-45.

¹ Diese Unterscheidung macht wörtlich B. Delbrück in seiner *Einleitung in das Sprachstudium*, Leipzig 1893, S. 142.

² Vgl. dazu auch J. Fehr: "Die Theorie des Zeichens bei Saussure und Derrida oder Jacques Derridas Saussure-Lektüre", in: *CFS* 46, S. 35-54.

³ Cf. *LEG*, S. 78.

Mit diesem Satz, der sich in Saussures Notizen zum *Nibelungenlied* findet und den wir dieser Arbeit als Motto vorangestellt haben, lässt sich die Problematik der Darstellung von Saussures Denken im *Cours* auf den Punkt bringen: Wenn nämlich Saussure, in Rücksicht auf die Studenten, für die seine Vorlesungen über allgemeine Sprachwissenschaft zum 'Examensstoff' gehörten, 'etwas Vereinfachtes machte' und das Thema nicht 'in seiner ganzen Komplexität' ausbreitete, so haben die Herausgeber des *Cours* die von Saussure vorgetragene Lehre zu ihrem Nennwert genommen und sie nicht auch als diskrete Darlegung der 'Zweifel selbst' zu verstehen versucht. Dass aber der Rückgriff aufs Zeichen der Linguistik nicht nur einfach einen bestimmten Platz unter den Wissenschaften zwies, sondern zugleich ihre 'hundertfache Komplikation' bedeutete, hatte Saussure bereits 1894 erkannt.

Welcher Art diese Komplikationen waren, mit denen sich Saussure konfrontiert sah, haben wir in diesem Gang durch seine Notizen nachzuzeichnen versucht. Hier seien nur deren zwei nochmals genannt: Der Feststellung, dass die Sprache 'ein geschlossenes System' sei und der mit dieser Feststellung verknüpften Forderung, dass 'die Theorie ein ebenso geschlossenes System sein müsse', stand die Einsicht gegenüber, dass dieses System nur in einem Prozess sozialer Zirkulation existierte und sich mithin der totalisierenden Objektivierung entzog¹. Oder anders gesagt: Saussure sah sich vor die Aufgabe gestellt, ein System zu denken, zu dessen Existenzweise es gehörte, nie als Einheit vollständig umfassbar vorzuliegen:

Die Vorstellung, dass die Dinge der Sprache ['langue'] sich auf einem *einzig*en und fortlaufenden Weg darstellen lassen, ist dieselbe falsche Vorstellung, die macht, dass man unterstellt, die Sprache ['langue'] selbst sei etwas Einheitliches ['une chose une']. Wir verneinen, dass die Sprache ['langue'] etwas Einheitliches ['une chose une'] sei [...].²

¹ Vgl. dazu J.-C. Milner: *L'amour de la langue*, Paris 1978, S. 44 f.

² Cf. CLG/E (II), S. 28, N 12, Nr. 3299. Einem Hinweis J.-A. Millers folgend, zitieren wir hier eine Stelle aus einem am 28. Juli 1899 vom Mathematiker G. Cantor an seinen Fachgenossen R. Dedekind geschriebenen Brief:

"Gehen wir von dem Begriff einer bestimmten Vielheit (eines Systems, eines Inbegriffs) von Dingen aus, so hat sich mir die Notwendigkeit herausgestellt, zweierlei Vielheiten (ich meine immer *bestimmte* Vielheiten) zu unterscheiden.

Eine Vielheit kann nämlich so beschaffen sein, dass die Annahme eines «Zusammenseins» *aller* ihrer Elemente auf einen Widerspruch führt, so dass es unmöglich ist, die Vielheit als eine Einheit, als «ein fertiges Ding» aufzufassen. Solche Vielheiten nenne ich *absolut unendliche oder inkonsistente Vielheiten*."

(G. Cantor: *Gesammelte Abhandlungen mathematischen und philosophischen Inhalts. Mit erläuternden Anmerkungen sowie mit Ergänzungen aus dem Briefwechsel Cantor-Dedekind*, hrsg. v. E. Zermelo, Berlin 1932, S. 443). Ohne nun Saussures *système de la langue* gleich als eine 'inkonsistente Vielheit' im Cantorsche Sinne bezeichnen zu wollen, scheint uns die Ähnlichkeit dieser beiden Formulierungen und deren zeitliche Koinzidenz doch bemerkenswert. Der Vergleich ist umso suggestiver, wenn man sich die im vorangehenden Kapitel dargestellte Konzeption des 'Mechanismus der Sprache' in Erinnerung ruft, beruht dieser doch laut Saussure auf dem 'Ineinanderspielen' von Assoziationen *in praesentia* mit solchen *in absentia*. Ob darüber hinaus tatsächlich eine in sinnvoller Weise umsetzbare Verwandtschaft zwischen den beiden in gänzlich verschiedenen Disziplinen und wissenschaftsgeschichtlichen Kontexten entwickelten Theorien fassbar ist, bleibe hier dahingestellt.

Mit der Konzeption der Sprache als einem uneinheitlichen, nicht totalisierbaren System, das ständig fluktuierte, weder in der Zeit noch im Raum begrenzt und notwendig einer 'unbegrenzten Zersplitterung ausgesetzt' war, zeichnete sich zwar ein gedanklich stringenter Erklärungsansatz für den Sprachwandel ab, zugleich aber hatte diese Konzeption tiefgreifende Konsequenzen, welche traditionelle – von der Sprachwissenschaft stillschweigend vorausgesetzte – Vorstellungen über die Natur der Sprache gegenstandslos werden liessen. Saussures Einsicht, dass, 'im Gegensatz zu der falschen' – aber weitverbreiteten – 'Vorstellung, die Sprache nicht ein Mechanismus ist, der im Hinblick auf auszudrückende Begriffe geschaffen und angeordnet ist', wird im *Cours* mehr beiläufig erwähnt. Wie konnten aber 'sprachliche Sachverhalte' – noch – 'als Ergebnisse unserer Willensakte gelten', wie es die 'aktuelle Sprachwissenschaft bejahte', wenn 'die Sprache in keiner vom menschlichen Geist korrigierbaren oder dirigierbaren Regel enthalten ist'? Und wie musste man sich, umgekehrt, das Verhältnis von Sprache und sprechendem Subjekt vorstellen, wenn diese Frage verneint wurde? Wie war es möglich, mittels sprachlicher Zeichen zu sprechen, wenn diese, 'auf die Unvernunft selbst gegründet', in sich 'null und nichtig' waren?

Im vorangehenden Kapitel sind wir den Überlegungen nachgegangen, die sich im Hinblick auf diese Fragen aus Saussures sprachwissenschaftlichen Notizen sowie aus seinen Beiträgen zu Arbeiten Théodore Flournoys erschliessen lassen. Dass sich auch Saussures als obskur geltende Anagramm-Studien, mit denen wir uns bis anhin noch nicht näher befasst haben, aus dem Blickwinkel, den diese Fragen eröffnen, erhellen lassen, wollen wir in dem diesen Kommentar beschliessenden Kapitel darlegen.

XI. WER SPRICHT?

Die Veröffentlichung von Auszügen aus Saussures Anagramm-Studien in einer Reihe von Artikeln, die ihr Verfasser, Jean Starobinski, 1971 unter dem vielsagenden Titel *Les mots sous les mots. Les anagrammes de Ferdinand de Saussure* zusammenfasste, löste auf Anhieb ein weitreichendes und unüberhörbar vielstimmiges Echo aus. Während R. Jakobson nicht zögerte, von "der zweiten saussureschen Revolution" zu sprechen, die "der linguistischen Erforschung der Poesie unerhörte Perspektiven eröffnete"¹, sahen andere Sprachwissenschaftler darin bloss einen "absurden Zeitvertreib" (R. Amacker)², "eine unglückliche Verirrung", von der man "nur ungern sprach" (G. Redard)³, allenfalls "eine geniale Fehlleistung" (P. Wunderli)⁴ oder schlicht eine "rätselhafte" bzw. "kuriose Angelegenheit" (R. Engler)⁵. G. Mounin schliesslich reagierte auf Artikel wie "La folie de Saussure" von M. Deguy⁶, vor allem aber auf die Rezeption der Anagramm-Studien durch die Pariser *Tel Quel*-Gruppe⁷ mit der polemischen Feststellung, dass "nichts besser die Transformation der wissenschaftlichen Kultur in eine journalistische Quasi-Kultur illustrieren"⁸ könne.

Ob nun diese beissende Bemerkung berechtigt sei oder nicht, eines ist nicht von der Hand zu weisen: Nachdem im Paris der fünfziger und sechziger Jahre M. Merleau-Ponty, C. Lévi-Strauss, J. Lacan und viele andere tonangebende Intellektuelle immer wieder auf den *Cours* hingewiesen hatten, war Saussure dort zu einem der meist diskutierten Theoretiker avanciert, ja er zählte, zusammen mit Freud und Marx, zu jener «Triple Entente Structuraliste», die den Kanon des Subversiven bildete⁹. Kommt hinzu, dass seit dem Erscheinen von R. Godels *Sources manuscrites du Cours de linguistique générale* und im Zuge der daran anschliessenden dokumentarischen und textkritischen Veröffentlichungen, klar geworden war, dass das Denken des Genfer Meisters weitaus komplexer war, als es das berühmte Buch vermuten liess, auf dem die bisherige Saussure Rezeption beruht hatte. Dass in diesem Umfeld das plötzliche Auftauchen der bisher

¹ Cf. Jakobson 1971, S. 23. Siehe dazu auch ders.: *La charpente phonique du langage*, Paris 1980, S. 268 ff., "La «poétique phonisante» de Saussure vue d'aujourd'hui".

² Cf. *Linguistique saussurienne*, Genf 1975, S. 17.

³ Cf. "Deux Saussure?", in: CFS 32, 1978, S. 27.

⁴ *Ferdinand de Saussure und die Anagramme. Linguistik und Literatur*, Tübingen 1972, S. VII.

⁵ Cf. Engler 1975, S. 844, bzw. Engler 1976, S. 8.

⁶ In: *Critique* 25/260, 1969, S. 20-26.

⁷ Siehe unter anderem J. Kristeva: "Pour une sémiologie des paragrammes"[1966] und "L'engendrement de la formule"[1969], beide abgedruckt in: ΣΗΜΕΙΟΤΙΚΗ. *Recherches pour une sémanalyse (Extraits)*, Paris 1978, S. 113-146 bzw. S. 217- 310.

⁸ Cf. "Les anagrammes de Saussure", in: Amacker, Prieto & De Mauro 1974, S. 241.

⁹ Vgl. M. Pêcheux: "Sur la (dé-)construction des théories linguistiques", in: *DRLAV* 27, 1982, S. 6, Milner 1994, S. 3 f. sowie Dosse 1991, S. 65 ff.

unbekannten, höchst rätselhaften und von Starobinski brillant präsentierten sogenannten Anagramme hohe Wogen schlug, kann im nachhinein kaum überraschen. Zu den positiven Auswirkungen dieser von prominenten Theoretikern geführten Debatte¹ gehört nicht zuletzt, dass Starobinskis Buch 1980 ins Deutsche übersetzt worden ist², als erste und einzige Veröffentlichung Saussurescher Texte seit dem ein knappes halbes Jahrhundert zurückliegenden Erscheinen der *Grundfragen*. — Doch worum genau geht es in dieser "berühmten und konfusen Theorie der Anagramme"³?

Zunächst eine Vorbemerkung zu Saussures Vorgehen: Er schrieb in der Regel fein säuberlich, meist in Schulhefte, zum Teil aber auch auf grosse, lose Blätter, einzelne, hauptsächlich lateinische Verszeilen heraus, unter welche er dann, manchmal durch farbige Tinte besonders markiert, die Laute und Lautfolgen notierte, die ihm dabei auffielen. Das dritte der drei folgenden, chronologisch angeordneten Beispiele, die wir aus buchstäblich unzähligen vergleichbaren Notizen herausgegriffen haben, illustriert diese Vorgehensweise am anschaulichsten. Im ersten Beispiel erläutert Saussure, was er unter einem Anagramm bzw. Hypogramm versteht, das zweite schliesslich zeigt, wie Saussure bei seiner Suche nach Anagrammen auch in lateinischen Prosatexten fündig wurde:

I. [Beispiel eines saturnischen Verses]

Taurasia Cīsauna Samnio cēpit

Dies ist ein *anagrammatischer* Vers, insofern er vollständig den Namen *Scīpio* enthält (in den Silben *cī + pī + ĩō*, ausserdem in dem *S* von *Samnio cēpit*, das die Initiale einer Gruppe ist, in der fast das ganze Wort *Scīpīō* wiederkehrt, – [...])⁴

¹ Neben den bereits erwähnten Linguisten beteiligten sich an dieser Debatte auch J. Derrida, L. Irigaray, J. Lacan, S. Lotringer, M. Riffaterre und viele andere mehr. Der anregendste Versuch, in diesem Kontext linguistische und psychoanalytische Überlegungen zu verknüpfen, findet sich bei J.-C. Milner, *L'amour de la langue*, Paris 1978, insbesondere das 6. Kapitel, "Un linguiste désirant", S. 85-97.

² *Wörter unter Wörtern. Die Anagramme von Ferdinand de Saussure*, übersetzt und eingerichtet von Henriette Beese, Frankfurt 1980. Da durch dieses Buch Saussures Anagramm-Studien in wichtigen Teilen dem deutschsprachigen Publikum bereits zugänglich sind, beschränken wir uns hier auf die Wiedergabe eines einzigen zusätzlichen Manuskriptauszugs (siehe infra, Beispiel III). Wo unser Text von dieser Übersetzung abweicht, verweisen wir bei der Stellenangabe zusätzlich auch auf die entsprechende Seitenzahl im französischen Original.

³ Cf. D. Shephard: "Saussure et la loi poétique", in: Amacker/Engler 1990, S. 237.

⁴ Cf. WUW, S. 22.

Worte oder Namen 'paraphrasiert' oder "imitiert"¹, die in einer Passage, implizit oder explizit, wichtig sind. Im dritten Beispiel etwa geht also Saussure davon aus, dass das Lautmaterial der Verse so angelegt war, dass es den Namen 'Ferdinandus Lessepsus', dem das Gedicht gewidmet ist, 'paraphrasiert'. Dieses "auf den ersten Blick bizarre"² Verfahren war laut Saussure die "unausbleibliche und untrennbare Bedingung jeder literarischen Komposition, durch die Jahrhunderte und die vielfältigsten Bereiche hindurch, welche die lateinische Kultur erlebte"³:

Seit der Zeit, als die lateinische Poesie noch den saturnischen Vers gebrauchte, über die niedrigste Epoche und bis mitten ins Mittelalter hat sie keinen Augenblick aufgehört, in der Wahl der Worte, die den Vers ausmachen, an den Vorgaben des Anagramms entlangzulaufen [...].⁴

Ihrem dezidierten Tonfall zum Trotz kommt in diesen Zeilen nicht Saussures endgültige Einschätzung des Phänomens zum Ausdruck. Statt dessen markieren sie bloss eine der vielen Etappen eines intensiven Arbeitsprozesses, in dessen Verlauf Saussure sein Forschungsfeld ständig erweiterte und zugleich das vermutete sprachliche Verfahren immer wieder neu zu definieren versuchte, was sich auch in der stark fluktuierenden Terminologie seiner Studien niedergeschlagen hat: So spricht er neben Anagramm und Hypogramm auch von "Paragramm"⁵, "Logogramm"⁶, "Antigramm"⁷, von "Homogramm"⁸ und "Kryptogramm"⁹, bzw. von "Paranomasiem"¹⁰, "Paramin"¹¹, "Paramorphe"¹² etc. — Am Ausgangspunkt der Untersuchungen steht, 1906, ein Aufenthalt Saussures in Rom¹³, wo er, "um sich den Kopf zu zerbrechen"¹⁴, die "archaische Inschrift des Forums"¹⁵ zu entziffern versuchte. Von der dabei gewonnenen Vermutung, dass der saturnische Vers auf streng geordneten, aber bisher unentdeckt bzw. unerwähnt gebliebenen Lautwiederholungen beruhte, gelangte Saussure, Schritt für Schritt, zur oben skizzierten Auffassung des Anagramms als "Grundlage der Versifikation"¹⁶. Je mehr er sich mit den Anagrammen beschäftigte, desto mehr weitete sich aber auch sein Textkorpus aus: Die fraglichen Phänomene waren nicht nur beim Saturnier, sondern überhaupt bei der lateinischen Poesie, ja beim römischen Schrifttum ganz allgemein zu beobachten; nicht nur beim Latein der Antike, sondern auch im Mittelalter bis hin zu zeitgenössischen neulateinischen Dichtungen; nicht nur bei lateinisch

¹ Cf. LAM, S. 109.

² Cf. *ibid.*

³ WUW, S. 96.

⁴ WUW, S. 106.

⁵ WUW, S. 24.

⁶ WUW, S. 25.

⁷ *Ibid.*

⁸ WUW, S. 105.

⁹ Wunderli 1972, S. 51.

¹⁰ WUW, S. 24.

¹¹ *Ibid.*

¹² WUW, S. 104.

¹³ Cf. LAM, S. 106.

¹⁴ Cf. *ibid.*

¹⁵ Cf. *ibid.*

¹⁶ WUW, S. 23.

abgefassten Texten, sondern von der vedischen Poesie über die griechische Literatur bis hin zur germanischen Dichtung; kurz, im anagrammatischen Verfahren war nichts anderes als das "erste Prinzip der indoeuropäischen Poesie"¹ schlechthin zu sehen.

Mit dieser ständig weiter umsichgreifenden Bewegung werden indessen auch die Zweifel immer insistenter, die Saussure schon von Beginn dieser Beobachtungen weg hegte – "und zwar über den wichtigsten Punkt, will sagen, was man vom Gehalt an Realität oder Phantasmagorie in der ganzen Angelegenheit denken soll"²:

Wenn ein 1. Anagramm erscheint, scheint es, dies sei die Erleuchtung. Wenn man dann sieht, dass man ihm ein 2., ein 3., ein 4. hinzufügen kann, dann ist man weit davon entfernt, sich von allen Zweifeln befreit zu fühlen, sondern beginnt, nicht mehr das gleiche absolute Vertrauen zu haben wie bei dem ersten: weil man dazu kommt, sich zu fragen, ob man nicht letztlich alle möglichen Wörter in jedem Text finden kann, oder sich zu fragen, bis zu welchem Punkt jene, die sich anboten, ohne dass man es gesucht hätte, wirklich von charakteristischen Garantien umgeben sind und eine grössere Summe von Koinzidenzen als das zuerst gekommene Wort enthalten oder als dasjenige, auf das man nicht geachtet hat.³

Saussures Dilemma ist nur allzu verständlich: Wenn, wo immer er seinen Blick hinwendet, Anagramme 'zu Hunderten fließen und rieseln', wenn die "vedische Poesie buchstäblich mit Anagrammen überzogen"⁴, "jede saturnische Passage ein einziges Wimmeln von einander nachklingenden Silben und Lautgruppen ist"⁵, "alle Werke von Cicero, an welcher Stelle man auch die Bände [...] öffnet, im unwiderstehlichsten Hypogramm buchstäblich schwimmen"⁶ — dann bestätigte dies, wie sich Saussure eingesteht, gerade nicht die Richtigkeit der von ihm gehegten Vermutung. Wenn er nämlich "vergeblich versucht, auf eine leere Passage zu stossen"⁷, Anagramme also auch dort findet, wo er nach ihrem Fehlen sucht, führte dies vielmehr unausweichlich zur Frage, 'ob man nicht letztlich alle möglichen Wörter in jedem Text finden kann'. Und folglich brauchte es, um zweifelsfrei zu zeigen, dass das beobachtete Phänomen nicht einfach aus dem "natürlichen Spiel der Chancen mit den 24 Buchstaben des Alphabets"⁸, resultierte, etwas anderes als die zahllos aus der indoeuropäischen Literatur herausgelesenen Anagramme: Es brauchte 'charakteristische Garantien'. Aber wie und wo waren solche zu finden?

Ein naheliegender Ausweg aus dem skizzierten Dilemma bestand darin, nach Zeugnissen zu suchen, in welchen "die Verpflichtungen und Zwänge aller Art, die dem Dichter" durch das vermutete Verfahren "auferlegt waren"⁹ explizit festgehalten wurden. Doch Saussure findet, wie er in einem seiner Hefte resigniert notiert, nichts dergleichen:

Ich habe überdies auch keine Erklärung für die schwer begreifliche oder glaubliche Tatsache, dass kein einziger lateinischer Autor, der *De re metrica* schrieb oder

1 WUW, S. 30.

2 WUW, S. 123.

3 WUW, S. 105.

4 Cf. LAM, S. 113.

5 Cf. LAM, S. 110.

6 WUW, S. 92.

7 WUW, S. 91.

8 WUW, S. 124.

9 WUW, S. 18.

allgemein von der poetischen Komposition sprach, den Eindruck macht, zu wissen oder wenigstens *wissen zu wollen*, dass die grundlegende Basis einer poetischen Komposition darin besteht, die Logogramme eines Namens oder eines Satzes als Canevas zu benutzen. Und das, wenn es in den entferntesten Provinzen des Imperiums, fern von jedem literarischen Zentrum, vermutlich nicht einen einzigen bescheidenen Epitaph, nicht eine einzige Zeile einer selbst ungeschliffenen lateinischen Poesie gibt, genauso wie jene, die es durch die Irrgärten einer gelehrten Komposition hindurch entfalten, welche nicht grundlegend über das Anagramm ablaufen würde.¹

Dass er in den antiken Verslehren nicht fündig wurde, bedeutete in Saussures Augen indes noch nicht, dass die 'Theorie der Anagramme' aufzugeben war. Wenn alle untersuchten Texte 'grundlegend über das Anagramm abliefen', konnte es ja auch sein, dass er auf eine "okkulte Tradition"² gestossen war. Mehr noch: Zwang "die wahrhaft unerbittliche Regelmässigkeit der Anagramme" nicht "zu dem Glauben, dass diese Gewohnheit für alle gebildeten Römer eine zweite Natur war, sobald sie die Feder in die Hand nahmen, um ein noch so unbedeutendes Wort zu sagen"³? Hatte also "das Hypogramm bei den Lateinern den Grad einer unvermeidlichen und tiefreichenden *psychologischen Sozialisierung* erreicht"⁴, "welche pathologische Aspekte annehmen"⁵ konnte? Oder handelte es sich um eine Art "religiöses oder poetisches Gesetz"⁶, ohne das zu erfüllen, "der Schriftsteller vielleicht nicht das Recht zu haben glaubte, eine einzige Zeile zu schreiben"⁷?

So einfallsreich und vielschichtig all diese Vermutungen sein mochten, es entging Saussure nicht, dass auch auf diesem spekulativen Weg die für ihn entscheidende Frage – 'was man vom Gehalt an Realität oder Phantasmagorie in der ganzen Angelegenheit denken soll' – nicht zu beantworten war. Unter diesen Umständen war es angezeigt, die "Meinung eines unvoreingenommenen Fachkollegen" einzuholen, der die Anagramm-Theorie "kühl zu beurteilen"⁸ in der Lage war. In einem Brief vom 12. November 1906 wendet sich Saussure deshalb an Meillet:

Hätten Sie die Güte, mir diesen Freundschaftsdienst zu erweisen und Notizen über das *Anagramm in den homerischen Dichtungen* zu lesen, die ich neben anderen Studien im Verlaufe meiner Untersuchungen zum saturnischen Vers niedergeschrieben habe; und betreffs dieser ich Sie vertraulich konsultiere, denn es ist demjenigen, der diese Idee hat, nahezu unmöglich zu wissen, ob er Opfer einer Illusion ist oder ob seiner Idee etwas Wahres oder nur Halbwahres zugrundeliegt. Nachdem ich überall nach jemandem Ausschau gehalten habe, welcher der Kontrolleur meiner Hypothese sein könnte, sehe ich seit langem nur Sie; und weil ich zugleich, was diese vielleicht illusorische Hypothese anbelangt, um gänzliche Diskretion bitten muss, sind umso mehr Sie es, an den ich mich wende, um auch in dieser Hinsicht beruhigt zu sein. Ich verschweige Ihnen nicht, dass Sie, falls Sie akzeptieren, mit der nächsten Postsendung zwölf bis fünfzehn Hefte erhalten werden. Immerhin sind diese Notizen mit Blick auf

¹ Cf. WUW, S. 108.

² WUW, S. 106. Eine anregende Darstellung der anagrammatischen Praxis der Kabbalisten, der sogenannten «Temurah», an welche Saussure bei seiner Vermutung einer 'okkulten Tradition' gedacht haben mochte, gibt Eco 1994, S. 38-46.

³ WUW, S. 94.

⁴ WUW, S. 96.

⁵ WUW, S. 92.

⁶ WUW, S. 30.

⁷ WUW, S. 96.

⁸ Cf. LAM, S. 112.

einen Leser verfasst, was ich mir zum Gesetz auferlegt habe, um sozusagen eine erste Kontrolle mir gegenüber zu haben – und somit bieten sie keine Lektüreschwierigkeiten.¹

Meillet hat in der Folge zwar wiederholt, wenn auch nur in kurzen Bemerkungen, das Für-und-Wider zu Saussures 'Idee' abgewägt, auf dessen brennende Frage wusste er aber genausowenig eine Antwort zu geben wie L. Gautier, den Saussure später ebenfalls in seine Untersuchungen einweihte. Doch da er mit dem Fortschreiten seiner Untersuchungen schliesslich auch noch in zeitgenössischen neulateinischen Texten auf Anagramme gestossen war, blieb Saussure als letzte Möglichkeit, sich direkt an einen der akademischen Verfasser dieser Texte zu wenden. Seine Wahl fiel auf G. Pascoli, der zu dieser Zeit als Professor für italienische Literatur an der Universität von Bologna lehrte. Auf einen ersten Brief – vom 19. März 1909 –, in dem er sein Problem nur vage angedeutet hatte, scheint Saussure von Pascoli eine Antwort erhalten zu haben, die ihn ermutigte, diesem am 6. April 1909 konkrete Beispiele aus dessen eigenem Schaffen zu unterbreiten:

Sehr verehrter Herr und Kollege,

indem ich Ihnen für die Zeilen danke, die Sie mir freundlicherweise letzten Monat sandten, mache ich Gebrauch von der liebenswürdigen Erlaubnis, die diese als Antwort auf meine Bitte enthalten.

Zwei oder drei Elemente werden genügen, um Ihnen den Inhalt der Frage vorzuführen, die sich meinem Geist gestellt hat und um Ihnen gleichzeitig eine allgemeine Antwort zu ermöglichen, denn wenn es allein der Zufall ist, der in diesen wenigen Exempeln im Spiel ist, geht daraus mit Sicherheit hervor, dass es mit allen anderen ebenso steht. Von vornherein halte ich es, wenn ich nach einigen Worten Ihres Briefes urteilen kann, für recht wahrscheinlich, dass es sich um einfache zufällige Koinzidenzen handeln muss:

1. Geschieht es durch Zufall oder mit Absicht, dass in einer Passage wie Catullo *Calvos* S. 16 es sich findet, dass der Name *Falerni* von Wörtern umgeben ist, welche die Silben dieses Namens reproduzieren

... / *facundi c a lices haus e re – a lt erni* /
 FA AL ER AL ERNI

2. Ibidem S. 18, ist es wiederum ein Zufall, dass die Silben von *ulixes* gesucht zu werden scheinen, in einer Wortfolge wie

/ *Urbium sim u // Undique pep u lit lux umbras ... re sid e s*
 U— ULU— ULI- X- S- S- ES

ebenso wie die von *Circe* in

/ *Cicuresque* / ...
 CI- R - CE

[...]

Wie ich schon sagte, genügen diese Beispiele, obwohl sie aus einer grossen Menge ausgewählt sind. Es gibt etwas Trügerisches in dem Problem, das sie stellen, denn die Anzahl der Beispiele kann nicht zur Verifizierung der Absicht dienen, welche die Angelegenheit beherrscht haben mag. Im Gegenteil, je beträchtlicher die Anzahl der Beispiele wird, desto mehr gibt es Grund für die Vorstellung, dass es ein natürliches

¹ Cf. Jakobson 1971, S. 16.

Spiel der Chancen mit den 24 Buchstaben des Alphabets ist, welches diese Übereinstimmungen gleichsam regelmässig produzieren muss. Da die Wahrscheinlichkeitsrechnung in diesem Fall das Talent eines geübten Mathematikers erfordern würde, habe ich es für kürzer und sicherer gehalten, mich an eine Person zu wenden, die mich in einzigartiger Weise über den Wert belehren könnte, der einem solchen Zusammentreffen der Laute zuzuschreiben ist. Dank des mich zutiefst verpflichtenden Versprechens, das Sie mir liebenswürdigerweise gemacht haben, würde ich nicht zögern, mich eher als durch irgendeine Berechnung auf diesen Punkt festzulegen.¹

Der Ausgang der Geschichte ist bekannt: Gemäss Gautier blieb dieser zweite Brief ohne Antwort und weil Saussure dieses Schweigen offenbar als Leugnen deutete, brach er seine Untersuchungen über die Anagramme ab². War Saussure also doch das 'Opfer einer Illusion' geworden und 'die ganze Angelegenheit' nur eine 'Phantasmagorie'? Im Brief an Pascoli fällt auf, dass Saussure seine Frage auf eine rigide Alternative zu reduzieren versucht: Entweder waren die Anagramme vom Autor der Texte beabsichtigt oder aber sie waren rein zufällig und damit belanglos. Dieser Alternative liegt dieselbe rationalistische Vorstellung über den dichterischen Schaffensprozess zu Grunde, welche Saussure in seinen Notizen zur französischen Verslehre wie folgt formulierte:

Mein System besteht nicht darin, mich zum Bewunderer eines Werks zu machen und von diesem Erleuchtungen zu erwarten ... Mein System ist im Gegenteil, nichts zuzulassen als die rationalen Schemata und sehr kühl zu betrachten, ob die poetischen Autoren diesen rationalen Schemata gefolgt sind oder nicht. [...]

Es gibt in der Prosa wie bei den Versen etwas, was man *schreiben* nennt und was die Literaturkritiker zuallererst betrachten. Die Gabe des Schreibens besteht in der Einheit des Tons eines Stücks. Sie besteht nicht darin, da und dort leuchtende Sätze aufblitzen zu lassen. Sie besteht darin, dass der Autor sein Denken/seine Gedanken [*pensée*] vollständig besitzt [...].³

Diese ganz der klassischen Ästhetik verpflichtete Vorstellung wird, wie bereits von D. Shepherd bemerkt⁴, durch die Anagramme radikal in Frage gestellt. Wenn, laut Saussures treffender Formulierung, bei den von ihm untersuchten Texten, die "Lautung [*'phonisme'*] von einem Namen gelenkt wird"⁵, war die Frage »Zufall oder Absicht« schlicht falsch gestellt. Das nicht nur literaturtheoretisch brisante Grundproblem, das sich mit den Anagramm-Studien stellte, ist ein anderes: Hier zeigte sich, dass, was jemand sagt, dass die Art und Weise, wie jemand etwas sagt, von Bezügen (mit-)bestimmt ist, die im Material einer Sprache angelegt sind, von Bezügen, die jeder vorgefassten Intention entzogen waren und gerade dadurch ungeahnte Sinneffekte evozieren konnten⁶. Eine derartige, komplexe Wechselwirkung zwischen Sprache und sprechendem Subjekt scheint nun, vom Modell des 'Mechanismus der Sprache' her betrachtet, das Saussure

¹ Cf. "Lettres de Ferdinand de Saussure à Giovanni Pascoli", hrsg. v. G. Nava, in: CFS 24, 1968, S. 80/WUW, S. 123-124.

² WUW, S. 124.

³ Cf. Shepherd 1990, S. 237/38.

⁴ Ibid.

⁵ WUW, S. 45, Hervorhebung hinzugefügt.

⁶ In einem seiner Briefe an Meillet, in welchem er davon berichtet, dass er den Schlüssel zum Saturnier in der "*Alliteration*" gefunden zu haben glaubte, schreibt Saussure mit ungewohnt kriegerischem Vokabular, dass er nun "mit Schüssen aus der schweren *Artillerie* vorankomme". (Vgl. WUW, S. 14.)

während der Schlussphase seiner Beschäftigung mit den Anagrammen in seiner gleichzeitig stattfindenden zweiten Vorlesung über allgemeine Sprachwissenschaft entwarf, durchaus denkbar: Wenn nämlich der 'Mechanismus der Sprache' 'ein ganzes latentes System' voraussetzte, 'vermöge dessen man die zur Bildung des Zeichens notwendigen Anhaltspunkte erhält', wenn 'der Inhalt eines Worts nur durch die Mitwirkung dessen richtig bestimmt werden kann, was ausserhalb seiner vorhanden ist', bzw. die 'anderen Formen um jedes Wort herum gegenwärtig' sind, ist es naheliegend, dass die 'Namen', welche Thema eines Textes sind, dessen 'Lautung lenken' können. War also Saussure mit den Anagrammen, statt auf eine 'okkulte Tradition', über die sich die Autoren von Homer bis Pascoli in maliziöser Weise ausschwiegen, auf Auswirkungen dieses 'Mechanismus der Sprache' gestossen? Mehr noch: Bestätigte sich mit den Anagrammen nicht gerade die Aussagekraft seines Modells?

Ein solcher Schluss hätte allerdings, zum einen, bedeutet, dass es sich beim hier beschriebenen Phänomen nicht um etwas spezifisch Literarisches handelte — womit sich, einmal mehr, was für Saussure zuerst nur eine Ablenkung davon sein sollte, als 'allgemeines Problem der Sprache' erwiesen hätte; zum anderen, und vor allem, hätte sich damit die Vorstellung als illusorisch erwiesen, dass der Autor eines Textes, kraft seines bewussten Denkens, als erste und letzte Instanz über sein Werk verfügt. Auf die Unzulänglichkeit der aus der sprachphilosophischen Tradition stammenden Vorstellung, dass 'sprachliche Sachverhalte Ergebnisse unserer Willensakte sind', auf deren Untauglichkeit zur Beschreibung der sprachlichen Phänomene, die ihn beschäftigten, hat Saussure immer wieder hingewiesen. Und doch markiert diese rationalistische Vorstellung bzw. die Schwierigkeit, sie konsequent zu überwinden, auch eine Grenze seiner eigenen Auseinandersetzung mit der Sprache. Ja vielleicht lässt sich, letztlich, in der Frage – *wer spricht?* – der gedankliche Ort bestimmen, von dem die Zweifel herrührten, die Saussure von der Veröffentlichung seiner Arbeiten abhielten.

Wer spricht, tritt, ob er will oder nicht, ins Spiel der Worte ein, und was die Worte sagen, bestimmt, wer sie ausspricht, nur bedingt. Wenn Worte etwas sagen, so nicht einfach deshalb, weil wir es so wollen, sondern vielmehr, weil sie zirkulieren, weil sie in einem System wechselseitiger Beziehungen stehen, einem System, das sich, von Generation zu Generation weitergegeben, unablässig verändert. Und dieses Spiel der Worte war auch dadurch nicht zu kontrollieren, dass man diese schriftlich festhielt. Denn wer wollte wissen, ob aus dem, was er schrieb, nicht dereinst jemand *F-e-r-d-i-n-a-n-d-u-s* oder einen anderen Namen herauslesen sollte?

Wenn jedenfalls, rund ein halbes Jahrhundert nach seinem Tod, die massgebenden Theoretiker des französischen Strukturalismus auf Saussure zurückgegriffen haben, so nicht einfach deshalb, weil sie bei ihm linguistische Konzepte fanden, die sich auch auf andere geisteswissenschaftliche Bereiche übertragen liessen. Was Saussures Bedeutung für den Strukturalismus ausmacht, ist darüberhinaus und vielmehr, dass er, in Ansätzen, aufgezeigt hatte, wie eine rationalistische Konzeption des (sprechenden) Subjekts zu überwinden war, und weiter, wie entscheidend dabei eine semiologische Auffassung der Sprache war:

Die Natur des Zeichens kann ... nur in der Sprache ['langue'] gesehen werden, und diese Natur setzt sich aus den Dingen zusammen, die man am wenigsten untersucht. Deshalb sieht man auf den ersten Blick die Notwendigkeit oder die besondere

Nützlichkeit einer semiologischen Wissenschaft nicht, wenn von der Sprache ['langue'] die Rede ist unter allgemeinen, philosophischen Gesichtspunkten; wenn man andere Dinge untersucht mit der Sprache ['langue'].¹

Das, was sich in der Sprache ['langue'] dem individuellen oder sozialen Willen entzieht, das ist die wesentliche Eigenschaft des Zeichens, diejenige auch, die sich auf den ersten Blick am wenigsten zeigt.² Wenn man das Zeichen unter diesem Licht betrachtet, wird man Seiten erscheinen sehen, die man nicht vermutet hatte, wenn man die Riten etc. untersucht, und man wird sehen, dass sie zu einem gemeinsamen Forschungsgebiet, jenem des besonderen Lebens der Zeichen, der Semiologie gehören.³

In dieser Einleitung zu seinen nachgelassenen Notizen, haben wir uns von der Frage leiten lassen, weshalb für Saussure, 'das, was sich in der Sprache dem individuellen und sozialen Willen entzieht, die wesentliche Eigenschaft des Zeichens' ist. Dabei ist ein weitgespanntes Gedankennetz hervorgetreten, das sich von Saussures linguistischen Reflexionen über seine Legendenforschung und seine Beiträge zu den Untersuchungen Théodore Flournoys bis zu den Anagramm-Studien zieht. Gleichwohl wäre es verkürzend und verfehlt, Saussures wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung nur im Horizont dieser einen Frage zu sehen. Wenn unsere Einleitung indessen Widerspruch hervorruft und den Wunsch weckt, Saussures Texte auch unter anderen Gesichtspunkten zu durchstreifen, hat sie ihr vorrangiges Ziel erreicht.

¹ Cf. CLG/E (I), S. 51, II R 22, Nr. 313-314.

² Cf. CLG/E (I), S. 51, II R 23, Nr. 312.

³ Cf. CLG/E (I), S. 51, II R 23, Nr. 315.

Abkürzungen

- BPUG = Bibliothèque publique et universitaire de Genève.
- CFS = *Cahiers Ferdinand de Saussure*, Revue de linguistique générale publiée par le Cercle Ferdinand de Saussure.
- CLG = *Cours de linguistique générale*, publié par Charles Bally et Albert Sechehaye, avec la collaboration de Albert Riedlinger, Lausanne und Paris: Librairie Payot, 1916.
- CLG/D = *Cours de linguistique générale*, édition critique préparée par Tullio De Mauro, Paris: Payot, 1972.
- CLG/E (I) = *Cours de linguistique générale*, édition critique par Rudolf Engler, Wiesbaden: Otto Harassowitz, 1967 ff.; Nachdruck: 1989.
- CLG/E (II) = *Cours de linguistique générale. Notes de F. de Saussure sur la linguistique générale*, édition critique par Rudolf Engler, tome 2, fascicule 4, Wiesbaden: Otto Harassowitz, 1974.
- F.d.S. = *Ferdinand de Saussure(1857–1913)*, hrsg. v. Marie de Saussure, Genf: W. Kündig, 1915; Nachdruck, mit einem Vorwort von Jacques und Raymond de Saussure, Morges: F. Trabaud, 1962.
- GRF = *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, hrsg. v. Charles Bally und Albert Sechehaye unter Mitwirkung von Albert Riedlinger, übersetzt von Herman Lommel, Berlin: de Gruyter&Co, 1931; 2. Auflage mit neuem Register und einem Nachwort von Peter von Polenz, 1967.
- LAM = "Lettres de Ferdinand de Saussure à Antoine Meillet", hrsg. v. Emile Benveniste, in: CFS 21, 1964, S. 93-125.
- LEG = *Le leggende germaniche*. Scritti scelti e annotati a cura di Anna Marinetti e Marcello Meli, Este: Zielo, 1986.
- LTS = Rudolf Engler, *Lexique de la terminologie saussurienne*, Comité international permanent des linguistes, Publication de la commission de terminologie, Utrecht/Antwerpen: Spectrum éditeurs, 1968.
- Ms. fr. = Manuscrit français, Abkürzung in Manuskriptsignaturen der BPUG
- MSLP = *Mémoires de la société linguistique de Paris*
- MSM = Jean Starobinski, *Les mots sous les mots. Les anagrammes de Ferdinand de Saussure, Essai*, Paris: Gallimard, 1971.
- N 1-24 = Notizen zur allgemeinen Sprachwissenschaft (BPUG, Ms. fr. 3951) nach der Einteilung von R. Godel (vgl. SM/G).
- REC = *Recueil des publications scientifiques de Ferdinand de Saussure*, publié par Charles Bally et Léopold Gautier, Genf: Editions Sonor; Lausanne: Librairie Payot; Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag, 1922; Reprint: Genf–Paris: Slatkine, 1970, 1984.
- SM/G = Robert Godel, *Les sources manuscrites du Cours de linguistique générale de F. de Saussure*, Genf: Librairie Droz, 1957.
- SOU = "Souvenirs de F. de Saussure concernant sa jeunesse et ses études", hrsg. v. Robert Godel, in: CFS 17, 1960, S. 12-25.
- SVG = [Frl. Smiths indische Sprache], in: Théodore Flournoy, *Die Seherin von Genf. Experimentaluntersuchungen zur Religions-, Unterbewusstseins- und Sprachpsychologie*, herausgegeben und eingeleitet von G. Vorbrodt, Zweites Heft, Mit Geleitwort von Max Dessoir, Leipzig: Meiner, 1914, S. 373-402.
- WUW = Jean Starobinski, *Wörter unter Wörtern. Die Anagramme von Ferdinand de Saussure*, Frankfurt/M: Ullstein, 1980.